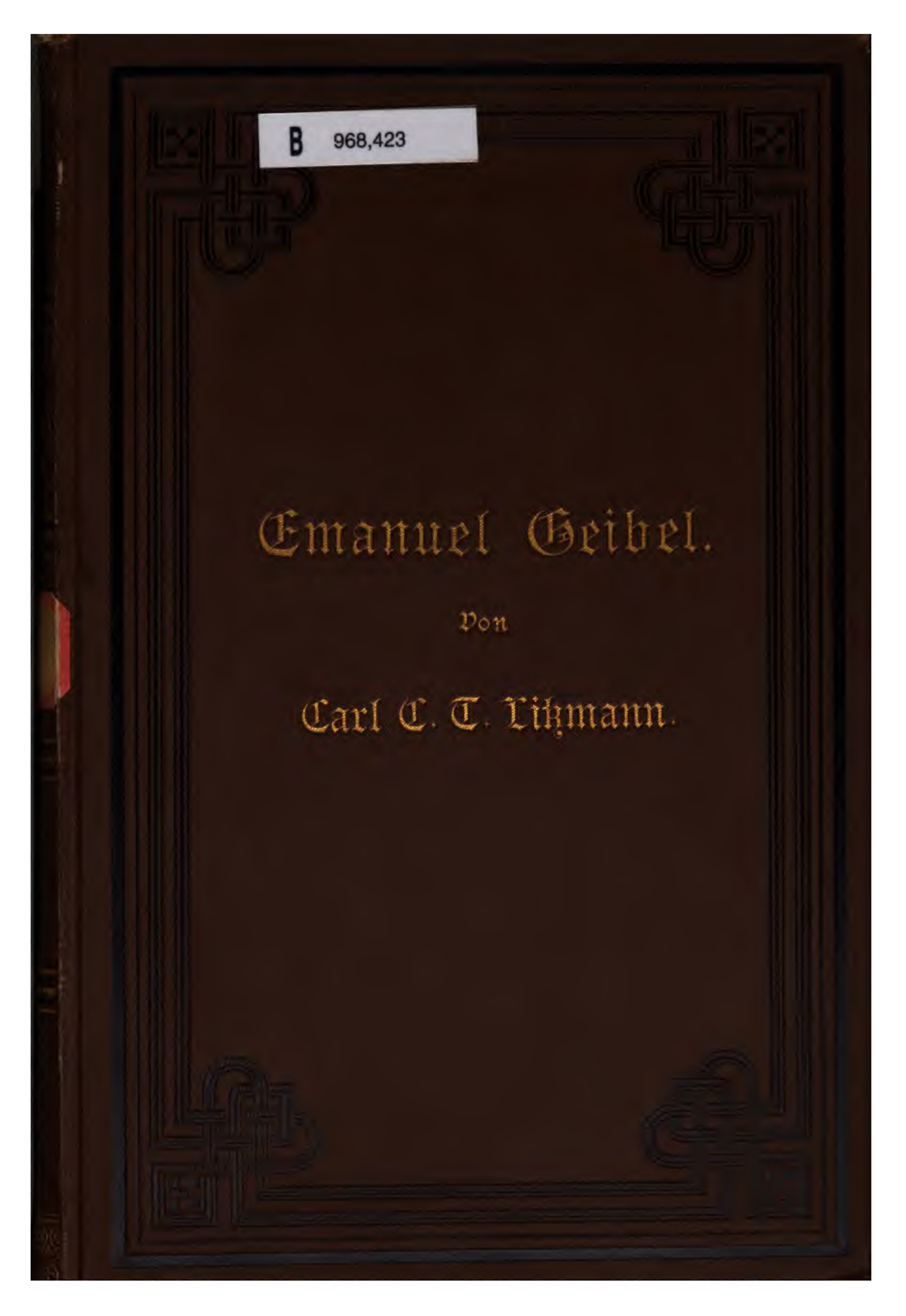

Emanuel Geibel.
Von
Carl C. T. Litzmann.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Emanuel Geibel.

Emanuel Geibel.

Aus Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern.

Von

Carl C. T. Litzmann.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz
(Besser'sche Buchhandlung.)
1887.

Vorwort.

Die „Erinnerungen an Emanuel Geibel", welche bald nach seinem Tode mein Freund Ernst Curtius veröffentlichte, weckten auch in mir den Gedanken, dasjenige, was von meinem Zusammenleben mit unserem gemeinsamen Jugendfreunde in meinem Gedächtnisse haftete, niederzuschreiben. Geibel und ich hatten auf der Schule, wie auf der Universität einander sehr nahe gestanden; auch in den ersten Jahren nach dieser Zeit waren wir uns noch öfter auf unserem Lebenswege begegnet. Dann folgte eine lange Reihe von Jahren, in denen wir uns nicht sahen, noch einander schrieben. Doch blieb ich nicht ganz ohne Fühlung mit ihm, theils durch Glieder seiner Familie, denen ich nahe getreten war, theils durch gemeinsame Freunde, mit denen ich wiederholt zusammentraf. Der Abend unseres Lebens brachte uns wieder in enge persönliche Berührung mit einander, und in den letzten sechs bis sieben Jahren seines Lebens sahen wir uns häufig. Meine Absicht, die Erinnerungen an den heimgegangenen Freund aufzuzeichnen, fand bei seiner Tochter, Frau Marie Fehling, die freundlichste Unterstützung. Von ihr empfing ich, theils kurze eigenhändige Aufzeichnungen ihres Vaters über sein Leben, von der Kindheit an bis zu seiner Heirath und der Berufung nach München, theils gestattete sie mir Einsicht in seine späteren Tagebücher, so wie in die sorgfältig von ihm aufbewahrten Briefe unserer gemeinsamen, ihm schon vorausgegangenen Schulfreunde, namentlich Röse's

und Niebuhr's. Eine weitere Ergänzung erhielten meine Erinnerungen durch die Mittheilungen noch lebender Jugendfreunde, die gleichfalls zu Geibel mehr oder weniger nahe Beziehungen gehabt hatten, so des Pastor Luger in Lübeck, des Justizrath Frankenfeld in Schwartau, des Oberlandesgerichtsrath von Duhn in Hamburg. Auf meine Bitte hatte ferner Theodor Storm die Güte, Aufzeichnungen über sein Verhältniß zu Röse, mit dem er, nachdem Geibel und ich bereits die Schule verlassen, Freundschaft geschlossen hatte, zu entwerfen und mir zu übergeben. Von einem anderen Freunde Röse's, Herrn Dr. Emanuel Schärer in Bern, wurden mir Briefe, welche Geibel nach Röse's Tode ihm in Bezug auf diesen geschrieben, zur Benutzung anvertraut. Von Herrn Oberlehrer Reuter in Altona empfing ich, nicht nur einen Brief, in welchem Geibel sich gegen ihn über „die köstliche Blütezeit des Lübischen Gymnasiums in den dreißiger und vierziger Jahren" ausspricht, sondern auch durch seine Vermittelung einen zweiten, sehr characteristischen Brief Geibel's an einen jungen Dichter, Herrn Th. Renaud (Th. Vulpinus) in Colmar, mit der Erlaubniß, ihn zu veröffentlichen. Einige Briefe Geibel's an Wilhelm Hemsen aus den Jahren 1860/1 und 1877 verdanke ich der Güte des Herrn Alexander Meyer-Cohn in Berlin, in dessen Besitz sie sich gegenwärtig befinden. Endlich theilte mir mein Freund Wilhelm Wattenbach die Briefe mit, welche Geibel nach 1870 an seine Schwester Cäcilie geschrieben. Sie setzten mich in den Stand, über Manches, was in diesen Jahren in gleicher Weise auch zwischen Geibel und mir besprochen war, seine eigenen Worte wiederzugeben.

Schon durch das genannte, von verschiedenen Seiten mir dargebotene Material wurde ich in meiner Darstellung mehrfach über den Kreis meiner persönlichen Erinnerungen hinausgeführt. Die schönste aber und werthvollste Bereicherung erfuhr dasselbe im Laufe der Arbeit durch die besondere Güte von Geibel's

Tochter und Schwägerinnen. Von seinen Schwägerinnen, Frau Elise Reuter in Lübeck und Frau Pauline Claudius in Bonn, wurde mir, als ich ihnen meine Absicht mittheilte, meine Erinnerungen an den verewigten Freund zu veröffentlichen, eine Anzahl Briefe zur Benutzung überlassen, welche Geibel, zumeist nach dem Tode ihrer Schwester bis zu seiner Rückübersiedelung nach Lübeck, an sie gerichtet hatte. Sie erweckten in mir das Verlangen nach einer näheren Kenntniß auch der Vorzeit, nach einem Einblick in Geibel's kurzes Liebes- und Eheglück, und auf meinen ausgesprochenen Wunsch erhielt ich dann durch sie, theils schriftliche und mündliche Mittheilungen über das Leben ihrer Schwester, theils Briefe derselben an sie aus der Zeit ihrer Ehe. Und ebenso erfüllte Geibel's Tochter, Frau Marie Fehling, freundlichst meine Bitte, und ließ mich Einsicht nehmen von den Briefen, welche ihr Vater ihrer Mutter in Zeiten der Trennung geschrieben, und gestattete mir, aus denselben Stellen zur Veröffentlichung auszuwählen. Dank dieser Unterstützung hoffe ich im Stande gewesen zu sein, auch ohne persönliche Erinnerung, dem Leser ein treues Bild der glücklichsten Zeit in Geibel's Leben zu entwerfen.

Berlin, im April 1887.

Carl C. T. Litzmann.



Emanuel Geibel und ich wurden in demselben October des Jahres 1815 geboren, er in Lübeck, ich in einer kleinen Landstadt Mecklenburgs. Wir lernten uns kennen, als ich Ostern 1832 nach Lübeck als Schüler auf das dortige Gymnasium kam, welches auch in Mecklenburg in hohem Ansehen stand und von vielen Landsleuten besucht wurde. Auf Grund der von dem Director Jacob mit mir vorgenommenen Prüfung erhielt ich meinen Platz in der zweiten Ordnung der Secunda, deren Primus Geibel war. Bis dahin im elterlichen Hause durch Privatlehrer unterrichtet, fühlte ich mich Anfangs recht fremd in den neuen Verhältnissen. Um so wohlthuender war mir die Theilnahme, mit der Geibel in seiner Stellung mir entgegen kam. Aus seinen freundlichen Augen sprach eine große Herzensgüte, die sogleich Vertrauen erweckte. Er war sehr beliebt und angesehen in der Classe, und sein dichterisches Talent wurde allgemein anerkannt. Bald traten wir einander näher, und ich erinnere mich schon aus diesem ersten Sommer gemeinsamer Spaziergänge auf den Wällen oder vor den Thoren der Stadt. Ein Lieblingsziel derselben war und blieb die Lachswehr, wo wir gern an schönen Sommerabenden auf dem Balcon am Wasser saßen und träumend in die Gegend hinausblickten. Ein lebhaftes Interesse für Poesie verband uns. Ich hatte in meiner ländlichen Abgeschiedenheit verhältnißmäßig viel gelesen, mich durch Klopstock, Schiller, Goethe, Shakespeare begeistert, kannte Einiges von Jean Paul, von neueren Dichtern besonders Heine, hatte mich auch selbst

mit dichterischen Plänen getragen und Verse gemacht. So fehlte es nicht an Stoff zu gegenseitigem Austausch. Namentlich hat sich ein Sonntag-Nachmittag meiner Erinnerung eingeprägt, an welchem Geibel mich nach einem Spaziergange mit auf sein Zimmer nahm und mich in die Bibliothek seines Vaters führte, in welcher besonders die auf einem langen Tische ausgebreiteten Schätze der neuesten deutschen Litteratur meine Bewunderung und mein Verlangen nach näherer Kenntniß erregten.

Auf einem solchen Spaziergange erzählte mir Geibel mit tiefer Bewegung von seinem früh gestorbenen Freunde Arthur von Stenglin, dem er in seinen Gedichten ein so schönes Denkmal gesetzt hat.

Wohl war er selig dieser Jugendtraum!
Ich zählte damals funfzehn Jahre kaum,
Und schwärmt' und träumte, wie ein Knabe;
Du warst mein Freund — ich forderte nicht mehr;
Ich habe dich geliebt, wie ich nachher
Nur einmal noch geliebet habe.

— — — — — — — — — — —

Es war die Zeit, wo leis' im wärmern Hauch
Der Winterschnee zerrinnt, wo Herz und Strauch
Sehnsüchtig nach dem Lichte ringen,
Da neigtest du die schöne Stirn zur Ruh
Und lächeltest im Tod, als fühltest du
An deiner Seele schon die Schwingen.

— — — — — — — — — — —

Und als sie dich gesenkt zur Ruh hinab,
Da zog der Frühling über deinem Grab
Empor mit leisem, lindem Wehen;
Er brachte Sonnenschimmer, Veilchenduft
Und lust'gen Vogelsang und blaue Luft —
Ich aber hab' ihn nicht gesehen.

Ich hatte den Freund selbst nicht gekannt; wohl aber kannte ich seine Familie, war als Knabe öfters auf Rentzow, dem Gute seiner Großeltern gewesen, auf welchem auch seine Eltern, meine ich, damals wohnten, und wußte, daß er durch

einen Sturz mit dem Pferde getödtet sei. Da ich mich jetzt der Einzelheiten nicht mehr genau erinnerte, auch nicht, ob Geibel bei seinem Tode zugegen gewesen sei, so bat ich, um sicher zu gehen, seinen noch lebenden Bruder, den mir befreundeten Oberhofmarschall v. Stenglin in Schwerin i. M. um Aufklärung und erhielt von ihm folgende Antwort:

Pyrmont, 17. Mai 1885.

— — — — — — — — — — — — —

Mit Freude erfülle ich Ihren Wunsch, da jeder Beitrag zur Erinnerung an Geibel mir im höchsten Grade sympathisch ist — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
Das Gedicht „Auf den Tod eines Freundes" bezieht sich auf meinen verstorbenen Bruder Arthur, von dem Geibel mir 40 Jahre nach dessen Tode mit so viel Wärme sprach, als hätte die herzliche Freundschaft der Jünglinge im späteren Leben noch neue Nahrung und Kräftigung finden können. Der frühzeitige Tod meines Bruders wurde herbeigeführt durch einen Sturz mit dem Pferde, dessen auf ihn fallende Last eine innere Verletzung zur Folge hatte, welcher er nach wenigen Stunden zum Opfer fiel. Das Unglück geschah während eines Besuches auf dem Grävenitz'schen Gute Waschow (nicht in Rentzow) bei einem mit zwei Brüdern Grävenitz, deren jüngerer sein Studiengenosse in Lübeck war, unternommenen Spazierritt in der Nähe des Bülow'schen Gutes Camin. In dem dortigen Herrenhause starb er und ruht auf dem dortigen Gottesacker. Geibel war nicht dabei. In einer Ferienzeit kann es dem Monat nach nicht gewesen sein — 14. Februar 1831 — Wie die Lübecker Gymnasiasten zu der Zeit aufs Land kamen, weiß ich nicht.[1])

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

[1]) Das Lübecker Gymnasium hatte „Fastnachtsferien", die wenigstens einige Tage dauerten. — Im Osterprogramm 1831 war mit warmen Worten der frühe Tod des hoffnungsvollen Jünglings beklagt. Geibel's

Mit dem Beginn der Sommerferien mußte die Schule der Cholera wegen, die bekanntlich in diesem Jahre sehr heftig in Lübeck auftrat, geschlossen werden. Wir Mecklenburger waren selbst genöthigt, zwei Tage früher abzureisen, um überall in der Nähe noch einen bisher verschonten Ort für die Abhaltung der von unserer Regierung angeordneten fünftägigen Quarantäne zu finden. Während der langen Ferien suchte ich im elterlichen Hause unter der Leitung eines vorzüglichen Privatlehrers die in meinem Wissen zu Tage getretenen Lücken, namentlich im Griechischen, nach Kräften auszufüllen. Freudig überraschte mich kurz vor Wiedereröffnung der Schule im October die Mittheilung des Director Jacob, daß ich nach Prima versetzt sei. So blieb ich mit Geibel auch in der Classe vereinigt.

Eine schöne Zeit war für das Lübecker Gymnasium angebrochen, seitdem im Herbst 1831 Jacob die Leitung desselben übernommen hatte. Geibel selbst schreibt darüber an Herrn Fr. Reuter, Oberlehrer am Gymnasium in Altona, damals in Kiel und Verfasser der „Mittheilungen aus dem Leben des Director Bartelmann" (Kiel 1875) in einem von ihm mir gütigst überlassenen Briefe vom 11. December 1874: — — —

„Was nun die köstliche Blütezeit des Lübischen Gymnasiums angeht, welche in den dreißiger und vierziger Jahren

---

Tochter schickte mir später eine Abschrift der bezüglichen Stelle von ihres Vaters Hand, die sie unter seinen Papieren gefunden hatte. Wie tief das Bild des durch den Sturz mit dem Pferde getödteten Freundes ihn damals beschäftigte, zeigt ein zweites Gedicht: „Der Knab' im Walde" (Gedichte in der ersten Ausgabe 1840 S. 106—108), welches er in die späteren Ausgaben nicht wieder aufgenommen hat: — — — — —

„Da bäumte des Knaben weißes Roß
Und warf ihn auf den Grund,
In hellen Bächen floß sein Blut,
Er wurde bleich zur Stund.
Waldvöglein mit dem Ringlein roth
Sang: Leide, Leide, Leide
Wohl um des Knaben Tod."

— — — — — — — — —

durch eine fast ideale Vereinigung wissenschaftlich bedeutender und human anregender Lehrkräfte ins Leben gerufen wurde, und an die ich nicht anders als mit der dankbarsten Pietät zurückdenken kann, so möchte ich Sie auf eine Schilderung derselben von berufenerer Hand verweisen. Sie finden diese in der Biographie unseres unvergeßlichen Directors Jacob, die 1855 von seinem treuen Freunde und Mitarbeiter Dr. Johannes Classen bei Frommann in Jena veröffentlicht wurde. Auch eine mündliche Quelle haben Sie in allernächster Nähe. Mein alter Freund, Professor Litzmann in Kiel, der zugleich mit mir das Catharineum besuchte und auch Bartelmann noch kannte, wird gewiß mit Freuden bereit sein, Ihnen jede Auskunft über das reiche, geistig bewegte Leben jener Tage zu ertheilen, deren Gedächtniß ihm, wie mir, allezeit theuer geblieben ist."

Jacob ertheilte damals in der Secunda keinen Unterricht. Aber unvergeßlich ist mir der Eindruck seiner Persönlichkeit geblieben, als er an einem Morgen im Frühling 1832 in unserer Classe erschien, um der Schule den nach längerer Krankheit erfolgten Tod des Professor Grautoff anzuzeigen. Wie sonst nur bei der gemeinsamen Morgenandacht, waren die breiten Verbindungsthüren nach der Prima und nach der Tertia geöffnet, so daß die Schüler aller drei Classen ihn hören konnten. In den einfachen herzlichen Worten, mit welchen er den Lebensgang des Verstorbenen schilderte, sein Pflichtgefühl hervorhob, in den Ermahnungen, welche er daran für uns knüpfte, trat seine ideale Auffassung des Verhältnisses zwischen Lehrern und Schülern, schon damals mich tief ergreifend, zu Tage.

In Jacob's Natur vereinigte sich kindliche Reinheit mit männlicher Festigkeit und Entschiedenheit. Als Leiter der Schule war sein Hauptstreben den Schülern gegenüber darauf gerichtet, sittlichen Ernst und thatkräftiges Pflichtgefühl in uns zu wecken und zu beleben, unsere Thätigkeit, frei von äußerem Zwange, zu einer selbstständigen, innerlich gebotenen zu gestalten. Daher war die Zahl vorgeschriebener häuslicher Arbeiten verhältniß-

mäßig gering und ließ uns genügend freie Zeit. Beim Beginn jedes neuen Vierteljahrs pflegte Jacob dann zu fragen, womit wir uns in dem verflossenen beschäftigt, was wir für uns gelesen und getrieben hätten, und knüpfte darnach, so oft sich ihm während des Unterrichts Gelegenheit bot, prüfend und lehrend, an die ihm genannten Gegenstände unserer Privatlectüre an. Der lateinische Unterricht in der Prima lag größtentheils in seinen Händen. Wir lasen Cicero, Tacitus, Lucrez, Plautus. Am glänzendsten offenbarte sich seine Lehrthätigkeit in der Behandlung der lateinischen Exercitien. Er liebte es, uns einzelne Abschnitte aus deutschen Classikern übersetzen zu lassen. Bei diesen Uebersetzungen hatte er, wie er selbst in einer „Einladungsschrift zu den Prüfungen, Versetzungen und Redeübungen der Schüler" (Lübeck, Ostern 1846) sagt, den Hauptvortheil im Auge, „daß nichts unseren Blick, sowohl in Ansehung der Formen-, als der Gedankencorrectheit so schärft, als der Versuch, diese Gedanken in eine fremde, durchgebildete Sprache überzutragen. Worin zugleich der zweite enthalten ist, daß eben diese Uebersetzung zu einer Schärfe der Auffassung und Interpretation deutscher Geisteswerke nöthigt, wie sie bisher etwa in der Erklärung alter Schriftsteller mit so großem Nutzen geübt und neuerlich für eine ähnliche Lectüre deutscher Werke als höchst wünschenswerth, aber zugleich als schwer auszuführen erkannt worden ist." In derselben Einladungsschrift, welcher ich die obigen Worte entnehme, geht er ein von den Primanern wirklich gebrachtes Exercitium — eine Uebersetzung des Anfangs der Vorrede zum Laokoon von Lessing — so durch, wie es in der Classe etwa geschehen war. Ich erinnere mich dieser Stunde, an welcher ich Theil nahm, noch sehr genau, wobei ich leider bekennen muß, daß ich nicht unter denen war, welche zu seiner Freude „den rechten Weg betreten hatten, um den ersten Satz antik zu fassen".

Der Religionsunterricht, welchen Jacob gleichfalls in der Prima ertheilte, wurde mit einer gemeinsamen Morgenandacht der drei oberen Classen eröffnet. In einem für zwei Jahre be-

rechneten Cursus trug Jacob ein Jahr die Geschichte der polytheistischen, das zweite Jahr die Geschichte der monotheistischen Religionen vor.

In Vertretung des verstorbenen Professor Grautoff hatte er für das Winterhalbjahr 1832/33 auch den deutschen Unterricht übernommen. Bezeichnend für sein, wie Classen sagt, „mit Vorliebe ausgebildetes Talent: seinen feinen Sinn für physiognomische Unterscheidung“ war die Aufgabe, welche er für den ersten deutschen Aufsatz uns stellte: die Kunst, von dem Aeußeren des Menschen auf sein Inneres zu schließen.

Um sich der gesammten Schule näher zu bringen, überhaupt den freien Verkehr der Lehrer mit den Schülern zu fördern, führte Jacob ein jährliches „Schulfest“ ein. An einem Tage des Sommers zog in früher Morgenstunde die ganze Schule mit ihren Lehrern hinaus in den Wald bei Schwartau, den sogenannten Riesebusch, und verbrachte ungezwungen und unter heiteren Spielen den Tag im Freien. Mittags vereinigte uns ein einfaches Mahl im Garten des Wirthshauses; am Nachmittage kamen gewöhnlich auch die Familien der Lehrer, sich an dem fröhlichen Leben im Walde zu betheiligen.

Einen kleineren Kreis von Primanern, zu denen auch Geibel und ich gehörten, versammelte Jacob während des Winters einmal in der Woche Abends auf seinem Zimmer. Unter seiner Leitung lasen wir Theokrit's Idyllen und disputirten über das Gelesene mit einander in lateinischer Sprache.

Einzelne Schüler zog Jacob auch zu näherem persönlichen Umgange an sich. Mit warmer Theilnahme und feinem Verständniß, das nur selten durch eine argwöhnische Regung, unter der er selbst am meisten litt, getrübt wurde, ging er auf ihre Eigenthümlichkeiten ein, suchte ihre innere Entwicklung auf jede Weise zu fördern und, wenn er in ihrer Anlage Gefahren zu entdecken glaubte, sie vor diesen zu schützen. Dankbar erinnere ich mich noch heute seiner öfteren Ermahnung, ich möge der Phantasie nicht zu viel Gewalt einräumen und, wie er sich ausdrückte, „den armen Jungen Verstand auch zu seinem Rechte

kommen lassen". Ich hatte mich schon, ehe ich das Gymnasium bezog, für das Studium der Medicin entschieden, angeregt durch das Beispiel meines Vaters, welcher selbst Arzt war, und dessen Wirken, namentlich in einer Typhusepidemie, die unser eigenes Haus nicht verschonte, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte. Geibel und andere Freunde konnten dies nicht recht verstehen und glaubten mich auf einen anderen Weg gewiesen. Ob durch sie veranlaßt, oder aus eigenem Antriebe, weiß ich nicht, genug, eines Tages ließ Jacob mich zu sich kommen und besprach in liebevollster Weise mit mir die Sache, sagte, ich möge mich ernstlich prüfen, ob ich das richtige erwählt, und erbot sich, falls ich zu einem anderen Entschlusse gelange, die Vermittlung bei meinem Vater zu übernehmen. Ich führe dies nur an als ein Beispiel seiner warmen Theilnahme an unserem Wohl, einer Theilnahme, die er uns auch, nachdem wir längst die Schule verlassen hatten, treu bewahrte. Davon konnte ich mich, so oft ich in den folgenden Jahren ihn wiedersah, überzeugen. Ein trauriger Anlaß brachte mich noch einmal für einige Zeit in eine nähere Verbindung mit ihm. Sein ältester Sohn Ernst, Candidat der Medicin, war in Halle, wo ich als Assistent der Klinik und Privatdocent eine Stellung gefunden hatte, im Herbst 1841 schwer am Typhus erkrankt, und der Vater, welcher auf die Nachricht von der drohenden Gefahr an sein Krankenbett geeilt war, blieb hier bis zu seinem Tode (13. Nov.). In dieser schweren Zeit kam Jacob täglich zu mir, und ich durfte ihn auf seinen traurigen Spaziergängen begleiten und ihm, so gut ich konnte, Trost zusprechen. Zuletzt besuchte ich den nach dem Verlust seiner Gattin ganz vereinsamten Mann im September 1853, fünf Monate vor seinem Tode, und fand bei ihm die alte Herzlichkeit. Ein neuer schmerzlicher Verlust stand ihm bevor, der Abschied von seinem langjährigen Mitarbeiter und Freunde, Classen, der schon im Aufbruch nach seinem neuen Wirkungskreise in Frankfurt a. M. begriffen war.

Der bedeutendste Lehrer neben Jacob war im Winter-

halbjahr 1832/33 unstreitig Professor Ackermann, ein feiner Kunstkenner und in hohem Grade fesselnd durch seine geistreiche Behandlung des Stoffes. In der Secunda waren wir durch ihn in das Studium des Homer und in die Geschichte des Alterthums eingeführt. Geibel hebt in seinen Aufzeichnungen aus dieser Zeit, indem er von dem Einfluß Ackermann's spricht, ausdrücklich die „ästhetische Richtung des ganzen Wesens" hervor. In der Prima erklärte er uns Horaz und die römischen Elegiker und leitete die metrischen Uebungen. Wahrscheinlich mit Rücksicht auf Geibel gestattete er bisweilen, daß wir ihm statt lateinischer deutsche Verse brachten, und ich entsinne mich, wenigstens einmal von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht zu haben, während Geibel natürlich es häufiger that. Aber wie anregend auch Ackermann als Lehrer für uns war, so stand er, im Gegensatz zu Jacob, außerhalb der Schule uns fremd gegenüber, und ich glaube nicht, daß in diesen Jahren Einer unter uns ein persönliches Verhältniß zu ihm gehabt hat.

Anders war es mit Professor Deecke, dem Stadtbibliothekar, Hanseatischen Geschichtsforscher und späteren Director der Realschule, welcher in diesem Winter stellvertretend den Geschichtsunterricht in der Prima ertheilte. Er stand uns an Jahren näher und, obwohl er nicht unser Lehrer blieb, knüpften sich persönliche Beziehungen zwischen uns an, aus denen sich allmälich ein näherer freundschaftlicher Verkehr entwickelte. Geibel gedenkt in seinen Aufzeichnungen der „traulichen Abende bei Deecke, meist mit Röse." Im letzten Jahre meines Aufenthalts gehörte auch ich zu dem kleineren Kreise jüngerer Freunde, der sich häufig Abends auf seinem Zimmer zusammenfand, und unter den Versen, welche er mir bei meinem Abgang ins Stammbuch schrieb, fügte er seinem Namen die Worte hinzu: „Zum Gedächtniß an frohe Stunden." Ein gemeinsames Interesse für Poesie verband uns. Wer in der Woche Verse gemacht hatte, theilte sie an solchen Abenden mit, und auch Deecke enthielt uns die seinigen nicht vor. Bis-

weilen sang er wohl mit seiner schönen Stimme ein oder das andere Volkslied. Es wurde oft Mitternacht, ehe wir uns trennten.

Ostern 1833 trat Classen in das Lehrercollegium des Catharineums ein. In der Prima übernahm er den Unterricht im Griechischen, im Deutschen und in der neueren Geschichte. Durch seine jugendliche Frische und Unmittelbarkeit wirkte er begeisternd auf uns Alle. Wir lasen bei ihm Thucydides, Demosthenes und die griechischen Tragiker. Besonders anregend für uns waren seine Vorträge über deutsche Litteratur, in deren Verständniß wir durch ihn tiefer eingeführt wurden, als es wohl auf den meisten Schulen geschehen mag. In gleichem Sinne wie Jacob pflegte er die persönlichen Beziehungen zu seinen Schülern. Sie ergaben sich um so ungezwungener, als sein bisheriger Zögling, Marcus Niebuhr, der mit ihm nach Lübeck gekommen und jetzt ebenfalls Schüler der Prima war, bei ihm im Hause wohnte. Mit diesem hatten Geibel sowohl, als ich Freundschaft geschlossen und traten dadurch schon früh in eine nähere Verbindung mit Classen. Entsprechend den griechischen Abenden bei Jacob, richtete er für einen kleineren Kreis im Winter deutsche Abende ein, an welchen abwechselnd Einer von uns über ein deutsches Dichterwerk — meist war es, soweit ich mich entsinne, ein Drama — einen Vortrag hielt, an welchen sich dann eine Discussion anschloß. Nachdem Classen sich Ostern 1834 mit Caroline Wattenbach vermählt hatte, gewährte er Geibel und mir auch Zutritt in seine Familie und führte mich in das Haus seiner Schwiegermutter ein, in dem Niebuhr und Geibel schon länger verkehrten. Auf dem Stammbuchblatt, welches ich von Niebuhr's Hand besitze, ist unter den gemeinsamen Erinnerungen besonders ein Abend genannt, an welchem wir an Classen's Familientisch den „Götz von Berlichingen" mit vertheilten Rollen lasen. Eine freundliche Fügung hat mich auf meinem späteren Lebenswege noch öfter wieder mit meinem verehrten Lehrer in Berührung gebracht, und ich em-

pfinde es dankbar als ein Geschenk, daß gerade am Abend unseres Lebens die alten Beziehungen zwischen uns auf's Neue fester geknüpft wurden. Natürlich war Geibel, den wir ja beide lieb gehabt, sehr oft der Inhalt unseres Gesprächs.

Getragen von solchen Einflüssen war auch unter den Schülern der Prima in jener Zeit ein ideales Streben vorherrschend. Dabei bestand, mit wenigen Ausnahmen, zwischen allen ein wirklich freundschaftliches Verhältniß. Wohl bildeten sich in der Gesammtheit einzelne engere Kreise, jedoch fern von jeder Ausschließlichkeit. Und das geistige Band, welches uns damals umschloß, das Gefühl innerer Zusammengehörigkeit hat fortbestanden, wie weit auch äußerlich die Wege Vieler sich trennten. Das werden mir auch heute die Wenigen bezeugen, die aus jener Zahl noch unter den Lebenden sind. Einen warmen Ausdruck gab dieser Empfindung Ernst Curtius in einem „Geistergruß aus St. Catharinen", welchen er mir als „ein treuer Camerad" an meinem Hochzeitstage sandte:

In Lübecks Klostergange
Da geht umher ein Geist,
Ich weiß nicht, seit wie lange,
Ich weiß nicht, wie er heißt.

Doch bin ich ihm begegnet,
Vergess' es nimmermehr,
Da hat er wohl gesegnet
Die Hallen um ihn her:

„Heil Euch und Glück und Ehre,
Die ihr an diesem Ort
Vernahmt der Alten Lehre,
Der Wahrheit ew'ges Wort.

„Die ihr zumal gesessen
Als eine Freundeschaar
Und unter euch gemessen
Des Geistes Flügelpaar.

„O haltet treu zusammen
In Eines Geistes Muth!
Gewärmt von seinen Flammen
Strömt aus die heil'ge Gluth!

„Erwärmt die Andern wieder,
Die kalte Welt des Scheins,
Wie wenn durch starre Glieder
Hinströmt die Kraft des Weins.

„Es trauert wohl verlassen
Der Hansa Königin,
Sieht ihren Stern erblassen,
Und ihre Zeit ist hin.

„Ihr traget ew'ge Saaten
Mit euch durch's Erdenrund,
Drum bildet wohlberathen
Den neuen Hansabund.

„Dann sprech' ich euch den Segen
Und fleh' für euer Theil,
Daß euch auf allen Wegen
Geleite Glück und Heil."

Geibel schreibt von der Primanerzeit: „Annäherung an Ernst Curtius, der jedoch nur ein Semester mit uns zusammenbleibt. — Bekanntschaft und Freundschaft mit Marcus Niebuhr, der zu Classen in's Haus gegeben wird. — Außerdem vor Allem mit Röse, mit dem ich fast Alles theilte, mit Litzmann und bis zu seinem Weggange nach Hamburg mit Mantels."

Während des ersten Winterhalbjahrs in der Prima war Ernst Curtius der Mittelpunct eines engeren Kreises, dem auch Geibel und ich angehörten. In seinem Hause versammelte sich einmal in der Woche Abends ein „literarischer Verein", in welchem wir nach freier Wahl Vorträge hielten und darüber mit einander disputirten. Auch sonst kamen wir oft an Sonntag-Vormittagen auf seinem Zimmer zusammen und lasen gemeinschaftlich deutsche Dichter, namentlich Göthe, den auch Geibel in seinen Aufzeichnungen aus dieser Zeit neben den Griechen und Römern als poetisches Bildungselement besonders hervorhebt. Weiter heißt es in denselben: „Bekanntwerden mit den Gedichten von Kugler („Skizzenbuch"), die mir durch Zufall in die Hände gerathen; erst dann

mit Wilhelm Müller, Uhland, Heine, zuletzt auch Rückert. Mächtiger Eindruck dieser zeitgenössischen Poesie. Nur Lenau stieß mich von Anfang an ab.“ So viel ich mich erinnere, war es besonders Heine's „Buch der Lieder“, welches, wenigstens auf Geibel und mich, die stärkste Wirkung ausübte und daher häufig den Gegenstand unserer Unterhaltung bildete. Für die Heine'sche Ironie hatten wir allerdings Beide kein Verständniß, vielmehr bemühten wir uns in ihr überall nur die Hülle zu sehen, unter der sich eine tiefere wahre Empfindung verbärge, und suchten dadurch den Dichter, wo er unser Gefühl verletzte, gewissermaßen zu rechtfertigen. Einmal jedoch wurde Geibel durch Heine's Vorbild bestimmt, sich selbst in ironischer Darstellung zu versuchen. Vor mir liegt ein kleines Heft, betitelt: „Briefe aus Lübeck. Ein Beitrag zur Statistik. Lübeck. Februar 1834“, mit der später hinzu gefügten Bemerkung: „Dummer Knabenübermuth, offenbar durch Heine's Harzreise angeregt.“ Darin wird u. A. ein Ereigniß erzählt, welches ich miterlebt habe, wie nämlich an einem schönen Sommerabend, durch ein brennendes Abendroth getäuscht, die Lübecker Feuerwehr löschbereit vor das Burgthor rückte. Häufiger wurde er durch Persönlichkeiten und Zustände seiner Vaterstadt zu kleinen humoristischen Gedichten veranlaßt. Unser Freund Frankenfeld, jetzt Justizrath in Schwartau, der sich später mit einer Nichte Geibel's vermählte, besitzt eine Anzahl derselben, und auch ich bewahre noch eines von seiner Hand. Auch die burlesken Verse vom Gott Mercur „Zu Lübeck auf der Brücken“, welche nach Gäbertz' Mittheilung Geibel dessen Vater in's Stammbuch schrieb, waren, mit kleinen Abweichungen, schon in dieser Zeit dem engeren Freundeskreise bekannt und wurden öfter, wenn wir, von einem Spaziergange heimkehrend, über die Holstenbrücke gingen, von uns citirt.

Die Lücke, welche durch Ernst Curtius Abgang zur Universität (Ostern 1833) in unserem Kreise entstand, wurde von Geibel besonders tief empfunden. Uns brachte dieses Gefühl, in welchem wir einander begegneten, nur näher. In

meiner Erinnerung ist noch mancher Sonnabend- oder Sonntag-Nachmittag lebendig, an dem wir in seinem gemüthlichen Zimmer im Zwischenstock, links von dem Hausportal, nach der Straße hinaus, zusammen plauderten und unsere Zukunftsgedanken austauschten. Das Fenster, welches fast die ganze Breite des Zimmers einnahm, reichte, wie man es heute noch an einzelnen alten Häusern in Lübeck sieht, unmittelbar in das Fenster des darunter gelegenen Parterrezimmers übergehend, bis auf den Fußboden herab. Ein niedriges hölzernes Gitter trennte es von dem inneren Raum, der dadurch eine eigenthümliche Beleuchtung erhielt. Eine alte freundliche Dame, Fräulein Trinette Claudius, eine Tochter des „Wandsbecker Boten", brachte uns bisweilen den Kaffee auf dieses Zimmer. Sie hatte in früheren Jahren eine Zeit lang im Geibel'schen Hause gewohnt, lebte jetzt für sich, ging aber noch täglich dort als Hausfreundin aus und ein, nahm regen Antheil an Allem, was die Familie betraf, und leistete, wo es erforderlich war, gern hülfreiche Hand. So hatte sie u. A. das Amt übernommen, jeden Sonntag Vormittag, wo nach der Predigt die Freunde des Hauses sich dort zu versammeln pflegten, den Thee für die Gäste zu bereiten. Für Geibel hegte sie eine mütterliche Zuneigung, sie war darum auch seinen Freunden gut gesinnt und liebte es, sich mit uns noch eine Weile zu unterhalten, wenn wir aus ihrer Hand die leibliche Erquickung empfangen hatten. Mit Geibel's Eltern kam ich damals, außer bei Begegnungen im Hause, nicht in Berührung.

Ein neuer Freund erstand uns beiden in diesem Sommer in Marcus Niebuhr, der, wie ich bereits erwähnte, mit Classen nach Lübeck gekommen war. Geibel, wie ich, fühlten uns gleich Anfangs zu ihm hingezogen und schlossen innige Freundschaft mit ihm. Er war jünger, als wir, aber brachte durch die Gunst der Verhältnisse, unter denen er aufgewachsen und erzogen war, einen für seine Jugend ungewöhnlichen Schatz von Wissen und allgemeiner Bildung mit, so daß er in dieser Beziehung uns allen überlegen war. Seine politischen

Anschauungen zeigten schon damals eine legitimistische Färbung. Er besaß ein tiefes, warmes Gemüth. In der Hingabe an seine Empfindungen wußte er nicht immer Maß zu halten und sich ein freies Urtheil zu bewahren. Ich will nur ein für ihn characteristisches Beispiel anführen. Wir schwärmten alle drei für Deutschlands Einheit und, wie verschieden auch jeder von uns sich die Verwirklichung seines Ideals vorstellen mochte, so glaubten wir übereinstimmend, daß sie nur durch einen Krieg mit Frankreich zu erreichen sei. Anknüpfend an eine darauf bezügliche Aeußerung in einem Briefe von mir, schrieb Niebuhr im August 1835, wo er noch auf dem Gymnasium war, an Geibel nach Bonn: „Ich habe an den Pyrenäen gegen Franzosen und Franzosenfreunde fechten wollen und nur Classen zu Liebe den Plan aufgegeben. Sprich davon nicht, aber merke daraus, wie mich der Gedanke an Krieg, an Rache für die alten Beschimpfungen unseres edlen Volkes beschäftigt." Er war ein aufrichtiger und treuer Freund, wie wenige, der sich nicht scheute, diejenigen, welche er liebte, auch auf ihre Fehler und Schwächen aufmerksam zu machen. Wie stark das Gefühl für Freunschaft in ihm lebte, bezeugen die Worte, die er mir bei meinem Abgange von der Schule in's Stammbuch schrieb:

„Friendship! mysterious cement of the soul!
Sweet'ner of life and solder of society
I owe thee much!" — Blair.

In Wahrheit kann ich Dir diese Worte nachrufen und thue es mit treu-liebendem Herzen. Mögest Du in allen Lebensverhältnissen Freunde finden, die, stärker als ich, eben so treu sind, und gedenke immer an Sir. 6,16: „Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens; wer Gott fürchtet, der krigt solchen Freund."

Lübeck, 22. Sept. 1834. M. Niebuhr, Romanus.

Eine anders geartete Persönlichkeit war Mantels, der gleichfalls jünger, mit Geibel schon länger befreundet, ihm aber doch, wie ich glaube, nicht so nahe stand, als später

Niebuhr. Trotz scheinbarer Kälte, mit einem leisen ironischen Anflug, besaß auch er neben einem scharf zerlegendem Verstande ein tiefes Gefühl und ein lebhaftes Freundschaftsbedürfniß. In seinen Briefen an Geibel aus den Jahren 1835 und 1836, nachdem er Lübeck verlassen hatte, um in Hamburg im elterlichen Hause seine Gymnasialbildung zu vollenden, kommt die verhaltene Wärme zum vollen Ausdruck. Sie zeigen auch, wie unter der Decke äußerer Ruhe und Sicherheit in seinem Inneren mancher Kampf sich abspielte.

Die ältesten und wohl auch die nächsten Beziehungen verbanden Geibel mit Ferdinand Röse. Schon in seinen Aufzeichnungen aus der frühen Schulzeit gedenkt er der „Freundschaft mit Röse, mit dem bald alle Jugendspiele getheilt werden, mit Ausnahme derjenigen, die nur im Freien möglich sind. Kriegführung mit Pappsoldaten und großes Puppentheater mit unzähligen selbst verfertigten Decorationen, auf dem eigene Stücke extemporirt werden. Konrad (Geibel's jüngerer Bruder) als Dritter." Diese Freundschaft hat Geibel ihm, trotz der Gegensätze, die zwischen Beider Naturen später hervortraten, treu bis an's Ende bewahrt, und gerade in seinem Verhältniß zu Röse offenbart sich seine ganze Herzenswärme. Röse war das jüngste schwächliche Kind eines wohlhabenden Schiffsmaklers in Lübeck. Er war, wie Geibel nach seinem Tode in einem, für einen Freund bestimmten kurzen Lebensabriß ihn schildert, „ein vielversprechender Knabe von erregbarer Einbildungskraft und früh entwickelter Beobachtungsgabe; aber schon in jungen Jahren sehr kränklich, was wohl den Anlaß gab, daß er von der fortwährend kranken Mutter mehr, als billig verzogen wurde. Vom zehnten Jahre an besuchte er das treffliche Gymnasium seiner Vaterstadt, trat nach seiner Confirmation, in der Absicht sich diesem Geschäfte zu widmen, als Lehrling in eine Buchhandlung, kehrte aber später, dem Drange nach geistiger Durchbildung folgend, auf das Gymnasium zurück, wo er die oberen Klassen rasch absolvirte. In dieser Zeit glaubte er sich zum Dichter berufen und erging sich viel

in poetischen Versuchen. Doch waren seine jugendlichen Erzeugnisse, wenn sich auch eine reichangelegte Natur darin kund gab, meist unklar, überschwänglich und fast immer formlos. Dagegen war er im Denken und Sinnen den meisten seiner Altersgenossen überlegen."

Während der Zeit, in welcher ich das Gymnasium besuchte, war er noch in der Buchhandlung beschäftigt und stand dadurch den Kreisen der Schüler ferner. Ich lernte ihn durch Geibel kennen, als ich Mitglied eines von diesem gestifteten poetischen Vereins wurde, dem auch Röse angehörte. Röse war ein liebenswürdiger und bedeutender Mensch und übte auf Alle, die mit ihm in nähere Berührung kamen, eine große Anziehungskraft aus. Doch waren schon damals die seinem späteren Leben so verderblich gewordenen Keime erkennbar, die vielleicht schon vom Mutterleibe an, mehr aber wohl noch durch eine verkehrte, verweichlichende Erziehung in ihn gelegt waren, ein Mangel an Selbstzucht, sowohl in seinem äußeren Leben, als in seinem Denken und Empfinden. Da seine Kränklichkeit ihn mehr, als andere Knaben an die Enge des Zimmers fesselte, waren seine Eltern bemüht, gewissermaßen zur Entschädigung für die auferlegte Entbehrung, die Wünsche des erregbaren phantasiereichen Kindes mit weitgehendster Bereitwilligkeit zu erfüllen. So hatte er sich früh gewöhnt, nicht nur Manches, was seine Körperschwäche nicht gerade mit Nothwendigkeit forderte, als ein Bedürfniß anzusehen, sondern auch für fast Alles, was er als ein solches zu empfinden glaubte, Befriedigung zu erwarten. Des Gegensatzes zwischen seinem lebhaft strebenden Geiste und der gebrechlichen Hülle wurde er sich öfters schmerzlich bewußt. In mein Stammbuch schrieb er mir u. A. die Worte: „Ist der thörigter, welcher dem Geist in seiner Brust vertrauend, weiter strebt, als vielleicht seine Kraft ausreicht, nach den geistigen Gütern des Lebens verlangend, oder der, welcher nur die irdischen Güter erzielend, seiner Kraft mißtraut? — Kann ein Sterblicher den ganzen Umfang oder Mangel seiner Kraft messen? — Ist in einem schwachen

Gefäße ein stark Getränke denkbar?" Aehnliche Aeußerungen kehren später in den Briefen an die Freunde wieder. Als Geibel Ostern 1835 — ein halbes Jahr später als ich — zur Universität abging, blieb Röse auf dem Gymnasium zurück. Niebuhr, der gleichfalls noch geblieben, schrieb bald darauf an Geibel nach Bonn: „Eben war Röse bei mir. Es betrübt mich, denn er hat viel an deinem Umgange verloren. Er schließt sich nicht leicht auf und mit dir hatte er sich so zusammen gelebt, daß er sich nicht erst aufzuschließen brauchte, sondern das Verständniß ohne weitere mühsame Eröffnung von selbst folgte. Er wird schwerlich wieder einen Freund finden, dessen Umgang ihm genügt, wenn auch Manchen, der herzlich Theil an ihm nimmt."

In demselben Sommer hatte Theodor Storm das Gymnasium in Lübeck bezogen und sich an Röse angeschlossen. Auf meine Bitte hat er für mich eine Schilderung seines Freundes in jenen Tagen entworfen, aus der ich hier mit seiner gütigen Erlaubniß Einiges einschalte:

„Etwa 18 Jahre alt, trat ich nach dem Willen meines Vaters aus der Gelehrtenschule meiner Vaterstadt Husum in die Prima des Lübecker Gymnasiums, wo damals Friedrich Jacob Director und Classen erster Lehrer war. Geibel war eben zur Universität abgegangen, hinterließ mir aber seinen nächsten Freund unter den Zurückgebliebenen, Ferdinand Röse, von uns „Wanst", auch wohl „Magister Wanst[1])"
genannt.

„Seine äußere Erscheinung war nicht eben einnehmend, wenn man nicht die kleinen freundlichen, wie mitredenden Augen dafür nehmen wollte; er machte den Eindruck eines Mannes, der in kränkelnder Kindheit aufgewachsen ist, und hatte nichts Jugendliches. Sein Antlitz war gelblich fahl, sein dürftiges Haar von mattem Dunkelblond. Dazu paßte der lange, etwas

[1]) Schon unter uns wurde er so, auch wohl „Dr. Antonius Wanst" genannt; weshalb, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern.

abgetragene schwarze Rock mit zwei Reihen Knöpfen, der um die mittelgroße Gestalt schlotterte."

„In seinem Wesen, besonders auf seinem Zimmer, wo die Schriften alter und neuer Philosophen ihn umgaben, hatte er etwas Feierliches, wie der Meister eines Geheimbundes; er hörte gern, wenn ein Anderer zu ihm sprach, aber meist mit einem freundlichen, etwas überlegenen Lächeln auf den Lippen; doch konnte dies Wesen auch mitunter von einer etwas forcirten Carnevalslustigkeit abgelöst werden; mir klingt noch das: „hei, hei!" in den Ohren, das er dann wohl ausstieß."

„Die Husumer Schule wußte so wenig von neuerer deutscher Litteratur, daß mir Uhland, dessen Namen ich einmal gehört hatte, derzeit als ein alter Minnesänger vorschwebte; hier aber hatten Röse und Geibel, letzterer als L. Horst, schon im Chamisso'schen Musenalmanach 1834 ihren Beitrag geliefert; an den alten Fouqué hatten sie Huldigungsgedichte geschickt und eine Antwort erhalten; Röse's Gedicht, das mir von ihm vorgelesen wurde, hieß: „Die Bleichen" (die Todten auf dem Schlachtfelde) und machte einen großen Eindruck. Sie wollten auch später Fouqué's gesunkenem Ruhm wieder zu seinem Rechte verhelfen. Der Zurückgebliebene erschien mir von einem Dunst geheimnißvollen Wissens und Könnens umgeben, aus dem ihm nur mitunter in geweihter Stunde beliebte, einen Brocken an Auserwählte mitzutheilen. So munkelte es, daß er ein großes Drama „Ahasver" begonnen habe; aber es verging eine lange Zeit, bis er es endlich aus dem Schranke, worin das Manuscript verschlossen war, hervorholte und mir eine oder einige Scenen daraus vorlas. Ich hatte dabei die Empfindung, als wenn ich einer ganz ausnahmsweisen Gunst gewürdigt wurde. Es gefiel mir sehr und schien mir unter dem Einflusse von Göthe's Faust abgefaßt, den ich damals zuerst kennen gelernt hatte."

„Zu Röse's inneren Schätzen schien mir besonders ein vertrautes Verhältniß zu seiner Vaterstadt, dem alten heiligen Lübeck zu gehören. Wenn er aus der Vergangenheit der alten

Hansa-Hauptstadt berichtete, nahm seine Stimme eine Würde an, als ob er Heiliges zu verkünden habe, und der Ausdruck des Gesichtes entsprach dem."

„Zu dem alten Lübeck gehörte auch sein Vaterhaus an der Trave, das mir unvergeßlich geblieben ist. Das kleine Zimmer, das ich damals allein besuchte, lag nach der Trave hinaus hinter der Haustreppe; ein Tages- oder Kerzenschimmer, der durch das grüne Vorhängsel des Thürfensters schimmerte, zeigte den Besuchenden den Weg. Ich habe es auf das oft mit einer Art Muthwillen, oder mit ermunterndem Klang gerufene „herein!" stets mit dem Gefühl betreten, ich komme als ein Jüngerer und Werdender zu einem wesentlich schon Gewordenen, wenn auch freundlich mir Geneigten. So viel ich mich entsinne, war kein Sopha in dem Stübchen; und doch war es mit seinen breiten Fensterbänken, mit dem alten Hausrath und den allerlei Büchern der behaglichste Raum. Nie werde ich den Spätherbstabend vergessen, an dem er mich in Heine's mir noch unbekanntes „Buch der Lieder" einweihte. Aus dem verschlossenen Glasschrank, der den Obertheil einer Schatulle bildete, nahm er das Exemplar auf schlechtem Druckpapier, und während wir am warmen Ofen saßen, und draußen der Wind durch die Schiffstaue sauste, begann er mit gedämpfter Stimme zu lesen: „Am fernen Horizonte", „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier", „Ueber die Berge steigt schon die Sonne" und so eines nach dem andern; zuletzt: „Wir saßen am Fischerhause, Und schauten nach der See." Ich war wie verzaubert von diesen stimmungsvollen Liedern, es ward Morgen und es nachtete um mich, und als er endlich, fast heimlich das Buch fortlegend, schloß: „Das Schiff war nicht mehr sichtbar, Es dunkelte gar zu sehr", da war mir, als seien die Thore einer neuen Welt vor mir aufgerissen worden. Gleich am andern Morgen kaufte ich mir — es war der erste Druck noch — das „Buch der Lieder" und zwar auf Velin-Papier." — Röse gehörte zu denen, welchen ich es verdanke, Kritik ertragen zu können und sie an

mir selbst zu üben; er schrieb quer über meine Gedichte fein: „Denique sit, quid sit, simplex duntaxat et unum“, und sagte mir mehr als einmal: „Du bist geistig todt“; ob letzteres mit Recht, ist mir später zweifelhaft geworden. In der Poesie freilich war es bei mir nur noch ein Flügelprüfen; über meine zuerst 1852 erschienenen Gedichte hat er mir später mit Begeisterung geschrieben, daß er sie Morgens und Abends lese.“

„In den Ferien kam Geibel, und wir gingen dann zusammen in's Theater, in den Weinkeller, oder machten Ausflüge auf die Dörfer. Röse klagte, daß ihm das Talent der schönen Formgebung fehle, das, nach seiner Ansicht, Geibel in vollem Maße besaß; daher er denn auch, wo er in seiner Prosa Lieder bedurfte, seinen Mangel gern aus dessen Reichthum deckte, wie in seinem Märchen „Das Sonnenkind“, das im „Pilger durch die Welt“ 1845 erschien. Einmal trafen wir Geibel in seinem Zimmer, ein Gedicht niederschreibend; „seht!“ sagte Röse und hielt mich an der Thür zurück, und wir warteten ruhig, bis Geibel fertig war und uns begrüßte.“

„Vor seinem Abgang zur Universität schenkte Röse mir ein Exemplar der Uhland'schen Gedichte, in das er hineinschrieb: „Meinem Confident, obgleich's ein — ist, zur freundlichen Erinnerung.“ Der Gedankenstrich sollte „Schuckelmeyer“ bedeuten, ein politischer Schimpfname für die Dänen, von denen wir Schleswiger derzeit nicht unterschieden wurden. Die vergriffenen Exemplare jenes „Liederbuchs“ und der „Uhland“ stehen noch in meinem Bücherschrank.“

Die hervorragende Stellung, welche nach dieser Schilderung Storm's Röse später unter seinen Mitschülern einnahm, hatte er damals in unserem Kreise noch nicht, schon weil er der Schule äußerlich fern stand. Doch bestätigen mir verschiedene Briefe von Storm's Zeitgenossen an Geibel, daß er nach seiner Rückkehr auf das Gymnasium über seine näheren Freunde eine große Gewalt ausübte, so daß Geibel in dem erwähnten Lebensabriß mit Recht von ihm sagen durfte, „er habe bei großer persönlicher Liebenswürdigkeit in dem kleinen

Kreise, mit dem er verkehrte, allezeit eine bevorzugte Stellung einzunehmen gewußt." Auf Geibel hatte er in früheren Jahren jedenfalls einen bedeutenden Einfluß, wenn ich ihn auch im Einzelnen nicht nachweisen kann; später wohl nicht mehr. Ich lernte ihn, wie gesagt, in dem „poetischen Verein" kennen, und es war auch wesentlich das gemeinsame Interesse für Poesie, welches mich ihm näher brachte. Von seinen philosophischen Studien ist mir keine Erinnerung geblieben. Ich sah ihn nur Abends, nachdem er seine Thätigkeit in der Buchhandlung beendigt hatte, meist bei oder mit Geibel, doch öfters auch allein auf seinem Zimmer, das in seiner Eigenthümlichkeit auch mir noch lebhaft vor Augen steht. Ganz warm ist mir jedoch nie in seinem Umgange geworden; ich fand etwas Widerspruchsvolles und Unharmonisches in seinem Wesen, das mich nicht angenehm berührte, und zu keiner Zeit habe ich die Empfindung einer Schranke zwischen uns verloren.

Den poetischen Verein („P. V.") hatte Geibel, wie er in seinen Aufzeichnungen sagt, mit Röse, Mantels, Karl Lorentzen und Schunck gegründet. Letzterer war, als ich ihm beitrat, bereits vom Gymnasium abgegangen, um sich, eigentlich wider Neigung, dem Kaufmannsfache zu widmen; wahrscheinlich hatte er Lübeck verlassen, wenigstens gehörte er dem Verein nicht mehr an. Nach Geibel's Tode habe ich ihn aufgesucht. Er war, wie er mir erzählte, mit diesem nach langer Trennung erst im Alter wieder in nähere Berührung gekommen; dann aber hatte sich zwischen Beiden ein sehr inniger Verkehr entwickelt, und viele Blätter in Geibel's Tagebüchern berichten von gemeinsamen Spaziergängen oder traulichen Zusammenkünften am Abend. Daß durch den ihm innerlich fremden Beruf die poetische Ader in Schunck nicht unterbunden war, beweist eine kleine Erzählung, die Wilhelm Jensen in seinem schönen „Gedenkblatt" von ihm mittheilt. „Im Hause eines gemeinsamen Freundes", heißt es, „versuchte ich eines Abends auch in Versen zu sprechen und blieb stecken. Geibel wollte mir zu Hülfe kommen, fuhr in derselben Art

fort, stockte und blieb stecken. „Nun und so weiter“ sagte er mit schalkhaftem Schmunzeln. Der reimgewandte Freund, Heinrich Schunck, half uns Beiden aus der Patsche und brachte unsere mißglückten Anläufe zu gutem Abschluß. Seine alte Wirthschafterin sagte am anderen Tage: „De beiden Herren wüllt Dichter sin und könt nich dat, wat de Herr kann.“ Auch mir hat Schunck bei unserem letzten Zusammensein, als wir des heimgegangenen Freundes gedachten, mehrere poetische Episteln humoristischen Inhalts mitgetheilt, die er bei verschiedenen Anlässen an ihn gerichtet hatte.

Der „poetische Verein“ war ein sehr harmloses Institut und glaube ich nicht, daß Jacob jemals einen politischen Verein dahinter gewittert hat; vollends von einer deshalb angestellten „großen Untersuchung“, von der Gäbertz berichtet, ist mir nie etwas zu Ohren gekommen. Wir versammelten uns Sonnabends um 7 Uhr Abends auf Geibel's oder Röse's Zimmer, Jeder trug vor, was ihm die Woche an Versen bescheert hatte, und ließ sich kritisiren, und um 8 Uhr gingen wir in der Regel wieder auseinander. An die einzelnen Gedichte, die Geibel uns dort brachte, erinnere ich mich nicht mehr. Er selbst äußert sich später in seinen Aufzeichnungen über seine dichterische Thätigkeit in dieser Zeit: „Ueberreiche Production, vielfach noch gehaltlos, aber als Formübung förderlich.“ Doch stammen schon einzelne der gedruckten Gedichte aus diesen Jahren, so „Der Zigeunerbube im Norden“, „Zigeunerleben“ u. a. m. Seine Formgewandtheit war in der That eine außerordentliche. Unser gemeinsamer Schulfreund von Duhn (jetzt Ober-Landesgerichtsrath in Hamburg) erinnert mich daran, daß er bisweilen den geographischen Vortrag in der Secunda zu seiner Erheiterung in Hexametern nachschrieb, aus denen er uns nachher einzelne Stellen zum allgemeinen Ergötzen vorlas. Auch schreibt mir derselbe Freund, daß die an ihn gerichtete, aus 58 gereimten trochäischen Versen bestehende Abschieds-Epistel, welche Gödeke („Emanuel Geibel“ S. 30—32) mittheilt, von Geibel nach der Heim-

kehr aus einer Abendgesellschaft improvisirt und niedergeschrieben wurde, während die beiden Freunde, welche sie überbringen sollten, Wattenbach und von Campe, in seinem Zimmer warteten, und daß sie vollendet war, ehe Wattenbach die ihm zur Versüßung des Wartens gegebene Cigarre ausgeraucht hatte.

Geibel trug sich in dieser Zeit auch schon mit dramatischen Plänen, doch glaube ich nicht, daß irgend einer bestimmtere Gestalt erlangte, geschweige denn zur Ausführung kam. Deutlich entsinne ich mich eines Nachmittags, als er zu mir in mein Zimmer trat mit den Worten: „Du! Ich habe einen wunderschönen Stoff für ein Trauerspiel: Der letzte Zigeunerkönig!" Auf meine Frage nach dem Inhalt der Fabel, ergab sich jedoch, daß seiner Phantasie zunächst nur die Situation eines solchen Königs in allgemeinen Umrissen vorschwebte, ohne daß sich die Vorstellung einer bestimmten Handlung damit verband. Ob die erwähnten Zigeunerlieder in seinen Jugendgedichten damals schon entstanden waren, oder ob die durch jenen Gedanken erzeugte Stimmung später in ihnen ihren Ausdruck fand, weiß ich nicht zu sagen.

Unter den deutschen Dichtern, deren Werke während der Schulzeit nächst den Classikern uns, den einen mehr, den anderen weniger, anzogen und welche daher oft den Stoff zu einem lebhafteren Meinungsaustausch gaben, standen die Romantiker obenan. Ich nenne nach der Erinnerung: E. T. A. Hoffmann („Serapionsbrüder"), Eichendorf („Ahnung und Gegenwart"), Brentano („Ponce de Leon"), Achim von Arnim („Die Kronenwächter", „Gräfin Dolores"). Einen mächtigen Eindruck empfingen wir von Grabbe's Dramen. Von fremden Dichtern war es namentlich Byron, dessen Dichtung, wie Leben unsere Phantasie gefangen nahm. Erst gegen das Ende unserer Schulzeit begannen wir uns für Platen zu erwärmen.

Geibel's Ueberlegenheit als Dichter wurde von uns Allen neidlos anerkannt, ohne daß wir uns dadurch in unserer Kritik

beirren ließen. Er selbst aber ließ uns sein Uebergewicht niemals empfinden, sondern behandelte uns als ebenbürtige Mitkämpfer und wollte höchstens als primus inter pares gelten. In der Schule erfüllte er seine Pflichten mit gleicher Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, wie wir, und wenn auch das Gefühl, zum Dichter geboren und berufen zu sein, in seiner Seele sich regen mochte, so war er sich dessen damals, glaube ich, nur halb bewußt. Wohl aber habe ich den Eindruck behalten, daß schon, während er noch Schüler war, mehr als Einer in seiner Vaterstadt und unter seinen Lehrern in ihm den gottbegnadeten Dichter sah und seine künftige Größe ahnte, wenn auch, namentlich die Letzteren ihm gegenüber absichtlich ihre Meinung zurückhielten. Mir sind einzelne Aeußerungen im Gedächtniß geblieben, aus denen ich dies schließen muß. Auch von Duhn schreibt mir, daß Director Jacob, als Geibel noch Primaner war, einmal zu einem seiner Mitschüler unter vier Augen gesagt habe, Geibel besitze eine Herrschaft über Sprache und Versbau, wie sie bei keinem anderen Dichter, selbst bei Göthe nicht, sich finde. Und in einem Briefe von Röse an Geibel vom November 1835, in welchem er von seinem Besuche bei Jacob erzählt, heißt es: „Er hat Deine „Gondelfahrt" weiche, schöne Verse genannt; Du verstehst ihn, es war sein herzlichster Ton."

Noch einer Dichtung muß ich hier gedenken, welche im Sommer 1834 entstand. Es ist eine in Lübeck spielende „wundersame Historie", in Hoffmann'scher Manier, welche unter dem Titel „Heringssalat" von Geibel und Niebuhr gemeinschaftlich verfaßt wurde. Durch den Titel sollte die Mischung aus verschiedenen ungleichartigen Bestandtheilen bei zwei Verfassern bezeichnet werden. Alle Mitglieder unseres Kreises sind unter veränderten Namen in dieselbe verflochten, Röse als „Dr. Antonius Wanst." Das Manuscript, abwechselnd von Geibel's und Niebuhr's Hand, ist in Frankenfeld's Besitz, von dem ich es jetzt zur Durchsicht entlehnt. Mehr als 50 Jahre sind seit seiner Entstehung verflossen, und

von den handelnden Personen außer mir nur Frankenfeld, von Duhn und Marcus Heise noch am Leben.

„Es war am ersten Pfingsttage des Jahres 1834", so beginnt die Geschichte. Aus der 4 ist später eine 5 gemacht; der Grund dieser nachträglichen Aenderung ist mir nicht bekannt. Jedenfalls kannte ich die Geschichte schon, als ich im Herbst 1834 die Schule verließ; doch wußten damals wohl nur einige der unmittelbar Betheiligten um ihre Existenz. Vorgelesen wurde sie von Geibel in einem fremden Kreise zuerst, wie Gädertz erzählt, am Sylvesterabend 1835 in Bonn. Nach Lübeck war sie von dort schon zu Weihnachten gesandt und hatte hier, theils Interesse, theils Neugier erweckt. Noch im November 1838 schreibt Mantels aus Leipzig an Geibel nach Athen: „O ... hat den „Heringssalat" gelesen und fragt an, ob er ihn mit passender Ausstattung und mit einer natürlich zu bewerkstelligenden Orts- und theilweisen Namensänderung drucken lassen solle. Es wäre köstlich, ein so gedrucktes Memorandum unseres Jugendunsinns zu besitzen. NB. O ... hat dies gesagt, ohne daß ich ihm den geheimen Schlüssel, den wir Geweihte besitzen, gegeben."

Auf dem Manuscript steht von Geibel's Hand: „Nicht für den Druck." Und so will ich auch nur von Einer Person in der Erzählung reden, weil deren Schilderung, wie ich aus Geibel's eigenem Munde weiß, Wahrheit ist und in das Innere eines Menschen blicken läßt, der selbst nicht fähig war, es in seinem äußeren Leben rein darzustellen. Es ist Emanuel's jüngerer Bruder Konrad, welcher als „Musikant Panthes" den ernsteren Mittelpunkt der Fabel bildet. Konrad besaß, wie Emanuel, ein tiefes Gemüth, vermochte aber nicht, seine Empfindungen und Gefühle auf eine einfache Art zu äußern, sondern machte sich gewöhnlich in einer sehr barocken Weise und einer anscheinend nicht natürlichen Fröhlichkeit Luft. Musikalisch reich begabt, konnte er sich trotz des Zuredens seiner Freunde und auch seines älteren Bruders Karl nicht zu der Bitte an den Vater entschließen, daß dieser ihn zum Zweck

einer gründlichen Ausbildung nach Berlin, oder Leipzig, oder wo sonst sich die Gelegenheit dazu geboten hätte, schicke. Neben der eigenen Unentschlossenheit mochte er wohl auch fürchten, daß der Vater die damit verbundenen Kosten nicht würde tragen können. Zudem hätte die Mutter ihn seiner Kränklichkeit wegen nur mit Sorge von sich gelassen. So lebte er träumend im Elternhause dahin, außer der Familie nur mit wenigen Freunden verkehrend, zu denen damals namentlich auch Röse gehörte. In Briefen an Emanuel aus dem Jahre 1841 berichtet er von seiner Composition einer Concertouverture für ganzes Orchester, so wie eines Gedichts von Salis, die er „Buchfinken-Cantate" (für Chor, Solis und Orchester) nennt. Beide waren damals in Lübeck mit Beifall aufgeführt, doch glaube ich kaum, daß sie über das Weichbild seiner Vaterstadt hinausgedrungen sind. Erst später ging Konrad nach Leipzig, um hier unter Mendelssohn's Leitung Musik zu studiren, wurde aber vor Ablauf des zweiten Jahres, als eben der Grund gelegt war, vom Vater nach Lübeck zurückgerufen. Er erhielt dann hier eine Anstellung als Organist an der reformirten Kirche und ertheilte daneben Musikunterricht, fuhr auch fort zu componiren. In einem Briefe Geibel's aus München vom 11. November 1860 an seine Schwägerin Elise Reuter heißt es: „Gestern, als am Schillertage, gab Schack eine große Mittagsgesellschaft, die ich trotz grundschlechten Befindens, mit aller Vorsicht freilich, mitmachte. Nach Tische wurde musicirt, und da dachte ich viel nach Lübeck hinüber, wo ja ziemlich um dieselbe Zeit Konrad's Ouverture zur Aufführung kommen sollte. Schreib mir doch bei Gelegenheit, ob Du selbst dabei sein konntest, wie sich das Ganze in voller Instrumentation ausnahm, und welchen Erfolg es hatte." Von den Liedern seines Bruders hatte Konrad schon früh manche für ihn componirt. Er war auch, so zu sagen, der Einzige, welcher Emanuel auf dem Klavier begleiten konnte, da es hierbei, nach dem Ausdruck seiner Schwägerin Pauline Claudius, „oft sehr lyrisch frei herging."

Daß Konrad's Compositionen — außer den genannten: die Ballade „Schön Ellen", in die er den Campbell-Marsch verflochten hatte, die Ouverture zur „Jungfrau von Orleans" u. a. — so unbekannt geblieben sind, lag zum Theil wohl an seinem Mangel an Welterfahrung, der ihn hinderte, mit einem geeigneten Verleger Verbindungen anzuknüpfen. Seine Ouverture zur „Jungfrau von Orleans" hatte zur ersten Aufführung der „Brunhild" in München einstudirt werden sollen. Der Plan scheiterte zu Geibel's herzlichem Bedauern an Konrad's hartnäckiger Weigerung, den Wunsch des Kapellmeisters Lachner nach einer etwas reicheren, der Zeitrichtung mehr entsprechenden Instrumentation des Werkes zu erfüllen. — Ein Feind aller Fremdwörter sträubte Konrad in späteren Jahren sich auf's Aeußerste gegen den Namen „Onkel" und, wurde daher im Verwandten- und Freundeskreise, von Alt und Jung „der Oheim" genannt. — Er ist am 26. April 1872 in Lübeck gestorben, wenige Wochen vor der Hochzeit von Geibel's Tochter.

Die beiden Scenen aus dem „Heringssalat", die ich jetzt folgen lasse, sind von Geibel selbst geschrieben. Um einer Begegnung mit dem Makler Bückling auszuweichen,

„lief er (Panthes) spornstreichs in den Wald hinein. Dort setzte er sich auf einer kleinen Anhöhe vor einer freigehauenen Stelle nieder und fing bitterlich an zu weinen" — — — — — „die ganze Natur wehte den einsamen Musikanten, wie mit einem beruhigenden Hauche an, und er fühlte es wohl, wie der stille Friede des schönen Frühlingsabends in seine Brust niederthaute. Sein Herz schlug allmälich ruhiger, seine Gedanken wurden klarer und zusammenhängender, ja endlich vermochte er sie, zu Worten gestaltet, leise vor sich hinzusummen: „Könnt' ich nur endlich einmal", sprach er, „des Zwiespalts Herr werden, der in meinem ganzen Wesen herrscht, könnte ich die hohen heiligen Gefühle und jene bunt-phantastischen Tollheiten, die oftmals in grellem Widerspruch in meinem Innern sich bewegen, mit einander aussöhnen. Oft bin ich mir ja

selbst nicht einmal deutlich bewußt, welchem von beiden Theilen mein eigentliches innerstes Ich angehört. Früher zwar schaukelte ich mich frisch und unbefangen auf den tausendfarbigen Wogen der ausgelassenen Lustigkeit, und nur in den Stunden, wo Religion oder Musik mich in höhere Sphären trug, eröffneten sich mir wunderbare Aussichten in die Tiefen des Lebens. Aber seit ich sie gesehen, seit ich sie lieben gelernt, kommt es mir oft vor, als sei jene halbverworrene Fröhlichkeit nur das bunte flatternde Gewand für den ernsten Kern meines Lebens.“ — Er schwieg wieder eine Weile; dann rollte wieder eine Thräne aus den halbgeschlossenen Augen, und leise seufzte er vor sich hin: „O Adelaide! Adelaide!“

Ein phantastischer Vogel läßt sich über ihm auf einer Linde im Walde nieder und singt ihn in Traum. Es erscheint ihm eine schöne weibliche Gestalt — nicht Adelaide — und ein geflügelter Knabe sagt ihm in's Ohr, es sei die Musik,

„ja endlich war es ihm, als berühre der selige Hauch ihrer Rosenlippen seinen Mund. Da erwachte er, die Töne schwiegen“ — — — — — — — — — — — — — — —

„die Sonne war längst herunter, nur am westlichen Horizonte dämmerte noch ein blaßrother Streif, und am dunkelblauen Himmel schwebte in stillem Glanze die Mondsichel empor. Freudig gestärkt erhob sich der Musikant: „Hätt' ich auch Alles verloren“, sprach er vor sich hin, „so bleibt sie mir ja doch, die göttliche Kunst, die Sprache der Engel.“ Und mit raschen Schritten machte er sich auf den Heimweg.“

In die Erzählung verwebt ist eine, unter verschiedenen Formen wiederkehrende Sage von zwei Zauberern, einem guten: Ursinus, und einem bösen: Fraxinus geheißen. Ursinus hatte zwei Töchter, deren ältere, Veronika, der Musik, deren jüngere, Sophie, der Poesie ergeben war. Fraxinus, nachdem er vergeblich um Veronika geworben, entwendete ihr aus Rache ein wunderbares musikalisches Instrument — die Geisterorgel —, auf dessen Verfertigung sie fast ihr ganzes Leben verwendet hatte, und sie starb vor Gram über den Verlust. Darauf ent-

führte Fraxinus ihre Schwester Sophie auf einem schwarzen Flügelroß über das mittelländische Meer; sie aber stürzte sich, aus ihrer Betäubung erwacht, in die Fluth. Ursinus zieht aus, um die Tochter zu suchen, und läßt sich nach langem vergeblichen Wandern unter den Kirgisen nieder, erfindet die Bereitung des Kumys und wird nach dem Tode des Königs von ihnen zu seinem Nachfolger erwählt.

(Geibel und Niebuhr.)

Panthes hat von unbekannter Hand einen Brief erhalten, mit der Aufforderung, sich mit dem beifolgenden halben Ringe ein bei dem Makler Bückling deponirtes Kästchen zu holen. Nachdem er es empfangen, eilt er mit demselben nach Hause, stellt es auf ein Pult und singt ein altes Kirgisisches Volkslied, das Retla Aipoc[1]) ihn gelehrt. Darauf beginnt es in dem Kästchen zu tönen, es springt mit lautem Klange auf, und zu Panthes Erstaunen kommt ein bleiernes Bild des alten Fritz zum Vorschein.

(Niebuhr.)

Panthes findet dann im Zimmer des Medicinalraths, auf diesen wartend

„ein Kästchen, das aus schwarzem Ebenholz gearbeitet und mit Gold eingelegt war. Vorsichtig öffnete er es, da lag eine Reihe kleiner elfenbeinerner Tasten vor ihm, und wie er nur mit der Hand eine derselben berührte, erscholl eine wunderbare Musik, und seine innersten Gedanken, zu Tönen aufgelöst, klangen ihm entgegen."

Er erkennt die Geisterorgel und entflieht mit ihr. Der Medicinalrath verfolgt ihn. Fast hat er den ermüdeten Panthes

[1]) Ueber diesen schreibt mir Frankenfeld: „Retla Aipoc heißt umgekehrt alter Copia, und letzteres Wort ist Uebersetzung von Menge. Der alte Menge war ein Lübecker Original, eifriger Sammler von Mineralien und dgl. Als solcher hatte er viele Länder durchstreift, war auch angeblich im Kirgisenlande gewesen und hatte sich reichliche, ich weiß nicht, ob auch gründliche, Sprachkenntnisse erworben. Mit diesem hat Konrad viel verkehrt und allerlei echte und unechte kirgisische Brocken eingesammelt: „Köke mongöl" und „Pakelun," als Gruß und Gegengruß, der sich noch bis in die neueste Zeit in der Familie erhalten hat.

eingeholt, als dieser in Verzweiflung ihm das Bild des alten Fritz entgegenwirft. Mit einem Schrei hält der Verfolger plötzlich, wie angewurzelt, inne, reckt sich hoch und höher, seine Füße wühlen sich in den Boden, und in wenig Sekunden steht er da, eine riesige verdorrte Esche. Und aus einer schwarzen Wolke fährt ein sprühender Blitz, der den Baum bis in den Boden hinab spaltet.

„Der Musikant stand lange erschüttert vor dem wundersamen Schauspiele, das sich vor seinen Augen zugetragen. Dann aber schritt er langsam nach jenem Orte, wo er zum ersten Male im Traum die süßen Klänge vernommen, deren Erregung jetzt in seinem Willen ruhte. Er streckte sich wieder unter die grüne Linde in's Moos, er sah wieder hinaus in das schöne frühlingsblühende Land und weinte, wie damals, eine Thräne der Wehmuth. Aber auch milder Trost kam in seine Seele, als er die Tasten der Geisterorgel anschlug, und sein Gefühl in den wogenden Zaubertönen sich ausströmte; ja es war ihm fast, als schwebe jene süße Gestalt, in der er die Musik und nun ja auch die sanfte sehnsüchtige Veronika erkannt hatte, sichtbar in rosigem Schimmer vor ihm vorüber und winke ihm. Und was er einst ahnend gesprochen, das wiederholte er jetzt mit bebender Stimme: „hab' ich auch Alles verloren" (Adelaide hatte sich inzwischen verlobt) „so bleibt sie mir doch, die göttliche Kunst, die Sprache der Engel."

In dem letzten Sommerhalbjahr, welches ich auf der Schule zubrachte, wurde ich Zeuge der aufkeimenden Liebe Geibel's zu Cäcilie Wattenbach. Classen hatte mich, wie ich schon erwähnte, nach seiner Vermählung mit Caroline Wattenbach in das Haus seiner Schwiegermutter eingeführt, welche mit zwei Töchtern, Sophie und Cäcilie, und dem Sohne Wilhelm, der gleichfalls das Gymnasium besuchte, in Lübeck lebte. Allen, die gleich mir das Glück gehabt haben, in diesem Kreise verkehren zu dürfen, werden die traulichen Abende in dem kleinen Hause in der Bäckergrube unvergeßlich geblieben sein. Während die ältere Schwester, Sophie, durch ihre

seine harmonische Geistes- und Herzensbildung bezauberte, blickte Cäcilie mit ihren blauen Augen noch kindlich unbefangen in die schöne Welt draußen, die vor ihr eben sich zu entfalten begann. Was Geibel für sie empfand, war mir bald kein Geheimniß mehr, sie war die „blaue Blume" seiner Gedichte, doch sprach er nie darüber zu mir. Meine damals angeknüpften Beziehungen zu dem noch jüngeren Bruder haben sich im späteren Leben zu herzlicher Freundschaft gestaltet, wie ich denn durch wiederholte Begegnungen mit dem ganzen Hause in Verbindung geblieben bin. Aus jenem Sommer ist mir ein Sonntag in besonders schöner Erinnerung geblieben, den wir, d. h. Geibel, Niebuhr und ich, mit Wattenbach's und Classen's im Riesebusch bei Schwartau verlebten. Am Abend vorher war die Abrede genommen, und am anderen Morgen früh fanden wir uns vor dem Burgthor zusammen. In Wattenbach's Gesellschaft war noch Fräulein von A., eine Freundin Cäciliens und in gleichem Alter. Wir brachten den ganzen Tag im Walde zu. Am Nachmittage, während wir unter den Bäumen lagerten, und Einer von uns den Uebrigen vorlas, wanden die drei jungen Mädchen Kränze von Laub, die nach beendigter Arbeit uns überreicht wurden. Wir hingen sie in unseren Zimmern an der Wand auf und bewahrten sie noch lange. Geibel gedenkt dieses Tages in einem mir vorliegenden Gedichte, welches ich der Güte seiner Tochter verdanke. Es ist „Der schöne Tag" überschrieben. Vier einleitende Strophen sind durchgestrichen, vermuthlich weil der Dichter nur von den folgenden, die Gäbertz (Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten S. 21—22) mittheilt, Abschriften gab, oder nehmen ließ. Ich glaube jedoch kein Unrecht zu begehen, wenn ich das vollständige Gedicht hier veröffentliche:

Der schöne Tag.

Es schweigt der Sturm. In wirbelnden Flocken sinkt
Der Schnee hernieder. Dichter und dichter zieht
Ihr weißes Schlummerkleid die Erde
Ueber die wintererstarrten Glieder.

Doch hier im Zimmer weht durch die Dämmerung
Ein warmer Odem. Hell im Kamine glüht
Der rothe Glanz und färbt noch höher,
Liebliches Kind, Dir die schöne Wange.

O klage nicht, daß draußen im Garten Dir
Mit kaltem Hauch der rauhe Decembermond
Die Blumen alle Dir gebrochen,
Die Du mit liebender Hand gewartet.

Erzählen soll ich? soll durch die Schilderung
Der schönen Stunden, die uns der Lenz gewährt,
Des Winters Dich vergessen machen,
Der in das enge Gemach uns einzwängt?

Hellfreundlich strahlt in meiner Erinnerung
Ein Tag vor allen. Denk' ich des Tages nur,
So fließt's, wie Morgensonnenschimmer,
Mild und erwärmend mir durch die Seele.

Es war um Pfingsten. Prangend im Blätterschmuck
Erhob der Wald sich. Quellen durchrauschten ihn
Voll Lebensfreude, und die Vögel
Grüßten den wiedergekehrten Frühling.

Durch grüne Zweige schaute das Himmelblau
In's Thal hernieder, sonnig und wolkenlos,
Ich aber ruhte mit den Freunden
Unter den Buchen auf weichem Rasen.

Und schöne Mädchen waren uns zugesellt,
Mit blauem Aug' und goldenem Lockenhaar;
So mischt man morgenrothe Rosen
Unter das dunklere Laub des Lorbeers.

Da flogen rasche Scherze von Mund zu Mund,
Und Lieder klangen, Kränze belohnten sie.
Und lustig aus dem dürren Reisig
Loderten immer geschürte Flammen.

So schwanden bald die flüchtigen Stunden hin;
Der Mond ging auf, er trennte die Fröhlichen;
Doch ich durchlebt' auf meinem Lager
Träumend den glücklichen Tag noch einmal.



Im September 1834 verließ ich das Gymnasium in Lübeck, um in Berlin Medicin zu studiren. Der Anfang hier war für mich keineswegs erfreulich. Schmerzlich entbehrte ich die alten Freunde. Das meinen bisherigen Neigungen und Beschäftigungen so entgegengesetzte Studium stieß mich vielfach ab. Dazu die Ungeübtheit in sinnlicher Beobachtung, die mir bei der veränderten Methode des Unterrichts lebhaft zum Bewußtsein kam. Doch machte schon damals die mächtige Persönlichkeit Johannes Müller's einen großen Eindruck auf mich. Sie war es, in deren Anschauen mein oft sinkender Muth sich aufrichtete. Heimischer freilich fühlte ich mich in den die Phantasie anregenden Vorträgen über Anthropologie von Henrik Steffens, zu dem ich auch in ein näheres persönliches Verhältniß trat. Was mir mein Studium an freier Zeit ließ, blieb, wie bisher, den dichterischen Liebhabereien gewidmet. Mit den Lübecker Freunden, namentlich mit Geibel und Niebuhr unterhielt ich einen lebhaften Briefwechsel. In den Osterferien kam ich selbst wieder auf ein Paar Tage nach Lübeck, traf aber nur noch Niebuhr dort, Geibel war schon nach Bonn abgereist. In der sicheren Hoffnung, ihn zu finden, war ich auf sein Zimmer gegangen und durch den Anblick der leeren Räume wehmüthig enttäuscht. Auch Geibel wollte es in Bonn Anfangs nicht gefallen. „Wenig behagliche Existenz", heißt es in seinen Aufzeichnungen, „nach dem geistig verwöhnten Leben in Lübeck; keine gleichgestimmten Freunde; Langeweile in den theologischen Collegien, nur der alte Nitzsch fesselt mich. Dagegen manche Allotria

mit Lust gehört und getrieben (Mythologie, Literaturgeschichte, Aeschylus bei Welcker, Näcke, Klausen)." In einem Briefe an mich sprach sich fast nur die Sehnsucht nach den alten Lübecker Verhältnissen aus. Eine große Freude war es ihm daher, als im Herbst Niebuhr sich zu ihm gesellte. Auch ich hatte eine Zeit lang die Absicht, mich ihnen dort anzuschließen. Niebuhr schreibt darüber an Geibel noch von Lübeck aus: „Er giebt mir die Hoffnung, daß wir ihn im nächsten Sommer in Bonn haben werden. Theolog, Jurist und Mediciner werden dann ein Kleeblatt bilden in Freud und Leid; wir werden uns gegenseitig zur Liebe zur Wissenschaft anfeuern und unsere Erfahrungen mittheilen und manchen frohen Abend werden wir in Godesberg, Rolandseck, Königswinter, oder auf meiner Rheinbeherrschenden Stube zubringen, mit Gesprächen und Träumen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft." Aber schon zu Anfang des Winters faßte Geibel den „Entschluß, die Theologie aufzugeben und klassische Philologie zu studiren", während ich mich entschied, den folgenden Sommer über noch in Berlin zu bleiben. Ernst Curtius war im Herbst von Göttingen hierher gekommen, und unsere Anwesenheit, wenigstens zum Theil, der Grund, daß auch Geibel Ostern 1836 von Bonn nach Berlin übersiedelte.

Sein Umgang beschränkte sich hier zunächst auf die alten Freunde, da er in Familien noch wenig verkehrte und die aus Lübeck mitgebrachten Empfehlungen nur langsam und zögernd abgab. In dem Hause von Henrik Steffens trafen wir ein und das andere Mal zusammen; Geibel hatte ihn gleich Anfangs aufgesucht und wurde durch den Zauber seiner liebenswürdigen Persönlichkeit in gleicher Weise, wie ich, gefesselt. Weitere Ausdehnung gewann sein Verkehr dann durch einen Besuch seines Vaters, der in den letzten Tagen des Juni mit Konrad auf einige Wochen nach Berlin kam und ein in Geibels Wohnung gerade leer stehendes Zimmer bezog. Ueber die Collegien schreibt Geibel in seinen Aufzeichnungen: „Gehört bei Böckh Literaturgeschichte; bei Steffens Anthro-

pologie; Ranke; Lachmanns Weise, die Alten zu behandeln, d. h. gar nichts zugeben, als Textkritik stößt mich entschieden ab. Lebhaft angeregt wurde ich durch Droysen's Aristophanes."

„Da die Collegien mir verhältnißmäßig wenig geben, die poetische Literatur der Griechen selbstständig durchgearbeitet, was für mein Leben der beste Gewinn aus meiner ganzen Studienzeit geblieben ist."

Bei der Verschiedenheit unserer Studien sahen wir uns seltener, als wir gehofft hatten. Doch bestand die innere Gemeinschaft zwischen uns in unverminderter Herzlichkeit fort. Oefters besuchten wir zusammen das Theater und verbrachten nach demselben und auch sonst manchen Abend mit einander, durch mündlichen Austausch die brieflichen Mittheilungen der letzten anderthalb Jahre ergänzend. Er las mir seine in Bonn entstandenen Gedichte vor und nahm auch an meinen dichterischen Erzeugnissen, wie früher, warmen Antheil. Schon in Bonn hatte er sich vorzugsweise mit dem Studium der griechischen Tragiker beschäftigt; unter den Neueren waren Göthe, Shakespeare und Byron seine Lieblinge geblieben, das Interesse an den Romantikern, namentlich an Heine, mehr zurückgedrängt. Das „junge Deutschland" berührte uns beide wenig sympathisch; eben so wenig freilich waren wir mit den Maßregeln des Bundestages gegen dasselbe einverstanden. „Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde" hatte ihn, wie damals die ganze academische Jugend, bezaubert, und er freute sich, durch Rumohr's Vermittlung Bettina auch persönlich näher getreten zu sein. Mit besonderer Theilnahme verfolgte er die neuere dramatische Litteratur. Wie weit er sich in dieser Zeit mit Heinrich von Kleist, dessen Käthchen von Heilbronn öfters gegeben wurde, bekannt gemacht hatte, weiß ich nicht zu sagen; ich erinnere mich nicht, daß wir über ein anderes Stück dieses Dichters mit einander gesprochen hätten. Wohl aber hatte ihn die Dichtung eines Zeitgenossen von Kleist, der „Thomas Aniello" des jung gestorbenen Fresenius, lebhaft interessiert. In einem Briefe von Röse aus dem Juli dieses Jahres heißt es: „Du

hast Recht, dies ist wirklich eine durch innere Samenkraft strotzend aufschießende Blume, doch hätte ihr Blätterwerk berupft werden müssen" — — „Auf jeden Fall danke ich dir für die Freude, die mir Aniello gemacht."

Seine eigene dichterische Production war in diesem ersten Berliner Sommer gering. In den Briefen von Röse und Mantels an ihn ist von der Herausgabe eines „Dichterwaldes" oder „Musenalmanachs" durch ihn die Rede; doch ist mir die Erinnerung an eine derartige Absicht, wenn sie bestand, entfallen. Wenn wir über unsere Zukunftspläne mit einander sprachen, so erschien ihm die Stellung eines Lehrers an dem Gymnasium seiner Vaterstadt als das gegebene Ziel, eine Stellung, die ihm, wie er meinte, hinreichende Muße lassen würde, sein poetisches Talent zu pflegen und auszubilden. Wohl glaube ich, daß im Grunde seiner Seele seine Hoffnungen schon damals über dieses Ziel hinausgingen; doch hatten sie bestimmte Gestalt jedenfalls nicht gewonnen. Mit mir vollzog sich indeß eine Wandlung. Ich hatte mich in dem verflossenen Winter in mancherlei dichterischen Productionen versucht, wobei mir die anregende Theilnahme meines Freundes Nicolaus Delius ermuthigend zur Seite stand. Dieser hatte Ostern Berlin verlassen. In mir aber brach sich während des Sommers die Ueberzeugung Bahn, daß ich, ohne ein Unrecht zu begehen, meine Thätigkeit ferner nicht mehr in bisheriger Weise theilen dürfe, sondern fortan meine ganze Kraft dem erwählten Studium widmen müsse. Aus dieser Einsicht entsprang der Entschluß, im Herbste nach Halle zu gehen, wo Peter Krukenberg, neben Schönlein anerkannt der erste Kliniker Deutschlands, lehrte. Und ich fand hier die Einwirkung, deren ich bedurfte, und die ich bisher entbehrt hatte. Denn Krukenberg verstand, wie außer ihm wohl wenige, in den Herzen seiner Schüler das Bewußtsein von der Hoheit des ärztlichen Berufes, der Hingabe an den Dienst des kranken, und zwar des ganzen Menschen lebendig zu machen und sie mit wirklicher Freudigkeit für denselben zu erfüllen.

Geibel war, nachdem er die Ferien im elterlichen Hause in Lübeck verlebt hatte, mit dem Beginn des Wintersemesters nach Berlin zurückgekehrt, in Begleitung von Röse, mit dem er eine Wohnung in der französischen Straße, Zimmer an Zimmer, bezog. Der Kreis der Lübecker Schulgenossen wurde vervollständigt durch Mantels und von Duhn. Dagegen schied Ernst Curtius schon im November aus, einer Aufforderung des Professor Brandis nach Athen folgend, um dort den Unterricht seiner Söhne zu übernehmen. Mein brieflicher Verkehr mit Geibel war, seit ich nach Halle gegangen, in's Stocken gerathen. Ich will daher aus dem Zusammenleben der Lübecker Freunde in Berlin nur eine Episode mittheilen, deren Kenntniß ich von Duhn verdanke, weil sie ein Zeichen von Geibel's Herzensfreundlichkeit ist. Er hatte zur Aufwartung eine ältere Wittwe, die ihm seiner Zeit durch mich empfohlen war, der sie ebenfalls durch die Empfehlung eines älteren Lübecker Commilitonen überkommen hatte, Frau Brockes. Sie war eine richtige Berlinerin, zungengewandt, gutmüthig und, ohne ihres eigenen Vortheils zu vergessen, mit einer gewissen mütterlichen Sorgfalt für unser Wohl bemüht. „Im December 1836", so schreibt mir von Duhn, „sagte sie zu Geibel, die Bedienung der Herren Studenten werde ihr auf die Länge zu mühsam, und habe sie daher beschlossen, sich wieder zu verheirathen mit einem jungen, kräftigen Hausknecht, Erdmann Lobbes, der ihr künftig diese Dienste abnehmen werde. „Wann soll denn die Hochzeit sein?" Dazu habe sie kein Geld. „Ei was! ohne Hochzeit solle sie nicht in die Ehe treten, dafür wolle er wohl sorgen." — „Aber wo denn, Herr Geibel?" — „Hier in meiner Stube." Geibel besprach die Sache mit uns an dem bei ihm gefeierten Weihnachtsabend, und beschlossen wir, auf gemeinschaftliche Kosten sein Wort wahr zu machen. So fanden wir uns denn eines Nachmittags im Januar 1837 in seiner Stube, die ziemlich geräumig war, zusammen mit einem Geistlichen des Kirchspiels, dem Brautpaar und ein paar Verwandten desselben. Geibel und Röse machten die Brautführer

der Braut, Mantels und ich die des Bräutigams. Nach vollzogener Trauung ward ein einfaches, mit einer Punschbowle schließendes Mahl eingenommen."

Als ich im November 1837 zur Fortsetzung meiner Studien nach Berlin zurückkehrte, fand ich von den Genossen des vorigen Winters Geibel, Röse und Mantels noch dort. Neu hinzugekommen waren: Niebuhr, Frankenfeld und Marcus Heise. Meine Zeit war jetzt vorzugsweise dem Besuche der Kliniken und den damit verbundenen Arbeiten gewidmet. In dem Verkehr mit den alten Freunden machte sich die Verschiedenheit unserer Studien, die uns schon äußerlich getrennte Wege wies, mehr, als mir lieb war, geltend. Röse war mir indeß auch innerlich fremder geworden. Auf das Gebiet der Philosophie, welche sein Streben beherrschte, vermochte ich ihm nicht zu folgen, und er sah, wie mir schien, mit einer Art vornehmer Geringschätzung von ihrer Höhe auf meine gegenwärtige Thätigkeit herab. Wir trafen uns selten, meist am dritten Orte zusammen, und zu einem wirklichen Aussprechen zwischen uns kam es nicht. Auch mein Verhältniß zu Niebuhr erlitt Anfangs durch den offener hervortretenden Gegensatz unserer politischen Anschauungen eine kleine Trübung. Die Vertreibung der sieben Göttinger Professoren durch König Ernst August hatte damals die Gemüther der academischen Jugend tief erregt und rief auch in unseren Kreisen manches harte Urtheil hervor. Niebuhr war der Einzige, der dagegen auftrat und als erklärter Legitimist den König vertheidigte. Indeß war die dadurch erzeugte Verstimmung nur eine vorübergehende und that der herzlichen Freundschaft, die uns verband, in keiner Weise Eintrag.

Meine Beziehungen zu Geibel waren dieselben geblieben, trotz der großen Veränderung, die sich seit unserer Trennung in seinem Leben vollzogen hatte. Er war inzwischen mit allen ästhetisch bedeutsamen Kreisen Berlins in nächste Verbindung getreten. Im Hause Bettina's verkehrte er jetzt sehr viel und war durch sie auch mit Savigny in Berühung gekommen. Sein Vater hatte ihn bei Hitzig und Neander eingeführt.

Ersterer vermittelte seine Bekanntschaft mit Chamisso, der den jungen Dichter bald sehr lieb gewann. „Das Verhältniß zu Chamisso," schreibt dieser in seinen Aufzeichnungen über jene Zeit, „wird immer freundlicher; er spricht, um auszuruhen, bei mir vor, läßt sich meine und seine Sachen von mir vorlesen und zieht mich neben Gaudy und Schöll bei der Redaction des Musenalmanachs zu." Durch Hitzig hatte er ferner dessen Schwiegersohn, Franz Kugler, kennen gelernt, der durch sein „Skizzenbuch" ihm schon von der Schule geistig vertraut war. Im häuslichen Umgange bildete sich mit ihm, wie mit seiner Frau sehr bald ein inniges Verhältniß. Hitzig hatte Geibel auch in die „literarische Gesellschaft" eingeführt. Unter den Männern, welche er hier sah, nennt Geibel: Eichendorff, Raupach, Streckfuß, Zeune, Holtey, Philipp Wackernagel. Eines näheren persönlichen Verkehrs, der sich vermuthlich auch in dieser Gesellschaft angeknüpft hatte, gedenkt er mit Gruppe, Gaudy, Häring, Kopisch und Schöll. Mit Häring war er schon im Hause von Neander's Schwester, der verw. Legationsräthin von Scholz zusammengetroffen. Bei ihr hatte er „einen Kreis ästhetisch angeregter Geselligkeit vorgefunden, in dem Häring seine Novellen und Romane Abschnittweise vorzulesen pflegte, und in dem u. A. auch Friedrich von Uechtritz verkehrte." Häring hatte Geibel aufgefordert, ihn zu besuchen, und dieser war gern der Einladung gefolgt. In diesem Winter wohnte er selbst in Häring's Hause in der Wilhelmsstraße zur Miethe, in dem sog. Poetenthurm, in dem der in den Garten führende Flügel endete. Den ersten Stock dieses Thurmes hatte Häring inne, zwei Treppen hoch wohnte Rellstab, und über diesem hauste Geibel.

Von allen diesen Persönlichkeiten lernte ich selbst nur Gaudy und Chamisso kennen. Mit Gaudy traf ich einige Male auf Geibel's Zimmer in seiner Abwesenheit zusammen, wo wir dann beide auf ihn warteten. Zu Chamisso führte mich erst nach Geibel's Abreise ein Auftrag von ihm. Seine Erscheinung steht mir noch heute lebendig vor Augen, wie

Göbeke bei Geibel's erstem Besuche sie schildert: „eine große hagere Gestalt, wie ein Magier, in einen langen faltigen Schlafrock gehüllt."

Wohl lag in einem so ausgedehnten schöngeistigen Verkehr eine große Gefahr für Geibel, auch für seine poetische Thätigkeit. Aber er war, wie mir schien, fast unberührt und ungeblendet hindurch gegangen, hatte daneben ernstere wissenschaftliche Studien nicht vernachlässigt und sich die ganze Frische und Ursprünglichkeit seines Wesens bewahrt. Wenn ich ihn einmal Abends in seinem Thurmzimmer, oder wenn er mich besuchte, hatte unser Gespräch sogleich den alten traulichen Character. Er erzählte mir von den Stoffen, die ihn beschäftigten; der Gedanke des „Roderich" war jetzt in ihm entstanden. Auch meinen dichterischen Plänen, von denen ich noch nicht lassen konnte, wie fern mir auch die Aussicht auf Verwirklichung gerückt war, brachte er dieselbe Theilnahme, wie sonst, entgegen. Seitdem Ernst Curtius in Griechenland weilte, war in ihm die Hoffnung lebendig, daß ein günstiges Geschick auch ihm eines Tages den Weg dahin bereiten werde. Eines Abends — ich glaube, es war in den letzten Tagen des Jahres — kam er zu mir. Er war bewegt und machte im Laufe des Gespräches Andeutungen von einer bevorstehenden langen Entfernung, hoffte, wir würden uns innerlich nahe bleiben, und versprach, mir zu schreiben. Inzwischen war es Mitternacht geworden. Da erklärte er, er könne nicht nach Hause gehen, denn er habe die gewisse Ahnung, daß die Zimmerdecke über seinem Bette einstürzen werde. So blieb er die Nacht bei mir und schlief auf dem Sopha. Einige Tage später machte er mir bestimmtere Mittheilungen über die Aussichten, welche sich ihm in Griechenland eröffnet hatten. Wie herzlichen Antheil ich aber auch an seiner Freude nahm, die ich ihm ganz nachempfand, so konnte ich mich im Stillen doch nicht des Zweifels erwehren, ob diese Schicksalswendung jetzt für ihn als ein reines Glück anzusehen sei. Jedenfalls wäre es mir lieber gewesen, wenn er, bevor er sein Vaterland voraussichtlich auf mehrere Jahre

verließ, sein Universitätsstudium vollständig hätte abschließen können. Die letzte Zeit seines Berliner Aufenthaltes war natürlich durch die Vorbereitungen für seine künftige Stellung sehr in Anspruch genommen. Am Abend der Abreise, in der zweiten Woche des März 1838, versammelten wir Lübecker Freunde uns noch einmal, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, zu einer Abschiedskneipe in dem nahe der Post gelegenen Buder'schen Restaurant und geleiteten ihn von da an den Postwagen, der ihn zunächst wieder seiner Vaterstadt entgegen trug. Hier blieb er noch mehrere Wochen und trat dann die Reise nach Griechenland an. In Hamburg traf er in der Wattenbach'schen Familie noch einmal mit Niebuhr zusammen. Beim Abschied war er in sehr düsterer Stimmung. Wie ich aus einem späteren Briefe von Niebuhr an ihn schließen muß, hatten die Einflüsse, die er in dem Gedichte: „Wie es geht" andeutet, zum ersten Male störend in sein Leben eingegriffen. Er nahm den Weg über München, wo er im Kreise der Künstler eine sehr freundliche Aufnahme fand und auf ihr Zureden länger verweilte, als ursprünglich seine Absicht gewesen war. Unter anderen bedeutenden Männern lernte er hier auch Brentano und Görres kennen. Niebuhr, der ein halbes Jahr später nach München kam und namentlich zu Brentano alte Beziehungen hatte, spricht den Verdacht aus, als habe man damals Geibel für „eine gute Prise der Kirche" gehalten. „Nimm Dich", schreibt er, „mit solchen Wölfen in Acht, mein Bester. Dein achtloses, träumerisches Wesen ist für solche . . . . . . zu einladend, und in Deinen poetischen Phantasien magst Du ihnen wohl nur zu sehr auf halbem Wege entgegenkommen." Von München ging Geibel über Venedig nach Triest, wo er am 16. Mai das Dampfschiff bestieg, das ihn nach Griechenland tragen sollte.

Einige Wochen nach Geibel's Abreise von Berlin war ich von dort wieder nach Halle gegangen, bestand im Sommer hier das Doctorexamen und kehrte nach mehrmonatlichem Aufenthalt im Elternhause zu Anfang Novembers nach Berlin

zurück, um mein Staatsexamen zu machen. Der Kreis der Lübecker Freunde hatte sich inzwischen nach verschiedenen Richtungen zerstreut, Mantels war jetzt in Leipzig, Frankenfeld in Göttingen, Heise in Bonn, Röse in Basel; Niebuhr allein war zurückgeblieben. Uebrigens schien schon mit Geibel's Fortgang der vereinigende Mittelpunct für sie weggefallen zu sein, und ihre Wege hatten sich allmälich mehr getrennt.

Es liegt außerhalb des Planes dieser Blätter, das Schicksal aller dieser ehemaligen Schulgenossen und ihre Beziehungen zu Geibel weiter zu verfolgen. Nur die beiden ältesten und nächsten Freunde Geibel's, Röse und Niebuhr, will ich noch auf ihrem ferneren Lebenswege begleiten. Denn mit Niebuhr blieb, wie Geibel, so auch ich bis zu seinem Tode eng verbunden; Röse's Geschichte aber ist in Wahrheit ein Stück von Geibel's Leben. Röse hatte bisher mit großem Eifer, aber ordnungslos, seinen augenblicklichen Neigungen folgend, vorzugsweise Philosophie, daneben Kunstgeschichte und Archäologie studirt. Im Mai war er, nach einem Besuche in Dresden — zur Fortsetzung seiner Kunststudien — und bei den Eltern in Lübeck, in Begleitung von Mantels und Storm nach Berlin zurückgekehrt. Auch zwischen diesen beiden, die sich, meine ich, jetzt erst kennen lernten, hatte sich während des Sommers ein näheres Verhältniß entsponnen. „Storm," schreibt Mantels im Winter von Leipzig aus an Geibel, „hat viel mit mir verkehrt diesen Sommer; er ist mir sehr lieb geworden." Storm selbst schreibt mir über diese Zeit: „Ich entsinne mich aus diesem Zusammenleben (mit Röse) nur einer Tour nach dem Grunewald, die auch der nachherige Shakespeare-Gelehrte, Delius, mitmachte, und einiger Theaterabende, die uns durch Seidelmann bedeutsam wurden. Nach einer Faust-Aufführung kauften wir uns ein Fläschchen herben Ungar und plauderten dabei noch ein Paar Stunden auf meiner Stube." Diese Aufführung veranlaßte Röse zu einer kleinen Schrift: „Ueber die scenische Darstellung des Göthe'schen Faust und die Auffassung des Seidelmann'schen Mephistopheles",

welche zu Ende des Sommers bei Duncker und Humblot erschien. Uebrigens wurde schon sein jetziger Aufenthalt in Berlin wiederholt durch, größtentheils selbst verschuldete Geldnoth getrübt. Trotzdem war er leichten Sinnes und auf die bisher immer noch bereite Hülfe seines Vaters bauend, in den Herbstferien nach Paris gegangen und hatte sich von dort nach Basel begeben. „Die Gründe, weshalb er diese Universität wählte," schreibt Mantels an Geibel, „sind die alten: Ungestörtheit im Arbeiten, kleine Universität, doch kein rüdes Leben, Billigkeit, Leichtigkeit mit den Leuten bekannt zu werden und — Ein theologischer Professor."

Niebuhr und ich waren also in diesem Winter um so mehr auf einander angewiesen, als keiner von uns sonst nähere Freunde hier hatte. Unser Verkehr gestaltete sich deshalb inniger, wie je, besonders nachdem er eine Wohnung ganz in meiner Nähe bezogen hatte. Er war noch ganz erfüllt von den Eindrücken seiner italienischen Reise. Aber in die schönen Erinnerungen mischten sich bald sorgende Gedanken an die Zukunft. Verschiedenartige Pläne kreuzten sich in seinem Kopfe. „Ursache zu mancher bitteren Stunde," hatte er schon von Venedig aus an Geibel geschrieben, „war die zunehmende Ueberzeugung von so vielem Bösen in unserer Staatsverwaltung, die endlich auch den vorläufigen Entschluß erzeugt hat, auszuwandern, ich denke, als Docent nach Kiel."

Jetzt plante er, um allen Anforderungen zu genügen, Ostern das erste juristische Examen zu machen, vielleicht sogar ein halbes Jahr zu auscultiren, dann aber zu promoviren und sich irgendwo außer Berlin als Docent zu habilitiren. Zu Zeiten tauchte auch der Gedanke in ihm auf, gänzlich auszuwandern und sich in Griechenland anzukaufen, und wiederholt bat er Geibel, ihm über die dortigen Verhältnisse Auskunft zu geben. Und doch hing sein Herz fester, als er glaubte, am Vaterlande. Gerade in diesem Winter war ihm die Beschäftigung mit dem altdeutschen Wesen immer lieber geworden, „seiner Tugendhaftigkeit und Kraft wegen," in der allein die

ältesten Römer, von denen wir nur zu wenig wüßten, unseren Vorfahren gleich kämen. „Ich glaube überhaupt," schrieb er im December prophetisch an Geibel, „die Zeit kommt, wo Volkes- und Stammesunterschiede sich allenthalben geltend machen, die künstlich conglomerirten Staaten sprengen, die unnatürlich getrennten verbinden, und wo Volk und Staat zusammenfallen werden. Die Geschichte arbeitet sich immer wieder zur Wahrheit durch."

Neben dem Stoff, den Gegenwart und Zukunft unseren Gesprächen lieferten, behauptete die Vergangenheit ungeschwächt ihre Rechte. „Hast Du denn," heißt es in demselben Briefe an Geibel, „des Hampelmannabends[1]) gedacht? Litz und ich haben ihn gefeiert in silentiis, mit Punsch kneipend und uns erzählend von den tempi passati, die uns doch immer schöner vorkommen, wie die Gegenwart. Wahrlich, ich bin innerlich viel ruhiger und glücklicher, als ich es je auf der Schule war, und doch regt sich immer wieder die Sehnsucht nach jener Zeit." Und der am 27. December 1838 begonnene Brief schließt am 17. Januar 1839 mit den Worten: „Daß dieser vor drei Wochen angefangene Brief jetzt erst abgeht, liegt an Litzmann, der mit seinem Pensum gar nicht zu Stande kam. Leb wohl, mein alter theurer Freund, und gedenke bei diesem Briefe der gemeinsamen alten schönen Zeiten. Denn schön war es bei aller unserer Thorheit."

Mir hatte es allerdings während des Examens, ich will nicht sagen, an Zeit, aber doch an Ruhe zum Schreiben gefehlt, so daß ich jetzt erst in einer Pause zwischen zwei Examens-Stationen dazu gekommen war. Manches hatte ich Geibel mitzutheilen. Nach mehrjähriger Abwesenheit war ich im Herbst wieder einige Wochen in Lübeck gewesen, und hatte viel in der Familie seines Schwagers Michelsen und auch im Hause seiner Eltern verkehrt. Ich schilderte ihm namentlich einen

[1]) Ich kann mich der Bedeutung dieses Abends nicht mehr erinnern. Aus dem Namen möchte ich schließen, daß Konrad Geibel bei der Stiftung betheiligt war.

Abend, an dem sein Vater aus einem so eben erschienenen Hefte deutscher Volkslieder vorlas, und sein Bruder Konrad diese mit ihren einfachen Melodien auf dem Klavier begleitete. Auch Classen's hatte ich wiedergesehen und einen Nachmittag bei ihnen Sophie Wattenbach getroffen, wo wir dann gegen Abend einen gemeinsamen Spaziergang nach der Lachswehr unternahmen. An seinen, so eben in Reumont's „Italia" erschienenen Gedichten übte ich in alter Weise Kritik. Sonst hatte ich außer Grabbe's „Hermannsschlacht" und Freiligrath's Gedichten nichts von Interesse für ihn gelesen, noch weniger selbst gedichtet. „Melpomene und ihre Geschwister sind fern." Zum Schluß erinnerte ich ihn an das Versprechen, das er mir an jenem Abend, als ihn die Furcht vor dem Einsturz der Zimmerdecke nicht nach Hause gehen ließ, gegeben und bisher nicht eingelöst hatte.

Geibel antwortete mir sehr bald. Ich lasse den Brief hier folgen; er ist leider der einzige unter den Jugendbriefen, welchen ich aufbewahrt habe:

„Athen d. 17. Febr. 1839.

„Lieber Litz!

„Der Brief eines Freundes aus der Ferne bereitet dem Herzen immer ein kleines Fest; eine doppelte Freude aber gewährt er, wenn er von Jemand kommt, der im Allgemeinen nicht gern schreibt, und von dem man ihn kaum erwartet. Ich hatte nicht geglaubt, daß Du, überhäuft mit Berufsarbeiten, mir gerade jetzt schreiben würdest; nun Du es aber gethan, nimm meinen herzlichsten Dank dafür und sei versichert, daß ich es in vollem Maße zu würdigen weiß, daß Du mir eine Deiner kurzen Freistunden geopfert. Wenn Du indessen diese Zeilen erhältst, wird hoffentlich die Zeit des Dranges für Dich vorüber sein, und Du wirst mir rasch antworten können, wie ich es jetzt thue. Nachrichten aus Deutschland sind mir hier ein doppeltes Bedürfniß, da ich unter so ganz anderen Verhältnissen lebe und fürchten muß, in der Heimath so ganz aus dem Zusammenhange zu kommen."

„Von meiner hiesigen Stellung schreibe ich Dir nichts, weil es Dich und mich langweilen würde. — — Griechenland aber ist das herrlichste Land unter der Sonne, das an großartiger Schönheit und stillem beruhigendem Reiz selbst Italien bei weitem überbietet. Die bloße Existenz ist hier schon Genuß. Das bloße Bewußtsein, zu leben, diesen klaren Aether zu athmen, diese reinen Formen der Berge und Thäler, dies unsterblich schöne Ebenmaß der Gebäude stündlich betrachten zu dürfen, gewährt der Seele eine Empfindung des innigsten Behagens. Darum denke ich auch nichts weniger, als nach Deutschland zurückzukehren, wenn ich mich in einigen Monaten aus meinen jetzigen Verhältnissen losgemacht haben werde. Der Süden hat mich, wie in einem Zaubernetze, gefangen, ich kann mich nicht losreißen von diesem durchsichtigen Himmel, diesem glänzenden Meere, noch nicht — ich muß den ganzen Becher erst in langen durstigen Zügen geleert haben, bevor ich zurückgehe in das Land, wo es jede Woche siebenmal regnet, und wo es alle Tage Philister giebt."

„Glaube nicht, daß ich undankbar bin gegen Deutschland. Was es Großes und Herrliches leistet, namentlich in der Wissenschaft, erkenne ich mit Freuden, und nach seiner liebenswürdigen Geselligkeit habe ich mich oft gesehnt. Ja, ich habe manchmal ein stilles Heimweh gehabt, wenn ich an vergangene Zeiten zurückdachte, da wir in Lübeck schwärmten für schöne Lieder und schöne Augen. Aber das deutsche Glück ist ein stilles, süßes, geheimnißvolles; es liegt im Reich der Gedanken, es gehören tausend leise Beziehungen, tausend kleine Verständnisse dazu, und vor allem die rechte Stimmung. Das sind aber lauter Dinge, aus denen man gar zu leicht herauskommt. Ein abgeschmackter Philister belagert Dich, ein politischer Vorfall ärgert Dich; eine trübe Wolke geht vor die Sonne; ein brutales Wort zerreißt das feine Gespinnst Deines Herzens; und ade Glück, gute Stimmung und Freude! Hier ist das anders; die Freude liegt außer Dir, wie ein Glas edlen Weines,

das Du nur zu trinken brauchst; Himmel und Erde sind ewig schön, und Du mußt Dich nur hingeben, um glücklich zu sein."

„Ich weiß nicht, ob Du das verstehen kannst; mir wäre es sonst unmöglich gewesen, so etwas zu begreifen; aber frage nur Niebuhr, der hat in Pästum zwischen den Ruinen gelegen und Meer und Luft angesehen, der wird Dir's schon weiter auseinandersetzen." [1])

„Uebrigens bin ich durchaus kein krasser Materialist und möchte auch nicht von diesem klassischen Lebensgenuß bis an mein Ende zehren. Aber jetzt, da ich ihn einmal erfaßt habe, kann ich ihn nicht so gleich aufgeben; ich muß ihn erst ganz in mich einsaugen."

„Es war einmal ein Knabe, der hatte ein blondes Mädchen sehr lieb. Sie war still und sanft und hatte große blaue Augen, in denen eine tiefe ernste Seele sich spiegelte. Sie liebte ihn auch, aber sie gestattete ihm nur selten einen Kuß, der aber dann um so heißer war. Wenn sie beisammen saßen, rauschten die Wipfel über ihnen, und die Vögel sangen; der Knabe blickte in ihre Augen und spielte auf der Cither. Abends aber ging er nach Hause und träumte die ganze Nacht von ihr. Aber es kam die Zeit, da er in die Welt mußte; er küßte sie zum letztenmal und versprach, ihr treu zu bleiben bis an den Tod, und zog fort, immer weiter und weiter, so weit der Himmel blau ist. Da kam er eines Morgens an ein großes Schloß, das auf einem Hügel im Walde lag. Fenster und Thore waren festlich mit Blumengewinden geschmückt, und frohe Menschen lagen rings im Grase umher, die hatten Kränze im Haar und sangen Lieder von süßen Weisen und tranken rothen blinkenden Wein. Unter ihnen war auch eine Jungfrau von hohem Wuchs und lieblicher Bildung. Sie war wie eine Königin anzusehen, und ihre großen schwarzen Augen blickten leuchtend unter den dunklen Locken hervor. Die ging auf den

[1]) Niebuhr hatte ihm von der Reise geschrieben: „Die Krone von Allem ist das herrliche Pästum mit den griechischen Ruinen, dem afrikanischen Lande und Himmel."

Knaben zu und lächelte freundlich und küßte ihn gleich auf die Lippen und sprach zu ihm: „Bleib bei uns und sei froh, wie wir.“ Und der Knabe konnte dem Lächeln nicht widerstehen und kostete von dem Weine, den sie ihm darbot, und setzte sich zu ihnen. So blieb er viele Wochen lang auf dem Schlosse, er dachte wohl an die ferne Geliebte, und träumte von ihr, und blieb ihr im Herzen treu, aber immer, wenn er weiter ziehen wollte, küßte ihn die schöne Jungfrau so süß und lächelte so zauberhaft schön, daß er sich nicht losreißen konnte.“ — —

„Sieh, lieber Litz, das erste Mädchen, das ist mein süßes blauäugiges Deutschland, die schöne feurige Jungfrau mit den schwarzen Locken ist das ewig sonnige Hellas, der Knabe aber bin ich. Den Schluß des Märchens weiß ich nicht, die Zukunft wird's schon zu Ende bringen. Mir fällt dabei das Eichendorff'sche Lied von den zwei frischen Gesellen ein, ich hab' es so oft mit euch gesungen, wer weiß, ob nicht vielleicht die Eine Hälfte davon an mir erfüllt wird.“

„Doch fort mit den romantischen Trauergedanken! Sie passen jetzt gar nicht zu meiner Stimmung; ich blicke froh und hoffnungsvoll in die Zukunft, und die Welt ist voll Frühling und Sonnenschein.“

„Griechenland ist ganz das Land für einen Poëten. Hier giebt es keine Philister, die Einem nachzählen, wie viel Gläser man des Abends trinkt, keine langweiligen Frackvisiten, keine ewig zu nehmenden Vor- und Rücksichten. Freiheit und Harmlosigkeit herrschen überall, und der alte Griesgram, der Winter, der bei uns jährlich so philiströs einkehrt und wie ein mürrischer Schulmeister den Vögeln das Singen und den Bächlein das Springen verleidet, ist hier zum jungen fröhlichen Buben geworden. Er trägt ein grünes Kleid, das er sich bunt und zierlich mit tausendfarbigen Blumen ausstickt, und sein großes blaues Auge kann so freundlich blicken, daß Einem vor Lust das Herz im Leibe lacht. Mitten im December hab' ich am Ufer des Ilyssus Veilchen gepflückt, und in Ambelokippi die herrlichsten Orangen gebrochen. Im Januar schon tönt die

ganze Luft von Vögelgesang, die Kraniche schwärmen, der Delphin sonnt sich auf der glänzenden Fluth und, kommt auch einmal ein einzelner trüber Tag mit Sturm und Regen dazwischen, so schwillt der Rasen am nächsten Morgen nur um so weicher empor, und die Sonne steigt desto klarer hinter dem blauen Penthelikon herauf."

„Ich habe mich viel mit poëtischen Gedanken getragen, zur Ausführung größerer Sachen bleibt mir leider wenig Zeit übrig, doch ist manches kleinere Gedicht entstanden. Besonders liegt mir ein epischer Versuch, Clotar's Fahrten, im Sinn, ein humoristischer Childe Harold; ein Student, der, von irrer Sehnsucht geführt, die Welt durchschweift. Die Geschichte beginnt in Berlin; der erste Gesang spielt in Deutschland, nachher wechselt der Schauplatz; in Venedig, Corfu, Athen finden sich Anknüpfungspunkte; am liebsten würde ich in Jerusalem schließen, doch, läßt sich das nicht machen, so muß das Ende ebenfalls nach Deutschland zurückverlegt werden. Ich gebe Dir ein Paar Stanzen zur Probe:

1.

Es liegt am Strand der Spree im Preußenland
Die Stadt Berlin, die jede Zeitung nennt,
Berühmt durch Thee, Paraden, Weißbier, Sand,
Und tausend Dichter, welche Niemand kennt,
Dort lebte noch vor kurzem unbekannt,
Doch werth, daß ihr ihn kennet, ein Student,
Und weil mir eben andre Helden fehlen,
Will ich von meinem Freund Clotar erzählen.

2.

Er war ein seltner Kauz, halb Mann, halb Kind,
Ein Mensch, als hätt' ihn der April geboren,
Bald heldenkühn und rasch zur That gesinnt,
Bald träumerisch in Schwärmerei verloren,
Trübsinnig heute, wetterlaunisch, blind
Und morgen jedem Kummer abgeschworen,
Bald wehmuthweich, bald störrisch; nimmer stet —
Mit Einem Wort er war ein Stück Poët 2c.

10.

Es war April — der Schnee im Thal zerschmolz,
Die Ströme tanzten siegreich durch die Flur,
Die ersten Schwäne wiegten flügelstolz
Den Leib im tiefen sonnigen Azur,
Von harz'gen Knospen schwoll das dürre Holz,
Durch dessen Kronen lau der Westhauch fuhr,
Und schüchtern aus dem lockern Boden trat,
Vom Licht geweckt, die erste grüne Saat.

11.

O kennt ihr jene Sehnsucht, die so mild
Um diese Zeit die Menschenbrust durchzieht,
Die sanft mit jedem Frühlingshauche schwillt,
Mit jedem Veilchen voll und voller blüht.
Die, o so süß, und doch so ungestillt,
Kaum weiß, wonach sie seufzt, wofür sie glüht,
Und endlich, wenn der Abendstern erscheint,
Der Hoffnung und Erinnrung Thränen weint. u. s. w.

Später bei seinem Abschied von Berlin heißt es:

Doch fürcht' ich wahrlich, mancher wird mich schelten,
Daß meinen Helden ich so ungerührt
Von dannen schicke, und ich laß es gelten,
Berlin hat manches, dem ein Lob gebührt,
Schön ist's unstreitig Abends an den Zelten,
Wenn man sein Liebchen dort spazieren führt,
Schön ist's im fischberühmten Strahlau, Dank o
Neptumus Dir, und schön ist's auch in Pankow.

Schön ist der Staub der wimmelnden Chausseen,
Schön ist der Fähnrichs feingeschnürtes Chor,
Schön sind die nachgeäfften Propyläen
Mit Treppen drauf, das Brandenburger Thor,
Schön des Ballets hochaufgeschürzte Feen
Und schön des Colosseums Damenflor,
Ja schön sind Menschen, Wasser, Luft und Erde —
Vor Allen die Charlottenburger Pferde.

„Auch der Roderich, von dem ich Dir gewiß erzählt, gestaltet sich mir immer klarer. Die Francesca, einen alten Stoff, den ich schon einmal in Bonn angefangen, hatte ich, durch

Viktor Hugo angeregt, wieder aufgenommen. Der erste Act ward wirklich fertig, doch ruht das schon auf's neue seit zwei Monaten, und ich zweifle, ob ich es vollende. Ein neuer Stoff, Carl von Bourbon, liegt mir ebenfalls im Kopfe, allein es fehlt mir an Hülfsmitteln für die Vorstudien. Mit Curtius gemeinschaftlich hab' ich eine Comödie in aristophanischer Form angefangen: „Der neue Bellerophon"; es hält aber schwer, zwei Köpfe unter einen Hut zu bringen. Außerdem liegen die Entwürfe zu mehreren Novellen fertig; ich warte nur auf Zeit, um mich mit allen Kräften an die Ausarbeitung des gesammelten Vorraths zu machen. Wenn ich im Mai mein Jahr abgedient habe, denke ich auf einen Monat nach Paros zu gehn, und dort in gänzlicher Abgeschiedenheit zwischen den Citronenwäldern einmal ganz der Poësie zu leben".

„Jetzt ist hier Carneval; durch alle Straßen schwärmen die Masken, und das bunte moderne Treiben nimmt sich gar seltsam aus zwischen den ernsten Tempeln und gestürzten Säulen. Abends aber ist das Fest wirklich von zauberischer Wirkung; da werden in allen Straßen der Stadt, auf allen Plätzen und in allen Winkeln zwischen dem aufgehäuften Trümmerwerk große Kienfeuer angezündet, Fackeln schweifen umher, Fahnen flattern, und das Volk in seiner phantastischen Tracht tanzt zum Schall der Cither und der dumpfen Tumba die wilde Romaika um die lodernden Flammen. Ueberhaupt ist Athen unermeßlich reich an interessanten Volksscenen und eigenthümlichen Bildern; ich könnte noch viel davon schreiben, doch mir gebrechen Zeit und Raum. Also bis auf Weiteres Glückauf!

Dein Emanuel."

Außer diesem Briefe besitze ich aus der griechischen Zeit von Geibel's Hand noch das Concept der gemeinsam mit Ernst Curtius verfaßten, von Gäbertz (a. a. O. S. 72—74) veröffentlichten „Epistel an das Wattenbach'sche Haus" mit der Unterschrift: „Naxos, den 11. und 12. September 1839"; kann mich aber weder der Zeit, noch der Umstände erinnern, unter denen er mir sie gab.

Nach beendigtem Staatsexamen und einem kurzen Besuche im elterlichen Hause trat ich im Mai 1839 meine Stelle als Assistent der gynäkologischen Klinik in Halle an, mit der Absicht, mich demnächst als Privatdocent hier zu habilitiren. Niebuhr war in Berlin zurückgeblieben. Dem Plane, nach Griechenland auszuwandern, hatte er entsagt, nachdem Geibel ihm die entgegenstehenden Bedenken auseinandergesetzt hatte. „Dein Brief", antwortete ihm Niebuhr, „ist mir ein neues verstärktes Zeugniß der großen Um- und Ausbildung, die Du in so Kurzem erfahren haben mußt, und das freut mich doppelt, weil der alte ehrliche Kerl unverändert durchschimmert. — — Gerade unsere Verschiedenheit hat uns, glaube ich, an einander gebracht und hält uns an einander." Er war im Mai beim Kammergericht als Auscultator eingetreten und entschloß sich zu meiner Freude zu Ende des Sommers, mir nach Halle zu folgen, um hier, während er zugleich als Referendar am Landgericht arbeitete, sich für seine Doctorpromotion vorzubereiten und dann gleichfalls seine Laufbahn als Docent zu beginnen. Eine schöne Zeit verlebten wir hier mit einander in engster täglicher Gemeinschaft und durch das Streben nach gleichen Zielen verbunden. In einem Kreise gleichgestimmter Freunde, dem auch er sich anschloß, und in einem eben so angenehmen als anregenden Familienverkehr, der sich uns beiden eröffnet hatte, fühlte sich Niebuhr sehr glücklich und sprach dies wiederholt in seinen Briefen an Geibel aus. Dieser hatte sein Verhältniß zu dem Fürsten Katakazi in Athen bereits gelöst und dachte an die Rückkehr in die Heimath, hatte auch die Absicht geäußert, sich darauf an einer deutschen Universität niederzulassen. Niebuhr suchte ihn zu bestimmen, daß er sich uns zugeselle, und schilderte ihm mit Wärme, nicht blos die Annehmlichkeiten unseres Hallenser Lebens, sondern hob auch die Vortheile hervor, die gerade diese Universität ihm, wenn er die akademische Laufbahn beträte, bieten würde. Dagegen glaubte er den von Geibel gemachten Vorschlag zur gemeinsamen Herausgabe einer Zeitschrift ablehnen zu müssen, bis sie beide festeren Boden unter

den Füßen gewonnen hätten. Allmälich nahmen Niebuhr's eigene Pläne eine andere Richtung, und es reifte in ihm der Entschluß, die Universität zu verlassen und zur Regierung überzugehen. Mehrere Umstände wirkten hierbei zusammen. Einmal war ihm der Stoff seiner schon ganz ausgearbeiteten Dissertation durch eine eben erschienene Schrift eines hiesigen Professors, der die gleichen Resultate erzielt hatte, vorweg genommen. Dann ging ihm zu Anfang des neuen Jahres durch Rumohr's Vermittelung vom Ministerium des Innern der Auftrag zu, ein italienisches Werk über „Wasserrecht" zu übersetzen. Der Gegenstand reizte ihn, und er glaubte, daß ein so früh gegebener Auftrag ihn später auf der in's Auge gefaßten Laufbahn fördern werde. Seine Aussichten für diese durften ihm um so günstiger erscheinen, als der damalige Kronprinz ihm von jeher, als dem Sohne seines Vaters, ein besonderes Wohlwollen gezeigt und ihn noch kürzlich bei einem Besuche in Halle zu sich befohlen und, wie immer, sehr gnädig behandelt hatte. Endlich hatten verschiedene persönliche Reibungen ihm den Verkehr mit gewissen Universitätskreisen verleidet, eine Abneigung, die er, vermöge seiner leidenschaftlichen Natur, bald auf den ganzen Stand übertrug. Ich habe diese Wendung in seinem Geschick von Anfang an auf's tiefste bedauert und bin auch heute noch der Ueberzeugung, nicht nur, daß er als Lehrer und Forscher, namentlich auf historischem Gebiet, Vorzügliches geleistet, sondern auch, daß er selbst in der stillen Arbeit eines Gelehrten größere, innere Befriedigung gefunden haben würde, als seine spätere Laufbahn ihm brachte. Einstweilen blieb er jedoch, trotz der veränderten Pläne, noch in Halle, arbeitete an der ihm aufgetragenen Uebersetzung und bereitete sich, nachdem er die Stellung beim Gericht aufgegeben, für den Uebergang zur Regierung vor.

Im April überraschte uns ein Brief von Röse, ich meine aus Augsburg. Er sei auf der Heimreise nach Lübeck begriffen, könne aber wegen Mangels an Geld nicht weiter, wir möchten ihm aushelfen. Niebuhr schickte ihm das Nöthige, und einige

Tage später traf Röse bei uns in Halle ein, körperlich vielleicht etwas angegriffen, sonst unverändert, heiteren, leichten Sinnes und, trotz der schon erfahrenen Enttäuschungen, seiner Zukunft fest vertrauend. Ich sehe noch seine hellen Augen, die so fröhlich um sich blickten, als hätte keine Noth der Erde ihn je bedrückt. Und doch hatte er schon lange unter immer wiederkehrenden Geldverlegenheiten und zeitweilig unter wirklichen Entbehrungen gelebt. In Basel waren ihm, wie Schärer[1]) erzählt, die Collegien offenbar Nebensache gewesen, Hauptsache die Benutzung der reichen Bibliothek zu seinen Privatstudien. Er hörte zwar „aus sprachlichen Gründen" bei de Wette die Corintherbriefe, vertiefte sich aber daneben in Spinoza u. s. w., verkehrte viel mit dem „empirischen Philosophen" Friedrich Fischer, mit jungen Künstlern und älteren Studenten. Des Erwerbs wegen schrieb er „Lübsche Sagen" für das Morgenblatt und einen „Führer durch Basel". Tief erschütterte ihn der Tod seiner Mutter, welcher in diese Zeit fiel. Nachdem er dann Ostern 1839 ein Bändchen Gedichte hatte erscheinen lassen, war im Mai sein „Versuch einer durch historische Entwicklung erworbenen Philosophie" druckfertig, in welchem er nach Schärer's Worten „von seinem philosophischen Standpunct schon völlig Besitz ergriffen hatte". Er „versprach sich", wie er an Mantels schrieb, „Alles von demselben", konnte aber keinen Verleger dafür finden. Von Basel war er zur Fortsetzung seiner Studien im Herbst 1839 nach München gegangen und hier, wie Geibel sagt, „bald der Mittelpunkt eines geistig angeregten Kreises von jungen Künstlern und Gelehrten geworden". Er hatte von hier aus die erste Hälfte seiner „Erkenntnißweise des Absoluten" an die Tübinger Fakultät gesandt und sich damit die philosophische Doctorwürde erworben. Indeß mahnte der Vater zur Rückkehr nach Lübeck, und seinem Drängen folgend und ohne die Mittel, sein Leben in München fortzusetzen,

[1]) Johann Anton Ferdinand Röse aus Lübeck. Eine Lebensskizze von Dr. Emanuel Schärer. Zeitschr. f. Philosophie u. philosoph. Kritik. Neue Folge. Band 78. Heft 1. Halle 1881. S. 34—70.

hatte er die Heimreise angetreten. Ich habe ihn seit jenen Tagen in Halle nicht wiedergesehen.

Wenige Wochen später trat unvermuthet eines Morgens Geibel bei mir ein, gleichfalls auf der Heimreise nach Lübeck begriffen. Das war eine große Freude. Er war noch ganz der alte, warm, herzlich, offen, wie in den Lübecker Tagen. Auf unsere Bitte entschloß er sich, noch etwas zu bleiben. Hatten wir doch so viel mit einander zu bereden, Vergangenes und Zukünftiges. Die Zukunft lag nicht wolkenlos vor ihm. Er brachte eine Sammlung Gedichte mit, aus denen er in Lübeck ein neues Bändchen zusammenstellen wollte, nachdem das erste Manuscript vor einem Jahre in den Flammen aufgegangen war, „wahrscheinlich zu meinem Glück", wie er selbst bemerkte. Eine bestimmte Lebensstellung vermochte er noch nicht ins Auge zu fassen. Jedenfalls aber war es sein Wunsch, noch einmal auf eine Universität zurückzukehren und seine philologischen Studien zu einem gewissen Abschluß zu bringen. So lag der Gedanke nahe, zu uns nach Halle zu kommen, und wir schieden von einander mit der sicheren Hoffnung, uns im Herbst hier wiederzusehen. Ueber sein Verhältniß zu Cäcilien sprach er gegen mich jetzt zum ersten Male sich aus. Mehr als sechs Jahre waren vergangen, seitdem die Liebe in beider Herzen sich entzündet hatte. Und was konnte er nach so langer Zeit ihr bieten? Nichts, als ungewisse Hoffnungen. Dieser Gedanke quälte ihn und warf seinen Schatten auf das bevorstehende Wiedersehen.



In die Zeit von Geibel's Heimkehr nach Lübeck fiel der Tod Friedrich Wilhelm des Dritten. Das erste Auftreten des neuen Königs erweckte allgemeine Begeisterung, und der frische Hauch eines erwachenden politischen Lebens ging durch ganz Deutschland. Auch Geibel wurde von ihm lebhaft berührt.

„Bald aber", schreibt er in seinen Aufzeichnungen, „erhielt mein Leben etwas Gedrücktes. Die Hoffnung, auf einer Universität weiter studiren zu können, zerschlägt sich; zu einer Anstellung ist vor der Hand keine Aussicht; das Verhältniß zu Cäcilien wird unter diesen Umständen peinlich. Zweifel am Berufe zum Gelehrten, wie zum Dichter. Mühsam philologisch fortgearbeitet. Beginn der spanischen Studien. — Im August erscheinen die Gedichte. — Sehr tröstlicher Umgang mit Frau Nölting und ihrem ganzen Hause. Fast täglich Abends auf eine Stunde nach Krempelsdorf. Hier tritt das Romantische wieder mächtig an mich heran, besonders durch Eichendorff's Lieder und Novellen. Doch war ich in Athen fest genug geworden, um mich nicht davon überwältigen zu lassen. — Auch Röse privatisirt, nach den romanhaftesten Fahrten, in Lübeck, um sich auf ein philosophisches Docententhum vorzubereiten." [1])

[1]) Gäbertz (a. a. O. S. 78) ist über Geibel's Stellung in seiner Vaterstadt nach der Rückkehr aus Griechenland durch irrige Berichte getäuscht worden. Nie hat Geibel „Scheel- und Schmähsucht ehemaliger Schulkameraden und Studiengenossen" erfahren. Ich habe den damaligen Verhältnissen und Personen nahe genug gestanden, um dies mit Entschiedenheit aussprechen zu können, und heute noch von anderen Zeugen jener Tage eine Bestätigung dessen gehört.

Bei Geibel's Rückkehr war Röse allerdings nicht dort, sondern hatte sich zur Kräftigung seiner Gesundheit nach dem nahen Ostseebade Scharbeutz begeben. Während Geibel in Griechenland weilte, scheint der briefliche Verkehr zwischen beiden geruht zu haben. Wenigstens finden sich unter Geibel's Papieren keine Briefe von Röse aus dieser Zeit. In Scharbeutz suchte Geibel jetzt den Freund auf, und dieser schreibt von dort am 8. Juli an Mantels: „Geibel war hier bei mir, war ganz der alte, aber auch ganz der alte. Er ist einmal der Kern meiner Jugend. Wie könnte ein Mensch ohne häufige freundliche Jugenderinnerungen ein rechter Mensch sein; was bleibt mir von meiner Jugend ohne ihn; wie kann ich an sie ohne an ihn denken? Wir haben zwei herrliche Tage verlebt. Michaelis geht er nach Berlin auf ein Jahr; dann fabelt er von Spanien". Storm, welcher damals in Kiel studirte, schreibt mir, er habe Röse in seinem Vaterhause in Lübeck besucht. „Von einem älteren Herrn, den er derzeit in seinem Zimmer empfing, sagte er mir, es sei ein Professor, der ihm wegen einer von ihm edirten philosophischen Schrift seinen Besuch abgestattet habe. — Noch in demselben Sommer kam er zu mir nach Kiel und las mir und den Brüdern Theodor und Tycho Mommsen in dem jetzt verschwundenen Säulenhäuschen im Walde hinter der Badeanstalt sein Märchen: „Das Sonnenkind" vor, das er damals zwischen ernsten Studien vollendet hatte. Ich höre es noch, wie er beim sanften Rauschen der Waldwipfel draußen in seiner feierlichen Weise anhub: „Hans Fideldum, der lustige Musikant, ging durch ein Seitenthal des Böhmerwaldes rüstig vorwärts."[1]) — Später habe ich Röse, unseren Magister Wanst, nicht wiedergesehen."

Geibel nennt unter den Persönlichkeiten, mit welchen er in dieser Zeit in Verbindung trat: „Louis Pape", mit dem Zusatze: „Der lustige Musikant. Seine Lieder und Sympho-

[1]) Storm, Gesammelte Schriften. Band 8. „Die neuen Fiedellieder." S. 3—6.

nien." Ich entsinne mich dieses Mannes, welcher auf der Schule mein Lehrer war, noch sehr wohl. Er galt für einen tüchtigen Musiker, und ich habe von ihm den Eindruck einer genialen, ernsten, ja etwas schwermüthigen Natur behalten. Ob es wahr ist, daß er aus Widerwillen gegen das Fahren — es mag wohl auch aus Mangel an Mitteln geschehen sein — zu Fuß nach Paris gewandert und, wie Andere erzählen, dann nach nur vierzehntägigem Aufenthalt Paris wieder verlassen habe, um nach Lübeck zurückzukehren, wage ich nicht zu entscheiden. Aber das ist durch glaubwürdige Zeugen festgestellt, daß er ein bis zum Barocken eigenthümlicher Sonderling war, der es nie lange in der Entfernung von Lübeck aushalten konnte. Auswärts an verschiedenen Orten wohl aufgenommen, vom Großherzog von Oldenburg zu seinem Hofcomponisten ernannt, kehrte er, auch nachdem seine wiederholt mit Erfolg aufgeführten, von Mendelssohn ehrend anerkannten Symphonien, so wie die Meisterschaft, mit welcher er das Cello spielte, ihm einen Ruf in der Künstlerwelt verschafft hatten, doch immer wieder nach Lübeck in die bescheidene Stellung eines Musikers der ersten Classe zurück. Er ist nun bereits seit vielen Jahren todt, während sein jüngerer Bruder, Wilhelm, ein ausgezeichneter Violinist und beliebter und um das häusliche musikalische Leben in Lübeck hochverdienter Musiklehrer, erst vor wenigen Jahren (1881) gestorben ist.

Die Entstehung der Geibel'schen „Romanze zum Lobe der Frau Musica", welche Gäbertz irrthümlich in das Jahr 1836 verlegt, ist mir von unterrichteter Seite folgendermaßen erzählt. Der Musikdirector Hermann in Lübeck hatte sich in einer Gesellschaft anheischig gemacht, binnen vier Wochen eine bestimmte Symphonie von Beethoven — muthmaßlich die neunte, welche nach Ausweis der „Lübeckischen Anzeigen" Sonnabend den 19. December 1840 in dem dritten Abonnements-Concerte des Winters als letzte Nummer zur Aufführung kam, — einzustudiren und diese Aufgabe mit Erfolg gelöst. Nach der Aufführung fand sich eine fröhliche Gesellschaft, darunter

auch Geibel, im Rathskeller zusammen, in welcher Louis Pape sich besonders durch seine Lustigkeit hervorthat und so der Vorwurf zu dem Gedichte wurde. Eine Bestätigung dieser Mittheilung habe ich nachträglich in dem Briefe eines mir befreundeten Zeugen jener Tage empfangen. Er schreibt mir, daß ihm vor einiger Zeit ein vergilbtes Blatt in die Hände gefallen sei, auf welchem er das Lied: „Ein lust'ger Musikante“ ꝛc. nach Geibel's eigenem Dictate niedergeschrieben habe. Er hatte das Lied von ihm zuerst bei seiner Schwester Johanna Michelsen gehört und war mit allen Anwesenden der Meinung gewesen, daß es in dem Augenblicke entstanden sei, bis er im Nölting'schen Hause erfuhr, daß er es dort schon früher gesungen habe. Auf seine Frage hatte dann Geibel erwiedert, daß er das Lied eigentlich, weder bei Michelsen's, noch bei Nölting's zuerst gesungen habe, sondern an jenem Sonnabend, an welchem er mit Hermann und den anderen Musikern und Musikfreunden nach dem Concerte im Rathsweinkeller zusammengewesen sei, und Louis Pape sich in so munterer Laune befunden habe. „Ich bat ihn“, erzählt der Freund weiter, „daß er mir das mit so großem Beifall aufgenommene und bereits von ihm selbst mit einzelnen Abweichungen und Verbesserungen gesungene Lied, so wie er es gesungen wünsche, dictiren möge, und schrieb die Worte, wie er sie mir parlando vorsang, in fliegender Eile nieder. Mit den letzten Worten des Liedes: „Und wir, wir trinken mit ihm; wer weiß, wie das geschah“ ist der Raum der Vorderseite des Blattes gefüllt; aber ein Strich rechts unten weist hin auf die Rückseite. Nach meiner Erinnerung machte Geibel nach jenen letzten Worten eine Handbewegung, wie er zu thun pflegte, wenn er seinem Bruder Konrad ein Zeichen gab, daß er noch weiter spielen sollte, worauf ich das Blatt eilends wandte und auf der Rückseite unter Lachen schrieb, wie er mir in die Feder dictirte:

„Und daß ihr dieses Liedchen könnt singen nach Belieben,
Hab ich es Abends späte mit Kaffee aufgeschrieben,
Ich — — — — — — —; wer weiß, wie das geschah“ ꝛc.

Ich hatte nämlich, um die dick gewordene Dinte flüssiger zu machen, etwas viel schwarzen Kaffee hinzugethan“.

„Das Lied selbst lautet in der von Geibel dictirten Fassung, die von dem Text mancher Commersbücher sich in mehreren Ausdrücken und Wendungen unterscheidet:

„Ein lust'ger Musikante spazierte am Nil
O tempora, o mores!
Da kroch aus dem Wasser ein großer Crocodil,
O tempora, o mores!
Der wollt' ihn gar verschlingen; wer weiß, wie das geschah!
Juchheirassa, tempo-tempora!
Gelobet seist du jederzeit, Frau Musica!

Da nahm der Musikante seine alte Geigen
Und thät mit seinem Bogen fein darüber streichen:
Andante, dulce, presto! wer weiß wie das geschah! 2c.

Der Crocodil der tanzte im Kreise herum,
Und tanzte sieben alte Pyramiden um,
Und die sind lange wacklicht; wer weiß, wie das geschah! 2c.

Und als die Pyramiden das Teufelsviech erschlagen,
Da ging er hin in's Wirthshaus und sorgt für seinen Magen;
Tokayerwein, Burgunderwein, wer weiß, wie das geschah! 2c.

'Ne Musikantenkehle, die ist wie ein Loch,
Und hat er noch nicht aufgehört, so trinket er noch:
Und wir, wir trinken mit ihm; wer weiß, wie das geschah! 2c.

„Statt „da ging er hin in's Wirthshaus“ sang Geibel auch: „da ging er in den Keller“. Bei: „Juchheirassa“ legte er den Hauptton auf die erste Sylbe; das „tempo-tempora“! sang er mit gedämpfter Stimme und setzte dann stark ein mit: „Gelobet seist du“ 2c.“

Geibel hatte eine weiche, klangvolle Barytonstimme und sang, wenn auch ungeschult und stets ohne Noten, einfache, poesievolle Weisen mit entzückendem Ausdruck. Mein alter Freund, Pastor Luger, einer der wenigen noch Ueberlebenden aus jener Zeit, der namentlich in der ersten Hälfte der vierziger Jahre viel mit Geibel verkehrte, schreibt mir, daß, wenn er der Abende gedenke, an denen dieser das: „O komm zu

mir, wenn durch die Nacht" sang, oder das: „Weit, weit aus ferner Zeit, Aus grüner Jugendwildniß", oder dann wieder: „In einem kühlen Grunde" und „Hörst Du nicht die Bäume rauschen", oder „Leise zieht durch mein Gemüth" und „Auf Flügeln des Gesanges" und dergl., ihn heute noch in der Erinnerung eine solche Wehmuth und Sehnsucht überkomme, daß er die Thränen in seinem Auge nicht zurückhalten könne. Mit Vorliebe sang Geibel Melodien von Franz Kugler und Hermann Dunker,[1]) die er ursprünglich von diesen selbst erlernt haben mochte. Häufig erging er sich mit seinem Bruder Konrad in poetisch-musikalischen Improvisationen. Geibel fühlte sich besonders zum Improvisiren aufgelegt, wenn Konrad dabei war, der seine Gedanken gleichsam errieth und jedem Winke auf's Bereitwilligste, mit, so zu sagen, instinctiver Anempfindung, entgegenkam. Einen unerschöpflichen Stoff zu solchen Improvisationen lieferten die Jugenderlebnisse der Brüder. Nicht selten machten sie sich auch den Scherz, eine Nummer der „Lübeckischen Anzeigen" musikalisch vorzutragen, fielen dabei aus einer Melodie in die andere, zuweilen recitativisch, dann pathetisch-arienartig, und Sänger und Begleiter immer im besten Einvernehmen.

Gleichfalls nach Ausweis der „Lübeckischen Anzeigen" waren kurz vor jener Aufführung der neunten Symphonie in zwei Concerten zwei Symphonien von Louis Pape aufgeführt, nämlich in dem von L. Pape selbst gegebenen am 7. November Symphonie A, und in dem zum Besten einer bedürftigen Musikerwittwe gegebenen am 12. December seine „Symphonie militaire." Außerdem ward im Concert am 7. November eine bald hernach durch die Kaibel'sche Musikhandlung herausgegebene Composition des Geibel'schen Liedes „Sehnsucht" von Louis Pape durch einen beliebten Tenoristen

---

[1]) Hermann Dunker war der jüngste Bruder der Frau Consul Nölting. Seine Liedercompositionen wurden im Nölting'schen Hause viel gesungen.

gesungen. Auf diese Aufführungen beziehen sich offenbar Geibel's Worte.

Mit beiden Brüdern Pape traf Geibel im Nölting'schen Hause öfters zusammen, in welchem sich der Musikdirector Hermann und andere tüchtige Künstler von Zeit zu Zeit zum Quartettspiel einfanden. Geibel hörte — hauptsächlich der Anregung wegen — gern Musik; doch durfte es nicht zu viel werden. Auch Konrad Geibel stand den Brüdern, schon seines Berufes wegen, nahe. Wilhelm Pape ist eine Zeit lang, namentlich im Contrapuncte, sein Lehrer gewesen. In einem Briefe vom October 1841 schreibt er an seinen Bruder Emanuel nach Escheberg: „Einen besonderen Gruß bringe ich Dir von meinem (Wilhelm) Pape." Und in einem späteren Briefe aus demselben Jahre heißt es: „Den Pape'schen Marsch zum Roderich" (hier ist ohne Zweifel Louis Pape gemeint) „habe ich gehört; er will ihn aber noch ändern."

In dem Nölting'schen Hause, dessen geistig anregender und wohlthuender Einwirkung Geibel sich stets mit tiefem Dankgefühl erinnerte, verkehrten um jene Zeit und standen mit Geibel in enger Berührung unser gemeinsamer Schulfreund, Pastor — damals Candidat — Luger, dem ich auch die folgenden Mittheilungen verdanke; ferner Wilhelm Mantels, welcher, Anfangs Hauslehrer bei Professor Deecke, dann 1845 als Hülfslehrer, 1847 als Collaborator und 1853 als Professor am Catharineum angestellt, 1848 die Tochter des Hauses als Gattin heimführte; der bekannte Maler Julius Milde aus Hamburg, der, nachdem er die künstlerische Ausschmückung des Nölting'schen Hauses vollendet, seit 1838 in demselben seinen bleibenden Wohnsitz nahm und allmälich in Lübeck, als seiner zweiten Vaterstadt, einen seinen vielseitigen Kenntnissen und Fähigkeiten entsprechenden, immer mehr sich erweiternden Wirkungskreis gewann; der Licentiat Anton Löwe, gleichfalls aus Hamburg, welcher, der Familie schon von dorther bekannt, bis 1842, wo er nach Hamburg zurückkehrte, die Tochter unter-

richtete. Er war nach Luger's Schilderung, bei unscheinbarem Aeußeren, voll inneren Lebens, kenntnißreich, geistvoll und, namentlich in vertrauteren Kreisen, von sprudelndem Humor und in seinen Improvisationen Geibel ebenbürtig. Auch nach seiner Rückkehr nach Hamburg, kam er von Zeit zu Zeit nach Lübeck. An Geibel's Polterabend, der im Nölting'schen Hause zu Krempelsdorf gefeiert wurde, flossen ihm bei Tische, nachdem er die anfängliche Scheu, in einer so zahlreichen Versammlung das Wort zu nehmen, überwunden hatte, die humorvollsten Verse, wie sie der Augenblick gab, über die Lippen. Geibel liebte es, bisweilen mit dem einen, oder dem anderen dieser Genossen, auch mit seinen Brüdern Karl und Konrad „in die Tiefe“ (des Rathsweinkellers) zu steigen und im heimlichen Winkel der Rose bei einem Glase Rheinweins oder Schaumweins fröhlich zu sein.[1]) „Aus solchen gelegentlichen Zusammenkünften,“ schreibt mir Luger, „zunächst von Gliedern und Freunden des Nölting'schen Hauses, denen sich bald einige Geistesverwandte anschlossen, entstand in der ersten Hälfte der vierziger Jahre eine „Ritterschaft der Rose“, deren Genossen in heiterer Geselligkeit verkehrten und von Zeit zu Zeit „in die Tiefe“ stiegen, um ihrer königlichen Herrin, der Rose, in Dichtung, Bild und Gesang zu huldigen und ihres Urdufts froh zu werden. An dieser Verbindung nahm Geibel, einer ihrer Hauptstifter, so lange und so oft er in Lübeck weilte, den lebendigsten und den thätigsten Antheil, durch heitere Improvisationen, wie durch Mittheilungen aus seinen neu entstandenen Dichtungen die Genossen erfreuend. Nicht wenige seiner Gedichte hat er in diesem Kreise zuerst vorgetragen. Der Verein dauerte, das Geheimniß der Rose treu bewahrend, durch eine Reihe von Jahren fort, auch als Geibel, nach München übergesiedelt, seine Vaterstadt nur hin und wieder besuchte. In den letzten Jahrzehnten hat der Tod die Reihen der Mitglieder mehr und mehr

[1]) S. Emanuel Geibel's Briefe an Karl Freiherrn von der Malsburg und Mitglieder seiner Familie. Herausgegeben von Albert Duncker. Berlin 1885. S. 47—48.

gelichtet, und die wenigen noch Uebriggeblieben sind nur noch durch die gemeinsame Erinnerung an eine schöne Vergangenheit unter einander verbunden." [1])

Die Aufzeichnungen dieses ersten Jahres, welches Geibel wieder in der Heimath verlebte, schließen mit einem traurigen Mißklang. „Im December Bruch mit Wattenbach's. Schwere Tage."

Dann folgt Leid im Hause. „Gegen Ostern stirbt nach kurzer Krankheit meine Mutter. Zeit tiefer Trauer."

So ergriff er, „um wegzukommen," gern die Einladung des Herrn von der Malsburg, dem er im Herbst bei Heintze's in Niendorf begegnet war, nach Escheberg, „angeblich, um die von seinem Bruder, dem Calderon-Uebersetzer, Ernst Otto von der Malsburg hinterlassene spanische Bibliothek zu ordnen." Um Pfingsten 1841 traf er dort ein.

„Eine Zeit sorgloser Ruhe und poëtischer Befruchtung" nennt Geibel die hier verlebten Tage. „Die Zeitstimmen", politisch gefärbte Gedichte. Das Trauerspiel: „König Roderich"; erste Einwirkung von Shakespeare, noch unklar und verkehrt."

Ein volles Jahr blieb er in Escheberg, ein Jahr, dessen er bis an sein Lebensende mit dankerfülltem Herzen gedachte. Die „spanischen Studien" führten ihn im April 1842 nach Marburg zu V. A. Huber, „um spanische Romanzen-Texte abzuschreiben. Begegnung mit Vilmar."

„Nach frohen Pfinsttagen in Escheberg, zurück nach Lübeck über Hamburg, kurz nach dem großen Brande. Ueberwältigender Eindruck der großen Trümmerstätte."

„Sehr erfrischt zurückgekehrt und zum letzten Male im elterlichen Hause gewohnt. Das Fensterzimmer im Zwischenstock, links von der Hausthür." — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

[1]) Außer Geibel war auch sein älterer Bruder Karl ein hervorragendes Mitglied der Rose, „der starke Bruder, dessen Wort begeisternd uns wie Wein getränkt." („Am Hünengrabe" Sommer 1869. Ges. Werke, Band IV. S. 44–45.)

„Reiche lyrische Production. „Lieder eines fahrenden Schülers.“ — „Wenn sich zwei Herzen scheiden.“ — „Rührt nicht daran.“ — „Minnelied.“ Vollendung der spanischen Romanzen. Dazwischen immer wieder auf griechische und römische Dichter zurückgekehrt.“

„Da es Herbst wird, erwacht die Sehnsucht nach einem Wirkungskreis und bestimmter Thätigkeit, oder doch nach weniger beklommenen Verhältnissen auf's Neue.“

„Kurzer Ausflug nach Berlin.“

„Unterhandlungen mit Syndicus Sieveking in Hamburg über eine freiere Stellung als Erzieher.“

„Um Weihnachten erhalte ich durch Rumohr die Nachricht, daß der König von Preußen (Friedrich Wilhelm IV.) mir ein Jahrgehalt von 300 Thalern ausgesetzt. Freude des Vaters.“

„Zu Ostern 1843 erscheinen die „spanischen Volkslieder“ und die zweite, wesentlich vermehrte Ausgabe der Gedichte; die ersteren Freiligrath gewidmet, der mich bewegt, für den nächsten Sommer anstatt Bonn St. Goar zum Aufenthalt zu wählen.“

Zunächst aber ging er nach Bonn, wo er „bei Kinkel's Hochzeit mit Johanna Matthieux als Trauzeuge fungirt neben Jacob Burkhard aus Basel. Der Verkehr mit Bonn und besonders mit Kinkel und seinem Studenten- und Poëtenkreise und dem mir von Athen her werthen Brandis'schen Ehepaar wird den Sommer über fortgesetzt.“

„Einrichtung in St. Goar. Freiligrath. Täglicher Umgang mit ihm; gemeinschaftlicher Tisch bei ihm, den seine Frau und seine Schwägerin, Marie Melos, besorgen. Er ist ein treuer, herzlicher, hochbegabter Mensch.“ — — —
— — — — — — — — — — — — —

„Später kommt auch Levin Schücking nach St. Goar, so daß das Kleeblatt voll ist; eine geistreiche, biegsame Natur, in der sich die Neigung zum Eleganten seltsam mit einem Zuge in's Mystische verbindet.“ — — — — — — — —

„Vielfache Ausflüge und Wanderungen, den Rhein hinauf und hinunter — — — am häufigsten nach Oberwesel. Der „goldene Pfropfenzieher.“

„Reiche Production: „Von des Kaisers Bart.“ — „Im Grafenschlosse.“ — „Meiden.“ — „Im Herbste.“ — „Muth.“ — „Welt und Einsamkeit.“ — „Der Einsiedler.“ — „Ich habe wohl in jungen Tagen.“ — „Sanssouci.“

„Häufige Besuche Vorüberfahrender, die kürzer oder länger anhalten, unter ihnen Justinus Kerner, Kinkel's, Kanzler Müller aus Weimar, Häring, Auerbach, endlich Hoffmann von Fallersleben. Die Begegnung mit dem Letzteren wirkt stark bei Freiligrath nach. Doch ist unser persönliches Verhältniß, weder jetzt, noch später, eine längere Zeit des Schweigens abgerechnet, dadurch getrübt worden.“

— — — — — — — — — — — — —

„Justinus Kerner hatte mich zum Herbst eingeladen und mahnte mich nun brieflich. Ende August von St. Goar abgereist. Freiligrath begleitete mich nach Bacherach, wo wir, nachdem wir die Wernerskirche besucht, in einer düsteren Schenkstube Valet tranken. Dann nach Nord und Süd auseinandergedampft, um uns nicht wiederzusehen.“

Ueber den Besuch in Weinsberg und den daran sich schließenden Aufenthalt in Stuttgart enthalten Geibel's Aufzeichnungen nur die Angabe des Ortes und der Zeit.[1]) In Weinsberg traf er wieder mit Röse zusammen, der von Stuttgart auf einige Tage herüberkam. Er war in Lübeck geblieben, als Geibel nach Escheberg ging, schrieb ihm aber schon im Juni dorthin, daß er im Herbste nach Berlin zu kommen hoffe, wo sein Bruder Fritz eine Buchhandlung besaß, um seine Philosophie „als Heilkunde des Bewußtseins“ zu beginnen. „Sie gährt und wird in mir, daß sie mich sprengen möchte“ — „Dein Vater ist mit meinem Absoluten“ — die „Er-

[1]) S. Emanuel Geibel's Briefe an Karl Freiherrn von der Malsburg u. s. w. S. 66—76.

kenntnißweise des Absoluten," war inzwischen in Basel erschienen — sehr zufrieden, was mich recht innerlichst freut."

Indeß hatten Röse's Hoffnungen, sich in Berlin eine Stellung an der Universität zu gründen, nicht erfüllt; eben so wenig war es ihm gelungen, durch eine andere Thätigkeit, Privatstunden u. s. w. sich die Mittel für ein längeres Bleiben dort zu verschaffen. So hatte er sich, mit Empfehlungen versehen, im Mai 1842 nach Stuttgart gewandt. Auch hier suchte er trotz mancher Anerkennung, die ihm von „hochgestellten Männern" zu Theil ward, lange vergeblich nach einem festen Boden für seine Existenz. Endlich glaubte er ihn gefunden zu haben. Er übernahm die Redaction eines im Verlage von Hallberger erscheinenden Volkskalenders „der Pilger durch die Welt," in der zuversichtlichen Hoffnung, daß dieser ihn, „ohne seine Kräfte ganz zu absorbiren, unter zunächst unentgeltlicher Hülfe seiner Freunde sicher stellen werde." Sein bleibendes Ziel sei, schreibt er am Schlusse des Jahres an Geibel, einmal als Professor der Philosophie zu dociren; ohne Vermögen könne er es jedoch nur auf einem Umwege erreichen. Dringend bittet er den Freund zu ihm nach Stuttgart zu kommen. Und als dieser ihm dazu Aussicht macht, antwortet er sofort: „Konnte die ganze Nacht nicht schlafen vor Plänemachen, als Du mir geschrieben hattest: „ich komme vielleicht." Wie lieb mir's wäre, davon weiter kein Wort, als daß mir zu einem ruhigen Glück hier weiter nichts fehlt, als so ein Stück Vergangenheit, so ein Freund von Antonius Wanst, nicht von Herrn Dr. Röse. Denn hier ist eine Atmosphäre, wo ich mich ganz geben kann, wie ich bin, und weiter will ich nichts, und das, meine ich, müßte auch Deine Atmosphäre sein." Aber schon einige Wochen später schreibt er ganz hoffnungslos: „Ich will mich freuen, wenn ich das Geld für den Kalender beigetrieben habe, und noch einen Jahrgang behalte ich keinesfalls die Redaction. — — Mein Vater hat Dir ja wohl erzählt von meinen Bemühungen, mich als Privatdocent etabliren zu können, und wie ich endlich ein Erziehungs-Institut habe errichten wollen, Compagnon,

Haus, Geld und wer weiß was sonst schon hatte, da kam ein Strich durch die Rechnung — — Jetzt will ich nichts mehr, als mir ein Winkelchen, einerlei wo, suchen, wo ich meine spruchreife Philosophie niederschreiben kann, so weit wird wohl gerade mein Geld und Leben ausreichen." Und dann wieder im Mai: „S'geht bunt, recht bunt mit mir durchs Leben, und erst jetzt bin ich wieder 14 Tage krank gewesen, aber — der alte Wanst bin ich dennoch und bei vielem Pech hier muß ich doch gestehen, daß ich in meinem ganzen übrigen Leben nicht so oft lustig gewesen bin, als in dem Einen Jahr hier im Schwabenland."

Er hatte auf der Reise von Berlin nach Stuttgart Justinus Kerner besucht, und dieser ihn herzlichst zum Wiederkommen eingeladen. So säumte er denn nicht, sobald er hörte, daß Geibel in Weinsberg sei, von dieser Einladung Gebrauch zu machen. „Der Heilbronner Herbst" schrieb er, „ist der fröhlichste und farbigste weit und breit im Land." Geibel fand den Freund frischer und gesunder, als er ihn in Lübeck verlassen hatte, und versprach, ihm binnen Kurzem nach Stuttgart zu folgen. Röse hatte ihm hier eine behaglich eingerichtete, frei und ländlich gelegene Wohnung gemiethet und wußte ihn bis gegen Ende des Winters fest zu halten, viel länger, als ursprünglich seine Absicht gewesen war.

Mit Geibel hatte ich, seit wir uns vor vier Jahren in Halle getrennt, keine Briefe gewechselt. Auch sein brieflicher Verkehr mit Niebuhr scheint während dieser Zeit geruht zu haben. Niebuhr hatte im Frühling 1841 seinen Uebergang zur Regierung in Merseburg bewirkt. Bei der Nähe der beiden Städte blieben wir in persönlicher Verbindung. Ein oder das andere Mal suchte ich ihn in Merseburg auf; öfter kam er auf einen Tag zu uns nach Halle herüber, so beispielsweise zur Feier meiner Verlobung im Februar 1842. Häufiger noch wurden seine Besuche im folgenden Jahre, nachdem seine jüngere Schwester, Lucie, sich in Halle mit dem Assessor von Wolzogen, einem Vetter seiner Braut, vermählt hatte. Auch meine Braut und ich verkehrten in dem Hause des jungen Ehepaars. Die

liebenswürdige zarte Frau starb bald nach der Geburt des ersten Kindes. Geibel's dichterische Erfolge hatten Niebuhr, wie ich, mit lebhafter Theilnahme begleitet. Da Niebuhr durch Classen in ununterbrochener Verbindung mit Lübeck geblieben war, so wurde ich durch ihn auch über den äußeren Lebensgang unseres gemeinschaftlichen Freundes in Kenntniß erhalten. Doch hatte ich nach St. Goar nichts von ihm gehört.

So war es mir eine freudige Ueberraschung, als er in den letzten Tagen des Februars 1844 eines Nachmittags in mein Zimmer trat. Vieles hatte er erreicht in den vier Jahren, die wir uns nicht gesehen hatten. Damals noch ungenannt, war er jetzt ein gefeierter Dichter. Die dritte, vermehrte Auflage seiner Gedichte wurde vorbereitet; sein Trauerspiel „König Roderich" war bei Cotta gedruckt und sollte demnächst erscheinen. Auch seine äußere Lage war durch das von Friedrich Wilhelm IV. ihm ausgesetzte Jahresgehalt gesicherter geworden. Dennoch fand ich den Freund nicht heiter gestimmt. Das Stuttgarter Leben mit seiner zwar glänzenden, aber zerstreuenden Geselligkeit hatte ihm wenig Befriedigung gewährt. Aus dem, was er mir mittheilte, sind mir besonders die Beziehungen zum Oberst von Radowitz, der damals Preußischer Gesandter in Karlsruhe war, und den er dort aufgesucht hatte, im Gedächtniß geblieben. Er sehnte sich, wie er mir sagte, nach einem bestimmten Wirkungskreis und wollte suchen einen solchen in Berlin zu finden. In seinen Aufzeichnungen bemerkt er, daß seine zunächst auf die Bibliothek, oder das Theater dort gerichteten Hoffnungen vergeblich waren. „Das unter der Hand an mich gelangte Anerbieten einer Journalistenstellung (um für die Regierung zu schreiben) bestimmt zurückgewiesen." Er gedenkt einer Audienz beim Könige; der persönlichen Bekanntschaft mit Graf Strachwitz, sowie einer Begegnung mit Mendelssohn. „Erster Gedanke einer gemeinschaftlichen Oper." Auf eine „offenbar officiöse Einladung" von Schöll ging er nach Weimar, wohnte hier bei Schöll und hatte eine Begegnung

mit dem Erbgroßherzog. „Allerlei Vorschläge, die aber zu sehr in der Luft stehen, um mich darauf einzulassen.“[1])

Wir hatten verabredet, in den Osterferien in Berlin zusammen zu kommen. Aber Berufsgeschäfte hielten mich in Halle zurück; so bat ich ihn, wenn er es einrichten könne, seinen Weg über Halle zu nehmen und einige Tage bei mir zu wohnen. Meine Zeilen trafen ihn indeß nicht mehr in Berlin; er war bereits nach Lübeck zurückgekehrt.

Hier begegneten wir uns noch einmal im folgenden Jahre. Ich war Ostern 1845 als Professor nach Greifswald berufen und besuchte von dort in den Herbstferien mit meiner jungen Frau meine Eltern in Mecklenburg. Hier zog es mich wieder nach Lübeck, doch konnte ich leider nur auf einen Tag hinüber. Nachdem ich Geibel in seiner Wohnung — er wohnte nicht mehr im Vaterhause — verfehlt, kam er Nachmittags zu mir in den Gasthof, wir sprachen uns flüchtig und nahmen in der Thür desselben Abschied, nicht ahnend, daß wir uns erst nach 25 Jahren wiedersehen sollten.

Niebuhr hatte jetzt eine Stellung als Hülfsarbeiter, ich meine, in dem Finanzministerium in Berlin. Im Sommer 1844 hatte er mich noch einmal in Halle besucht, auf der Reise nach Kalbsrieth, wo seine Hochzeit gefeiert werden sollte, und einen Tag bei mir gewohnt. Als ich im März 1845 mit meiner Frau nach Greifswald übersiedelte, besuchten wir das junge Paar auf der Durchreise in Berlin. In den ersten Tagen des Septembers meldete er mir von dort, daß ihm am 29. August ein Sohn geboren sei. „Eine solche Seligkeit kann man sich nicht ausmalen, bis man es erlebt — — — — — — — —
Laß auch einmal von Dir und Deiner lieben Frau hören, alter Freund; wo möglich eben so gutes, wie ich von uns. Anna

[1]) Vergl. Eckermann's Brief an Freiligrath vom März 1844. Gedenkbuch S. 33—34. Emanuel Geibel's Briefe an Karl Freiherr von der Malsburg u. s. w. S. 78—79.

grüßt auch vielmals, und ich sage Deiner Frau meine allerherzlichsten Grüße. Lebe wohl! mit treuem Andenken

Dein Niebuhr.

Noch zweimal, im Frühling und Herbst des folgenden Jahres, sah ich bei einer gelegentlichen Anwesenheit in Berlin das Freundespaar wieder. Ich empfing hier den Eindruck, daß Niebuhr durch seine amtliche Thätigkeit sich nicht befriedigt fühle. Doch äußerte er sich nicht darüber, war vielmehr in diesem Puncte zurückhaltender, als es sonst in seiner Natur lag. Dann begegnete ich beiden noch einmal nach den Märztagen 1848, als sie eben aus Italien, wo sie den Winter zugebracht, zurückgekehrt waren. Ich fand sie durch die Ereignisse tief erschüttert und von den trübsten Ahnungen für die Zukunft unseres Vaterlandes erfüllt. Von da vergingen 8 Jahre, in denen wir uns nicht sahen. Ich war Ostern 1849 einem Rufe nach Kiel gefolgt. Niebuhr, der im Sommer 1848 zur Regierung nach Magdeburg versetzt war und hier neben seinen Amtsgeschäften eine große politische Thätigkeit entwickelt hatte, wurde im Herbst 1849 von Friedrich Wilhelm IV. zu seinem Cabinetsrath berufen und lebte als solcher in Potsdam, wenn er nicht den König auf seinen Reisen begleitete. Doch hörten wir gegenseitig öfters von einander, da seine beiden Schwestern damals in Kiel lebten, die ältere, Amalie, an den Staatsrath Franke, die jüngste, Cornelie, an den Landdrost Rathgen, beide Minister der Statthalterschaft, verheirathet, zu deren Häusern wir bald nach unserer Ankunft dort in nahe Beziehungen getreten waren.

Geibel dagegen verkehrte in den Jahren 1845—1847, in denen er sich wiederholt längere Zeit in Berlin aufhielt, gern und viel dort im Niebuhr'schen Hause, als „ein sehr lieber, theurer Freund," der sich von beiden Eheleuten völlig verstanden wußte. Bei einem abermaligen Besuche in Berlin Ende Februars 1848 zur zweiten Darstellung der „Seelenwanderung" waren Niebuhr's noch in Italien. Geibel kehrte wenige Tage vor dem Ausbruch der Märzrevolution nach Lübeck zurück. Im

Februar 1849 schrieb Niebuhr ihm von Magdeburg aus nach Lübeck und fragte ihn nach Röse's Adresse. „Es handelt sich um das Engagement von Röse zu einer conservativen Zeitung, also um zweierlei gute Dinge, Brod für Röse und Nahrung für eine conservative Zeitung.“ Der Brief schließt: „Wie oft haben wir Deiner gedacht in Italien, wie in Deutschland, in Freuden, wie in den Schmerzen, aus denen die Seele jetzt gar nicht herauskommt. Es wäre in so vielen Stunden uns werth gewesen, Dich bei uns zu haben. Grüße Konrad und andere Freunde. Mit treuer Anhänglichkeit

Dein Niebuhr.

Im Herbst meldete er ihm seine veränderte Stellung:

„Liebster Freund! Da Du vielleicht nicht weißt, daß wir hier wohnen, so melde ich es Dir, in Hoffnung meiner und meiner Frau, Dich zu sehen. Mit herzlicher Liebe

Dein alter Niebuhr.

Sanssouci
(Sello'sches Haus),
14. Sept. 1849.

Der Brief ist an Kugler in Berlin adressirt, bei dem Niebuhr also Geibel damals vermuthete. Doch ist in Geibel's Aufzeichnungen eines solchen Besuches nicht gedacht. Erst im Januar 1851 verweilte er auf der Rückreise von Carolath nach Lübeck wieder einige Tage in Berlin, eben so wieder nach seiner Verlobung, in Anlaß von „Geschäften.“ Beide Male sah er Niebuhr nicht. Dieser schrieb ihm nach Lübeck:

Potsdam, 27. Nov. 1851.

„Alter Freund! Schon wieder habe ich durch die Zeitungen erfahren müssen, daß Du in Berlin seist, und diesmal war ich entschlossen, trotz aller Abhaltungen Dich aufzusuchen, als ich den Tag darauf las, Du seist schon wieder abgereist.“

„Wenn Du wüßtest, wie treu ich Dich im Herzen trage, würde es Dir selbst leid sein, daß Du Deinen alten Freund so ganz links hast liegen lassen. Und auf diesen meinen Brief, hoffe ich, kommst Du zu mir, sobald Dein Wanderstab Dich

wieder nach Berlin führt. Vom 2. December ab bin ich, je nachdem der König in Charlottenburg, oder Berlin ist, in einem dieser Orte im Königl. Schlosse, und zwar den Vormittag fast immer zu Hause, oder leicht zu errufen."

„Meine Frau geht in diesen Tagen zu ihrer Mutter aufs Land und bleibt bis in den Februar dort. Im Winter ist die Trennung immer unser Loos, da sie mit drei Kindern mir auf meinen Kreuz- und Querfahrten nicht folgen kann. Dies ist das Schlimmste in meiner Lage, und dann zunächst kommt die Schwierigkeit, Ruhe in sich zu finden."

„Ich höre, Du leidest körperlich so viel und bist so oft gedrückt. Mir geht es körperlich besser, wie je, und an Unternehmungslust und Thatendurst fehlt es mir nicht, aber ich bin sehr tief betrübt — — — — — — — — — — — — —

„Wenn Du in alter Erinnerung mich besuchst, so gehe nicht aus, zu suchen einen Menschen in weichen Kleidern, als weil ich bin in der Könige Häusern, sondern einen herben Gesellen, aber ich glaube, du denkst, wie ich:
— — se la voce tua sara molesta nel primo gusto, vital nutrimento lascerà poi quando sarà digesta
und bemühst dich auch nicht um Liebenswürdigkeit."

Also auf Wiedersehen! Grüße Konrad.

Dein Niebuhr.

Wahrscheinlich bestimmte dieser Brief Geibel im März des folgenden Jahres, wo er in Anlaß seiner Berufung nach München eine Reise dorthin machte, den Rückweg über Berlin zu nehmen und Niebuhr aufzusuchen. Sein Tagebuch verzeichnet am 20. März: „Gang in Charlottenburg mit Niebuhr durch den Schloßgarten." Bei der späteren Uebersiedlung mit seiner jungen Frau nach München im September verweilte er zwar wieder einige Tage auf der Durchreise in Berlin, doch scheint er bei dieser Gelegenheit nicht mit Niebuhr zusammengetroffen zu sein. Als im November 1855 Geibel's Frau starb, war Niebuhr schwer erkrankt. Nach seiner Genesung schrieb er dem Freunde nach Lübeck.

Potsdam, 21. Mai 56.

Liebster Geibel! Ich hatte die Absicht, diesen Sommer Dich in München zu besuchen. Nun lese ich, daß du in Lübeck bist, und will Dich dort heimsuchen, da ich doch nach Holstein gehe. Montag, den 26., gedenke ich mit dem ersten Zuge in Lübeck anzukommen und dort ein Paar Stunden zu bleiben. Schreib mir, bitte, nach Kiel (Adr. Frau Dr. Hensler), wo ich Dich in Lübeck finde.

Wie viel haben wir uns zu erzählen, alter Freund, seit jenem Morgen in Charlottenburg! Jeder von uns hat seine Leiden zu tragen gehabt. Deine Wunden sind die brennenderen; ich habe noch alle Lieben, aber sehr geschont bin ich auch nicht worden. Hoffentlich hast Du den Brief meiner Frau nach der schmerzlichen Nachricht bekommen, der Dir unsere innige Theilnahme sagen konnte. Ich selbst stand damals näher an den Pforten des Todes, als wir damals glaubten.

„Ich bin noch sehr angegriffen und kann noch gar nicht arbeiten, weiß auch noch gar nicht, ob ich überhaupt je wieder recht arbeitsfähig werde. Aber ich bin doch ganz guten Muths, und so wirst Du mich auch finden.“

Grüße Mantels herzlich.

In alter Liebe

Dein Niebuhr
(Cabinets-Rath).

Niebuhr empfand offenbar das Bedürfniß, die Stätten, an welche seine Jugenderinnerungen ihn knüpften, und die alten Freunde noch einmal wiederzusehen. So kam er auch zu uns nach Kiel, ganz noch der alte, treue, warmherzige Niebuhr! Im verflossenen Winter war er, wahrscheinlich in Folge der Anstrengungen seines aufregenden Berufes, in Verbindung mit heftigen Gemüthsbewegungen, veranlaßt durch den entdeckten Verrath eines Dieners, dem er ganz vertraut, von schweren Nervenzufällen mit vorübergehender Erblindung heimgesucht, von denen er sich nur sehr langsam erholt hatte. Er war überaus herzlich, weich und milde gestimmt und, trotz der

ungewissen Aussicht in die Zukunft, ergebungs- und hoffnungsvoll. Die Politik wurde zwischen uns nicht berührt. Die Freude, welche sein Besuch uns gewährte, wurde dadurch erhöht, daß wir ihm die Bekanntschaft mit seiner Tante, der Frau Dr. Hensler, verdankten. Noch mehrere Jahre durften wir uns des Umgangs mit dieser durch Geistes- und Herzensbildung ausgezeichneten Frau erfreuen.

Geibel hat Niebuhr seit jenen Tagen nicht wieder gesehen. Ich sah ihn noch einmal im März 1858 in Berlin. Seit seiner Krankheit hatte er die volle Gesundheit nicht wieder erlangt und war namentlich im letzten Winter sehr leidend gewesen. Jetzt hatte er in Bethanien Zuflucht gefunden, wo ich ihn aufsuchte. Es war ein wehmüthiges Wiedersehen. Ich fand ihn geistig frei, nur das Sprechen schien ihm bisweilen schwer zu werden. Mit rührender Geduld trug er sein schweres Schicksal, keine Klage kam über seine Lippen. Sein Bild, wie er in dem schmucklosen Krankenzimmer neben mir auf dem Sopha saß und mit der früheren Herzlichkeit und fast heiter von den alten Zeiten redete, ist mir unvergeßlich geblieben. Er ist nicht wieder genesen, aber erst nach zwei Jahren wurde er von seinen Leiden erlöst. Mehrfach hatte er in diesen Jahren seinen Wohnort gewechselt, bei verschiedenen Aerzten Hülfe suchend. So war er im Sommer 1860 mit seiner Familie nach Badenweiler gekommen, wo ein rascher Tod ihn hinwegnahm. Auf dem dortigen Friedhof ist er begraben.



Röse war schon ein Jahr vor Niebuhr heimgegangen, nachdem er den Kelch der zum Theil freilich selbst verschuldeten Leiden bis auf die Neige geleert. Eine ausführliche Biographie Röse's, die sein Freund Emanuel Schärer geschrieben, ist leider nicht veröffentlicht worden; nur ein kurzer Auszug derselben, die oben erwähnte Lebensskizze, ist gedruckt. Geibel antwortete auf eine Anfrage Schärer's, ob er ihm das Manuskript der Biographie schicken dürfe, am 25. August 1873:

„Sehr geehrter Freund! Mit dem herzlichsten Danke für Ihr gütiges Anerbieten, beeile ich mich Ihnen mitzutheilen, daß es mir eine große Freude sein wird, Ihre Biographie Röse's zu lesen. Ist Ihnen die allerdings schwierige Aufgabe gelungen, in lebendigen Zügen und richtiger Vertheilung von Licht und Schatten ein getreues Bild unseres verewigten Freundes, seiner geistigen Bedeutung und seiner vielfach verworrenen Schicksale zu entwerfen, so muß Ihr Buch von fesselndem Interesse sein, nicht blos für den Philosophen von Fach, oder für den, der, wie ich, dem Verstorbenen persönlich nahe gestanden, sondern für Jeden, dem ein reiches Menschenleben noch Theilnahme zu erwecken vermag, in welchem, wie kaum in einem anderen, die idealen und realen Mächte sich bis an's Ende befehdeten".

— — — — — — — — — — — — —

Nach Empfang und Durchlesung des umfangreichen Manuscripts, die Geibel trotz mehrfacher Störungen in Wochenfrist vollendet hatte, schrieb er am 15. October 1873 an Schärer:

— — — — — — — — — — — — —

„Der Gesammteindruck war ein ergreifender. Je näher ich dem Freunde einst gestanden, mit desto tieferer Theilnahme und Wehmuth sah ich den schweren Lebenskampf seiner letzten Jahre, der den Hauptinhalt Ihres Werkes bildet, im Einzelnen wieder an mir vorübergehen, und die Wirkung auf mich mußte eine um so größere sein, als ich mich im Stande sah, das heitere Jugendvorspiel und bis zur Coblenzer Zeit hin so manche fehlenden, oder doch nur leicht angedeuteten Mittelglieder aus eigener Erinnerung zu ergänzen.“

„Die Erzählung der Thatsachen, so weit Sie diese gegeben haben, ist fast überall richtig, und es bedurfte daher nur in ganz einzelnen Fällen kleiner Berichtigungen, die ich mit Bleistift an den Rand zu schreiben mir erlaubte. Dagegen schien mir das Charakterbild Röse's, das Sie entwerfen, etwas zu ideal gehalten. Wenigstens so lange ich ihn kannte, war er allerdings geistvoll und liebenswürdig, wie kaum ein Anderer, dabei von tiefem Gemüth und begeistert für alles Hohe und Schöne, aber doch noch keineswegs der sittlich durchläuterte Weise, als den Sie ihn hinstellen. Ich habe vielmehr eine der Hauptquellen seines Unglücks immer in einem Mangel gerade an Selbstbeherrschung gesehen, der ihn seinen kleinen Gelüsten so lange nachgeben ließ, bis ihre Befriedigung ihm schließlich zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden war. Dazu kam dann sein vollständiges Unvermögen, sich in die Verhältnisse zu schicken, und sein beharrlicher Widerspruch gegen jede, auch nur zeitweise Unterordnung. Den Blick stets auf den Gipfel der Treppe gerichtet, konnte er es nie über sich gewinnen, die unteren Stufen zu betreten, die doch allein hinaufführten. Schreibend, bevor er die Form zu beherrschen wußte, stets über neuen Embryonen brütend, ehe er die früheren reif getragen und in reiner Gestalt von sich abgelöst, geistig und leiblich stets vom Zukünftigen zehrend und dabei nur zu oft das gebotene Gute um des ersehnten, aber zur Zeit unerreichbaren Besseren willen eigensinnig zurückweisend, ist er zuletzt, trotz der glänzendsten Begabung, elend und vereinsamt am Wege verblutet,

ohne sein hohes Ziel zu erreichen. Damit soll weder ein Stein auf ihn geworfen, noch sein Mißgeschick schlechthin ein selbstverschuldetes genannt werden. Die unausbleiblichen Nachwirkungen einer arg verwöhnten Jugend, eine von Haus aus schwache Gesundheit bei den heftigsten sinnlichen Trieben, die gereizte Empfindung darüber, daß er kein Mann war, der den Frauen gefiel, die ihm immer gern zuhörten und ihn niemals lieben wollten, der plötzliche Bankerott seines Bruders, die unvorhergesehene Verarmung des Vaters, das Alles kam zusammen, um seinen Lebensgang zu verwirren und schließlich zu dem tragischen Ende hinauszuführen, zu dem Ihr Werk ihn in wahrheitsgetreuer Aufzeichnung begleitet. Uebrigens scheint mir Ihre etwas idealisirende Charakteristik für das Buch kaum ein Uebelstand zu sein, da jene von mir erwähnten Schattenseiten in Röse's Wesen, theils in den mitgetheilten Thatsachen, theils in seinen Selbstbekenntnissen wohl deutlich genug neben seinen Vorzügen hervortreten."

— — — — — — — — — — — — — —

Von jenen Tagen an, welche Röse „als angehender Volksschriftsteller" im Winter 1843/4 mit Geibel in Stuttgart verlebte, und welche dieser in seinem Briefe an Schärer als eine „glückliche und sorglose" Zeit für seinen Freund nach „seinem langen, buntfarbigen Studententreiben" bezeichnet, bis zu seinem Tode hin, hat Röse über hundert, zum Theil bogenlange Briefe an Geibel geschrieben, die letzten von seinem Sterbebett aus dictirt. Geibel's Briefe an Röse, die übrigens nicht zahlreich gewesen zu sein scheinen, sind leider verloren gegangen. Ich will versuchen, aus Röse's mir vorliegenden Briefen in kurzen Zügen ein Bild des Kampfes zu entwerfen, den er jene ganze Zeit mit den ihm feindlichen Mächten, oft dem Versinken nahe, gekämpft, und in dem zuletzt fast allein Geibel's immer hülfbereite Hand ihn noch aufrecht hielt.

In dem gedachten Winter, in welchem Röse, wie er an Schärer schrieb, „die glänzendsten Aussichten von mehr als einer Seite eröffnet waren", als Redacteur, als Docent — von

denen keine in Erfüllung ging — hatte er sich mit einer Stuttgarterin, wie es scheint, der Tochter seines Hauswirths, verlobt. Geibel hatte diesen Schritt entschieden gemißbilligt. Auch sonst hatte er damals Manches an dem Freunde zu tadeln, er warf ihm namentlich den „Mangel an Sorgfalt" in seinen Arbeiten vor, ein Vorwurf, dessen Berechtigung Röse selbst später zugab. Das Verlöbniß wurde, wie Geibel vorhergesehen, nachdem der kurze Rausch verflogen, des Freundes Unglück. Schon im April 1844 schrieb er an Schärer: „Die Sache hat mich an den Rand des Grabes gebracht. Das Einzige, was mich oben hält, ist meine immer mehr reifende Philosophie". Im Herbst 1844 siedelte er nach Augsburg über, um hier mit Schücking im Cotta'schen Verlage eine Volksvierteljahrschrift und einen Volkskalender herauszugeben. „Deinen Vater", schreibt er an Geibel, „grüß' auf's Beste und sag' ihm, ich würde das schöne Vertrauen, welches er beim Abschied in meine Lebenszielverfolgung setzte, doch noch rechtfertigen, oder von Gottes Hand zerbrochen werden!" Im Sommer 1845 finden wir ihn auf Schloß Theres bei Haßfurth, wohin er einer Einladung des Baron von Ditfurth gefolgt war. Wiederholt spricht er den dringenden Wunsch nach einem Wiedersehen mit Geibel aus. „Jetzt, wo ich wirklich einen redlichen Kampf kämpfe, um meine äußeren Verhältnisse zu ordnen, bedarf ich unabweislich einer inneren Stütze, und die kannst nur Du abgeben mit Deinem ruhigen, gesunden und doch für mich warmen Herzen". Das Verhältniß zu seiner Braut hatte er nicht ohne inneren und äußeren Kampf gelöst, wurde nun aber von den Eltern derselben um Wiedererstattung der gemachten Vorschüsse gemahnt. Auch andere Gläubiger in Stuttgart bedrängten ihn. Seine Stellung bei den Cotta'schen Blättern hatte er in Folge von Zerwürfnissen mit den Redacteuren aufgegeben und sich nach Nürnberg gewandt. Hier schrieb er unter bitterer Noth und Entbehrungen an einem „culturhistorischen Roman" und einer „christlich-philosophischen Dogmatik". „Sie wird auch Dir Freude machen".

Durch Geibel's Hülfe wurde ihm die gewünschte Uebersiedlung nach Berlin ermöglicht. Von hier schrieb er dem Freunde im September: „Zu den mancherlei Dingen, welche Gottlob! in letzter Zeit freundlich beruhigend auf mich gewirkt und mir die Hoffnung gemacht haben, die Wunden der letzten Jahre seien gründlich vernarbt, gehört auch Dein Brief". Er hofft, daß Geibel sein Versprechen erfüllen und zu Weihnachten nach Berlin kommen werde. „Im Ganzen hast Du die Puncte in meinem Wesen richtig bezeichnet, deren Correction schon Jahre lang mein Augenmerk war; aber so etwas hat oft auch einen tieferen Zusammenhang. Meine schwächliche Natur will in gewisser Weise mäßig oft gereizt sein, kann langsam nur in andere Gewohnheiten hineingeleitet werden und versagt bei Entschlüssen zur Ueberwindung, Entsagung, ja zu anhaltender, ruhiger, nicht echauffirter Thätigkeit nur zu oft ganz den Dienst. Ich muß Vieles halb gewaltsam herausschleudern. So hat jene übermüthige Laune, in welcher ich, von Hause aus eigentlich ein Melancholicus, allein humoristisch sein kann, ein gewisses geistiges Sichgehenlassen, eine gewisse leichtsinnige Verschwendung zu ihrer unumgänglichen Bedingung. Wie dies Alles durch eine glückliche Heirath erreicht wäre, davon mündlich". Neben seiner „Dogmatik" beschäftigte ihn jetzt ein größeres Unternehmen, dessen Plan von Froriep in Weimar ausgegangen war. „Auf Schöll's Empfehlung will er mich eine große illustrirte Welt- (Cultur-) Geschichte schreiben lassen. Das wäre ein Werk, ganz meinen Neigungen, Fähigkeiten und Studien entsprechend". Er berechnete sich schon den Gewinn nach Bogen und Bänden. Ein Band ist geschrieben, aber nicht gedruckt.

Im November 1845 kam Geibel nach Berlin und blieb dort bis zum April 1846. Ueber seinen Verkehr mit Röse in dieser Zeit schweigen die Aufzeichnungen. Nach seiner Abreise gerieth Röse, durch alte und neue Gläubiger bedrängt, wieder in große Noth. Sein Bruder, auf dessen Hülfe er besonders gerechnet hatte, mußte sein Geschäft schließen und

wanderte nach Amerika aus. „Um sich zu retten," erzählt Schärer, „nahm Röse das Anerbieten V. A. Huber's an und ging als zweiter Redacteur des „Rheinischen Beobachters" nach Köln," eine Stellung, die sich jedoch bald für ihn als unhaltbar erwies. Nach kaum drei Monaten überraschte er Schärer mit seiner Ankunft in Basel, wo er ein Zimmer neben dem seinigen bezog. Aus der früher beabsichtigten „christlich-philosophischen Dogmatik" entstand hier die Schrift: „Die Ideen von den göttlichen Dingen und unsere Zeit," welche 1847 im Verlage von G. Reimer erschien. Röse übernahm ferner die gut dotirte zweite Redactionsstelle der liberal-conservativen „Basler Zeitung" und habilitirte sich im Frühjahr 1847 als Privatdocent. Seine Habilitationsschrift: „Ueber die Kunst zu philosophiren" sandte er an Geibel mit einem Gruß an dessen Vater und der Bitte, sie zu lesen." „Namentlich auf meine Lösung der alten theologischen Frage nach der Theilnahme Gottes an der Sünde bin ich stolz."

Seiner Vorlesung folgten, wie er später schreibt, die Zuhörer „mit großem Interesse." „Abgesehen von ernsten Unterhaltungen," erzählt Schärer, „war er in seinen Mußestunden unerschöpflich in anecdotischen Erzählungen, wußte auch manches eigene Erlebniß in diese Form zu kleiden und freute sich jedesmal, wenn es ihm gelang, etwas aufzutreiben, das zur Aufnahme in seinen „Eulenspiegel" geeignet erschien. Dieser sollte in der Art des bekannten Volksbuches den derben Humor der „guten alten Zeit," für die Röse stets eine gewisse Vorliebe verrieth, veranschaulichen. Sanguinisch, wie er war, versprach er sich, wenn er einmal genug des Stoffes beisammen hätte, ungezählte Auflagen. Das Büchlein hat wenigstens eine zweite erlebt, charakteristisch genug, die einzige seiner Schriften, von der uns dies bekannt ist." Seine „Weltgeschichte" wollte „auf de Wette's Empfehlung" der Buchhändler Hoffmann in Stuttgart verlegen. Röse hatte ihm das Manuscript des ersten Bandes geschickt. Hoffmann fand es für seinen Verlag nicht populär genug, und Röse erklärte sich bereit, es in der

gewünschten Weise umzuarbeiten. „Ich selbst muß gestehen,“ schreibt er an Geibel, „daß ich mit dem Buche, als einem gelehrten Forschungswerk nicht auftreten kann; es ist eine Anwendung meiner Ansicht von der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts auf das historische Material, wie es in den besten modernen Werken vorliegt.“

Indeß ließen ihn die alten, immer nur durch neue Anleihen halbgedeckten Schulden auch in Basel nicht zur Ruhe kommen. Um sein Unglück voll zu machen, wurde ihm die Redactionsstelle genommen, nach Schärer's Angabe wegen einer in seiner Zeitung gebrachten Notiz über die Beschlagnahme eines Packets Heinzen'scher Brandschriften auf der Basler Post. In dieser Bedrängniß wandte er sich wieder hülfesuchend an Geibel und die Lübecker Freunde. Ihrer Aufforderung, zu ihnen nach Lübeck zu kommen, setzte er jedoch hartnäckigen Widerstand entgegen. Er wollte dort nicht als ein Schiffbrüchiger erscheinen, namentlich nicht vor seinem Vater, er fürchtete den Zwang der Lübecker Verhältnisse. Die milde Luft des Südens sei ihm nothwendig, er sei nie so gesund und kräftig gewesen, wie jetzt; vor Allem aber, er dürfe auf seine Mission als philosophischer Docent nicht verzichten. Sein Sinn stand nach Tübingen, wo nach den Mittheilungen von Grüneisen, Schwab u. A. die Verhältnisse günstig für ihn lägen.

Mit Geibel's Beistand gelang es ihm, zu Anfang October's sich in Basel frei zu machen, und er brach nach Tübingen auf. Der Winter verging hier unter den Vorbereitungen für seine Habilitation und mit der Ausarbeitung seiner Vorlesung, die ihm „trotz reicher Vorstudien“ mehr Zeit wegnahm, als er sich gedacht, so daß ihm für seine „Weltgeschichte,“ von der er sich so große Einnahmen versprochen, keine Muße blieb. Im März 1848 wurde Röse zum Docenten ernannt, in derselben Woche, in welcher der Telegraph die Nachricht von der Pariser Revolution brachte. „Ich fürchte auch,“ schreibt er im April an Geibel, „einen sehr wüthenden Sturm, der unter Anderen auch mich wohl unfehlbar verschlingen wird. Denn ich stürze

6*

mich mitten hinein — aber dann goldhelle Sonne." Er las in diesem Sommer über „Philosophie der deutschen Geschichte" und schrieb eine Brochüre: „Die Volksbewegung von Gottes Gnaden". — „Mitthun will ich nach besten Kräften und auf jede Gefahr hin; aber ich glaube, daß ich mich dadurch vor Vielen, die jetzt als die Ersten gelten, auszeichne, daß ich mir weniger Illusionen mache über die Gefahr, die in der Bewegung liegt, und besonnener, practischer auf die Mittel der Lösung des Räthsels sinne." Inmitten dieser Aufregung, der er sich mit ganzer Seele hingab, stieg wieder die äußere Noth; den alten Gläubigern hatten sich neue zugesellt. Im Winter saß er, wie Schärer erzählt, im Dachstübchen bei ungeheiztem Ofen; „wenn's gar zu kalt wird, laufe ich in der Dämmerung den Lustenauer Weg, denn ich mag keinen Menschen sehen." Er las „Encyclopädie" und „Staats- und Rechtsgeschichte." Gegen Ende März übernahm er von Tübingen aus die Redaction des illustrirten politischen Witzblattes „Die Laterne" in Stuttgart. Ende April's ward mit dem Druck seines „Eulenspiegel" begonnen. Am Schluß des Semesters ging er nach Stuttgart. Von Schulden gedrückt, glaubte er, seine Stellung als Docent in Tübingen nicht mehr behaupten zu können. So kehrte er nicht dahin zurück, sondern blieb in Stuttgart. Hier entwickelte er eine angestrengte politische Thätigkeit; er redigirte erst noch „Die Laterne", dann „Die deutsche Volkswehr", welche alle bisherigen Volksblätter in sich vereinigen sollte. Da erhielt er im April 1850 durch die Polizei den Befehl, „binnen drei Tagen Land Würtemberg zu meiden, weil er durch einen Leitartikel seines Blattes als Fremder die Achtung gegen die Landesgesetze verletzt habe." Nur auf Grund ärztlicher Zeugnisse ward ihm noch eine Frist bis zum 4. Mai gewährt.

Der Ausgewiesene nahm seinen Weg, wohl ohne bestimmten Plan, rheinabwärts. In Coblenz erkrankte er und mußte liegen bleiben. Auch nach seiner Genesung blieb er dort; er sollte den rheinischen Boden nicht mehr verlassen. Um sich von einer neuen Krankheit zu erholen und „in der Land-

luft Gesundheit und Frische der Seele und vor Allem — Arbeitskraft wieder zu finden", siedelte er im Frühling 1853 nach dem nahegelegenen Kruft über. Abwechselnd hier und in dem benachbarten Ochtendung verbrachte er die letzten Jahre seines Lebens. Seit dem Jahre 1856 traten die Symptome einer fortschreitenden Lungentuberculose deutlich bei ihm zu Tage. Einsam starb er im November 1859 in Kruft.

Während dieser ganzen Zeit hatte Röse mit Nahrungssorgen, ja oft mit Nahrungsmangel und sonstigen Entbehrungen zu kämpfen. Er empfand sie um so mehr, als sein Körper sich an manche Bedürfnisse gewöhnt hatte, auf die er nicht glaubte verzichten zu können, ohne arbeitsunfähig zu werden. Wohl räumt er dem Freunde ein, daß es besser für ihn wäre, wenn er sich freier von ihnen mache. „Wenn Du aber sagst", setzt er hinzu, „ich hätte eine geistige Schwäche für eine physische gehalten, so ist das nur halb, oder nur bedingungsweise wahr." Selbstverständlich war er in seiner isolirten Lage außer Stande, sich das, was er brauchte, selbst zu erwerben. Im Anfang seines Coblenzer Aufenthalts hatte er begonnen, das Daguerrotypiren zu erlernen, in der Hoffnung, dadurch sich eine sichere Lebensstellung zu verschaffen. „Hamann war Salzinspector; Spinoza schliff Brillen." Doch hinderte ihn schon seine Kränklichkeit, den Plan weiter zu verfolgen. So blieb ihm nichts übrig, als immer auf's Neue zu borgen und nahe und ferne Freunde und Bekannte um Beistand anzugehen, und schließlich war Geibel der Einzige, der in alter Treue half und immer wieder half. Was Röse über den Druck dieser sich häufenden Verpflichtungen, wie schwer sie auch auf ihm lasten mochten, innerlich leichter hinweghalf, war einmal seine sanguinische Natur, die nie aufhörte, sich Illusionen zu machen, und bald hier, bald dort eine neue Hülfs- und Einnahmequelle erblickte, die Rettung bringen müsse, vor Allem aber der unerschütterliche Glaube an die Hoheit seiner philosophischen Mission und den endlichen Sieg seines Systems. Er dachte von seiner Philosophie — er nennt sie: „edles Metall,

mit redlicher Arbeit im Schacht des Lebens gefunden" — so hoch, daß er nicht zweifelte, sie sei der Opfer werth, die er von seinen Freunden forderte.

Nach Lübeck wollte er auf keinen Fall zurück. „Laßt den Fisch in seinem Wasser, in welchem er entweder verzappeln, oder endlich schwimmen lernen muß. Ihr sollt einmal sehen, ob man mich nicht anerkennen wird, wenn ich einmal todt bin."

Von seinem Vater erhielt er den Rath, nach Amerika auszuwandern. Aber „das wäre Selbstmord". Er traute seinem Stern und arbeitete eifrig an seiner „Philosophie des Menschen und der Menschheit," die ihm den Weg zum Katheder bahnen sollte.

Im Mai 1852 wurde er durch einen Besuch Geibel's erfreut, der von Ems, wo er die Cur gebrauchte, nach Coblenz herüberkam. Geibel schrieb darüber an seine Braut nach Lübeck: „Mein erster Gang war zu Röse. Er ist roth, rund und kropfig geworden, so daß er fast aussieht, wie Justinus Kerner. Wir gingen spazieren und brachten den Abend miteinander zu; er war, wie sonst immer, lebendig, witzig, geistreich und ergötzlich. Wie es ihm aber eigentlich ergeht, was er treibt, wovon er existirt — weiß ich nicht. Von selbst sagte er's nicht, und anfangen mocht' ich nicht davon aus mehr als einer Ursache." Und Röse berichtet an Schärer: „Geibel war nur einen Abend und einen Vormittag hier; doch war mir dieses Stündchen meines Lebens fast ebenso wichtig, als die ganze übrige Zeit meines Hierseins zusammengenommen". Dem Freunde selbst schrieb Röse, nachdem sie sich getrennt: „Ich hätte Dir noch viel zu erzählen, wovon vorige Woche in unseren Unterredungen nicht einmal Erwähnung geschehen ist. Denn wenn man zwei Jahre ausschließlich nur mit sich selbst hat räsonniren können, verlernt man's förmlich. — — Dein angegriffenes körperliches Aussehen gegen Deine früher satte, kernfeste Gestalt hätte mich betrübt, wenn ich nicht dem Krähnchentrinken und noch mehr dem späteren Heirathen eine vollkommen genügende Heilkraft zutraute. Aber im Gegensatz

zu dem gealterten Aeußeren bist Du innerlich im Vergleich zu 46 gewiß und wahrhaftig jünger geworden, und das ist das Freundlichste und Bleibendste von dem ganzen Eindruck deines Hierseins." Er habe sich ganz zurückversetzt gefühlt in ihre gemeinsame Jugendzeit durch den „eigenthümlichen, herzgewinnenden Blick, welcher Deinem Vater wie Deiner Mutter, wenn sie Einen freundlich ansahen, gleich sehr eigen war. Noch auffallender war mir's aber, als Du mir am zweiten Tage Morgens von Deinem Epos erzähltest. Da war's um ein Haar wieder so, wenn Du auf dem Wall von einem neuen Entwurf für ein Trauerspiel sprachst". Doch sei er sich auch eines Gegensatzes bewußt geworden, da ihre politischen Standpuncte nicht mehr die gleichen seien. „Ich fühlte ganz klar, daß der Riß, der durch die Welt geht, auch zwischen uns beiden hindurchgeht". Und einige Wochen später: „Am Nachmittage des Königsfeuerwerkes sah ich Dich vorbeifahren und nach den Fenstern des Zimmers, wo wir neulich beisammen waren, hinaufblicken. Du konntest mich aber nicht bemerken, weil ich unten war." Es war das letzte Mal, daß er den Freund sah.

Im November desselben Jahres, als Röse wieder einmal in großer Noth und überdies krank war, bot Geibel ihm eine Hauslehrerstelle „in einem vornehmen gräflichen Hause" an; vier Knaben sollte er unterrichten. Röse antwortete ihm „nach der ersten ruhigen Nacht". Die Antwort ist characteristisch. Er verkennt nicht in seiner Lage die Vortheile der angebotenen Stellung. Freilich müsse er sich zunächst ganz den Kindern widmen und werde sich für kürzere oder längere Zeit gewöhnen müssen, der Philosophie „dem schönen Fluche seines Lebens", zu entsagen. Indeß werde er neben dem Unterricht Zeit behalten, über seine „Individualitätsphilosophie" nachzudenken und sich flüchtige Aufzeichnungen zu machen; später aber, wenn die Knaben auf's Gymnasium kämen, Muße haben, die Resultate jenes einsamen, aber sorglosen Nachdenkens fein ordentlich als ein Buch zusammenzufassen. Sein religiöser Standpunct sei kein Hinderniß; Geibel wisse, daß er ein „durchaus posi-

tiver Christ" sei. Er besitze „eine für Kinder sehr anschanliche und interessante Lehrmethode"; er habe sich „in der Schule des Unglücks eine unausschöpfbare Geduld erworben"; er solle auch einen „warmen Vortrag" haben, „wie ich, wie Ihr wißt, überhaupt besser sprech', als schreib'"; aber ihm fehle „jenes unsagbare Etwas, die natürliche Autorität" und, wenn der Vater ihm nicht „in richtiger Weise den Rücken decke", so sei er verloren. Dazu, nach jahrelanger Entbehrung jedes geselligen Umgangs, seine gänzliche Unkenntniß der gesellschaftlichen Formen; auch seine Kränklichkeit sei unvereinbar mit der Stellung in einem so vornehmen Hause „namentlich für einen Untergebenen — verzeih' den Ausdruck — aber das ist und bleibt nach meinen bisherigen mannigfachen Erfahrungen auch für die nobelsten Menschen der arme Hauslehrer". Schließlich stellt er für seine Lebensweise Bedingungen, die er selbst als unerfüllbar anerkennen muß. Wie Storm mir schreibt, hatte Geibel ihm später, da er ihn in Lübeck aufsuchte, erzählt, es sei ihm durch Röse's Selbstgefühl, auch durch sein allmälich äußerlich vernachlässigtes Wesen unmöglich geworden, ihm eine Hauslehrerstelle zu verschaffen. „Und doch", setzte er warmherzig hinzu, „es ist doch immer noch der alte Wanst". „Und damit", sagt Storm, „war auch meine ganze Meinung ausgesprochen."

Geibel hatte vor dem Scheitern jenes Planes Röse's Vater zu neuen Geldsendungen vermocht. Aber schon im Frühling 1853 war die Noth wieder auf's Höchste gestiegen. Vor ihm, schreibt er im März an Geibel, liege ein Stoß gerichtlicher Citationen, mit Mühe habe er eine Galgenfrist von 14 Tagen erreicht. „Auch die größte Spannkraft muß unter solchen Umständen erlahmen, und doch, glaube mir, wenn das Glück mir nur ein ganz klein wenig lächeln wollte, ich könnte noch wieder recht jung und frisch sein. So voll unverwüstlich scheinender Hoffnung und doch so verzweifelt?! Das ist eben Dein Wanst."

Bald darnach scheint die Weigerung des Vaters, ihn ferner

zu unterstützen, den Armen zu einem Selbstmordversuch getrieben zu haben. Eine schwere Krankheit war die Folge. Doch er genas, trotz der geringen Pflege, zu eigener Verwunderung.

In dieser „Periode seiner schwersten Drangsale" war er, wie er im Mai an Geibel schreibt, „nach zwölfjähriger gänzlicher Entfremdung" wieder mit Storm in Verbindung getreten. Er ist entzückt von seinen kürzlich erschienenen neuen Gedichten. „Es sind einfache, aber mit tiefem klarem Gefühl dem Leben entnommene Situationen, die er in einer ungesuchten, von innerer Rythmik höchst wohllautenden Sprache vorträgt." Er (Röse) habe ihm unter Anderem auch seinen Roman mitgetheilt. Storm's Urtheil stimme ganz mit dem Geibel's überein. „Unsere Hauptunterhaltung", schreibt er in einem späteren Briefe, „dreht sich um Jugenderinnerungen, in welche sich dieses milde, liebe, kindliche Gemüth so gern vertieft".

In Kruft, wohin Röse zu Anfang Juni's übergesiedelt war, eröffnete sich ihm, nach Zeiten abermaliger bitterer Noth und Krankheit, im Laufe des Winters unerwartet eine freundliche Aussicht. Ein Herr von W., der in der Nähe einen Bauernhof besaß, machte ihm das Anerbieten, seinen jüngsten Sohn nebst einigen anderen Knaben gegen Gewährung völlig freier Station und eines mäßigen Jahrgehalts zu unterrichten. Röse ging mit Freuden darauf ein und zog nun in das nahe Ochtendung in das Haus eines Arztes, Dr. Ritter. Von hier schrieb er im April 1854 an Geibel einen glücklichen Brief. Der Unterricht der Knaben lasse ihm bis 10 Uhr Morgens freie Zeit; so habe er tüchtig an seiner „Psychologie" arbeiten können und hoffe, daß die „letzten schwierigsten, aber dankbarsten Capitel" jetzt, wo er frei von Nahrungssorgen sei, zwar langsamer, aber besser gerathen würden.

Doch dieser verhältnißmäßig glückliche Zustand sollte nicht lange dauern. Schon am 20. April ließ ihn sein mehrjähriger Wirth in Coblenz, dem er noch die Hälfte seines Guthabens schuldete, verhaften und nach Coblenz in das Civil-Arresthaus abführen. Wahrhaft trostlose Briefe richtete er aus diesem Ge-

fängniß an die Freunde. „Könnt' ich nur wenigstens Feder und Dinte bekommen, die letzten Capitel zu vollenden, dann wäre ich auch hier, dem lieben Gott vertrauend, zufrieden; es muß doch endlich wieder besser mit mir kommen". Er wolle versuchen, seine „Psychologie" mit Bleistift zu Ende zu schreiben. Erst nach sechsmonatlicher Haft löste ihn sein Vater aus, und Röse kehrte nach Ochtendung in das Haus des Dr. Ritter zurück.

Noch während seines Aufenthalts im Gefängniß war ihm durch Widenmann Hoffnung auf eine Hauslehrerstelle bei einem Herrn von L. in Augsburg gemacht. Auch Geibel war für ihn thätig gewesen. Er hatte im Herbst in Lindau mit dem Fürsten Carolath, der schon einmal auf seine Verwendung geholfen hatte, von Röse gesprochen und ihn nicht abgeneigt gefunden, diesem, sobald er frei wäre, das Ordnen seiner Bibliothek zu übertragen; für ein Paar Stunden täglicher leichter Arbeit solle er dann völlig freie Station und ein kleines Salair haben; er werde auf diese Weise wenigstens für eine Zeit lang untergebracht sein und finde Muße, sein Werk auszuarbeiten. „Das Ganze blieb übrigens", schrieb Geibel am 13. November von München aus an Mantels, „ein Gespräch und wurde keine Verabredung" — — „Da nun aber periculum in mora ist, die Sache mit Herrn von L. allem Anschein nach im weitesten Felde liegt, und Ihr in Lübeck auch keine Zuflucht für ihn wißt, so scheint mir der Versuch, Röse einstweilen bei meinem alten Gönner unterzubringen, dennoch durch die Noth geboten zu sein. Ich meine darum, daß Röse, als auf eine Mittheilung von mir über das vorerwähnte Gespräch Bezug nehmend, sogleich selbst an den Fürsten schreiben und mir den offenen Brief senden soll; ich will darauf meinen Senf dazuthun und dem Fürsten die ganze Angelegenheit abermals anheimstellen. Lehnt dieser alsdann ab, so bin ich freilich am Ende. Ich hoffe aber, er wird seinen Ausspruch vom Herbst wiederholen, und Röse wäre so, wenigstens für die allernächste Zukunft, geborgen. Ja, wenn er seine Lage begreift, sich be-

scheiden und zuverlässig bewährt und den Leuten persönlich gefällt — was gar nicht so schwer für ihn sein dürfte — so ist gar nicht zu sagen, was möglicher Weise aus diesem Verhältniß für Röse noch erwachsen könnte. Zum mindesten würde man in diesem Falle Alles thun, ihm nach Beendigung seiner Aufgabe dauernd fortzuhelfen."

Röse verhielt sich auch diesem, durch Mantels unterstützten Vorschlage gegenüber fast ablehnend, indem er den Mangel eines bestimmten Wirkungskreises hervorhob, die Furcht, daß man seine jüngsten Begebnisse kenne, seinen Mangel an savoir faire, doch erklärte er sich schließlich, falls es mit der Stelle in Augsburg nichts wäre, bereit, „es als letzten Versuch zu wagen, um nicht im Schlamm zu versinken". Aber zu gleicher Zeit schrieb er an Widenmann: „Das ist von Geibel gewiß so gut, wie möglich gemeint; aber, liebster Freund, warum kann ich nicht, vom Katheder Individualitätsphilosophie lehrend, mir meine Lebensbahn brechen? Si qua fata aspera rumpas." Doch sandte er wirklich den gewünschten Brief an Geibel ein, „fürchtend, daß er erfolglos bleibe und eben so, daß er angenommen werde". Ueber den weiteren Verlauf der Sache kann ich nichts sagen — genug auch dieser Versuch, ihm zu helfen, scheiterte.

Im April 1855 starb Röse's Vater in Lübeck. Röse hatte gehofft, daß nach Tilgung seiner Schulden von seinem Erbtheil wenigstens soviel übrig bleiben werde, daß er den „alten, einzig wahren Plan seines Lebens wieder aufnehmen und an einer Universität auftreten könne." Er glaubte sogar durch „Anweisungen auf sein Erbtheil" Geibel für alle ihm bisher geleisteten „Vorschüsse" völlig sicher zu stellen. Aber das Vermögen reichte eben nur hin, seine hauptsächlichsten Gläubiger zu befriedigen, und nur eine verschwindend kleine Summe blieb für ihn übrig. Auch verschiedene, von anderen Seiten her angeregte Hoffnungen zur Erlangung einer festeren Lebensstellung erwiesen sich als eitel.

Inmitten aller dieser Enttäuschungen hatte Röse unbeirrt

an seiner „Psychologie" fortgeschrieben und im August 1855 den ersten Band, als „Einleitung in die Individualitäts-philosophie" vollendet. Als der Druck des Buches, dessen Verlag G. Wigand in Göttingen übernommen hatte, sich seinem Ende näherte, fühlte er sich so erschöpft, daß er im April 1856 an Geibel schrieb, er werde sein Buch nicht lange überleben. „Nur noch das Eine! Sollten sich meine trüben Ahnungen erfüllen, und sollte es mir dann ergehen, wie dem armen Heine, daß man auch alle guten und großen Seiten meines Lebens vergäße und nur von den Schwächen redete, dann erhebe Deine in gewissen Kreisen ja so gewichtige, überall aber gern gehörte Stimme und rette von meinem Andenken, was zu retten ist." In der That wurde er ernstlich krank, doch erholte er sich wieder.

Die Erwartungen, welche er an das Erscheinen seines Buches geknüpft hatte, erfüllten sich nicht. Nur wenige anerkennende Briefe erfreuten ihn. Vor Allem lieb war ihm Geibel's Urtheil. „Ganz besonders wichtig," antwortete er ihm, „war mir aber, daß Du sagst, der Gesammtstandpunkt habe einen so wohlthuenden Eindruck auf Dich gemacht. Das war gerade das Wort, worauf ich gelauscht habe, was mir allein anzeigen kann, daß Jemand wirklich angefangen habe, mein Buch zu verstehen." Das Gefühl gänzlicher Vereinsamung überkam ihn jetzt mit doppelter Gewalt. Er habe das dringende Bedürfniß, sich über sein Buch auszusprechen und Niemanden, mit dem er es thun könne. Sein „namenlos aufopfernder" Freund Dr. Ritter habe nur für ihn als Menschen Theilnahme und Verständniß. Er sehne sich nach den alten bekannten Gesichtern, „aber ich werde keinen von Euch wiedersehen und bin verurtheilt, einsam in der schmerzlichsten Fremde zu sterben." Er fragt nach den neuesten Erscheinungen in der Litteratur; seit sechs Jahren sei er jedem litterarischen Verkehr fremd geblieben. „Sieh!" schließt er, „auch hier Einsamkeit! Wie gern wäre ich hier los, denn mein Herz ist trotz alledem recht jung!" Und in einem späteren Briefe schreibt er: „Ich

kann einmal das Hoffen nicht lassen. Nur etwas Ruhe, Gesundheit und Sorgenlosigkeit, und es könnte doch noch Alles gut werden." Er schrieb jetzt an einer Abhandlung über „Die anomalen Bewußtseins-Zustände der Einzelnen und der Nationen."

Während Röse's äußere Lage gleich düster blieb, bald mehr, bald weniger sorgenschwer, wurde er innerlich ruhiger. „Trotz der totalen Aussichtslosigkeit," schrieb er am 2. Januar 1857 an Geibel, „welche Du ja kennst (Krankheit, vollkommener Mangel und vor Allem die traurige Gewißheit für ein schwaches Menschenkind, daß meine Lehre vor meinem Tode sicher keinen Erfolg haben wird, als sie nach meinem Tode einen haben wird), trotz alledem gewährt mir diese peinlichste aller Lagen, in welche ein strebsamer Mensch immer gerathen kann, doch einen hohen Genuß, Gewinn und Trost durch die Fülle innerer religiöser Erfahrungen, welche ich jetzt zum ersten Male in meinem Leben mache. Ich weiß es täglich mehr, was es heißt: Dein Reich komme!"

Im Frühling wurde sein Leben unerwartet wieder durch einen Hoffnungsschimmer erhellt. In Zürich war ein „Lehrstuhl für Philosophie" zu freier Bewerbung ausgeschrieben, er hatte sein Buch eingesandt, und seine Schweizer Freunde machten ihm Aussicht, daß die Wahl auf ihn fallen werde. Der Sommer verging in erwartungsvoller Spannung. Man rieth ihm, sich persönlich in Zürich vorzustellen. So machte er sich im September auf den Weg, erkrankte aber schon in Mainz so heftig mit starkem Bluthusten, daß er dort liegen blieb und erst nach drei Wochen siecher, als er gegangen war, und nur um eine getäuschte Hoffnung reicher nach Ochtendung zurückkehren konnte. Hier fand er zu seinem Trost einen nach vorübergehender Verstimmung „in alter Freundlichkeit gehaltenen" Brief von Geibel vor. „Wenn im Frühjahr der Schnee schmilzt," antwortet er ihm gleich am anderen Tage, „schmelze ich mit. „Blumen entsprossen dem Grab im Mai." Ich freue mich auf ein Leben, das schöner wird und sein muß, als dieses,

welches mir wenig positive und dauernde Freuden geboten hat." Er habe auch an Niebuhr geschrieben und ihn um gründliche Hülfe gebeten. „Ich erhielt von ihm eine in alter Freundlichkeit gehaltene Antwort, welche in Verbindung mit meinem Rückschreiben zu einer vollkommen gütlichen Auseinandersetzung der zwischen uns herrschenden Differenz führte." Dann sei nach langem Schweigen ein Billet gefolgt, mit der Anzeige „er sei wieder schwer krank gewesen, fast erblindet; er werde thun, was er könne". Wegen der Krankheit des Königs habe er (Röse) ihm nicht wieder geschrieben. Niebuhr sei „ein Mensch in der schönsten Bedeutung geblieben", allein er werde keine Hülfe für ihn wissen. Sein einziger Trost sei das mehr als halb vollendete Buch, welches „frisch und lebendig aus Einem Gusse hervorgegangen sei". Aber für die historischen Belege der in der ersten Hälfte aufgestellten Theorien bedürfe er mehr Bücher, als er sich habe verschaffen können.

Geibel erfüllte seinen stillen Wunsch und sandte ihm das erforderliche Geld. Trotz Hustens und Seitenstechens, antwortet ihm Röse im November, liege es ihm heute, „wie ein schöner stiller Herbstsonnenglanz auf der Seele". Er gehe jetzt mit ganzer Kraft wieder an die Arbeit, „welche, gerade weil ich weiß, daß es die letzte und entscheidende ist, mich in wunderbarer Weise selbst erwärmt und fortreißt. Wenn mich jetzt nicht Nahrungssorgen, oder ungewöhnlich peinliche Schmerzen drücken, kann ich ganz friedlich froh sein, denn ich bin durch die langjährige Einsamkeit an eine innerliche und äußerliche Isolirung von dieser Welt gewöhnt und lebe wirklich schon halb jenseits."

Aber mit der zunehmenden Krankheit, die ihn wiederholt Wochen lang an's Bett fesselte, wuchsen seine Anforderungen an Kost und Pflege, und wie reichlich auch die Freunde nach ihren Verhältnissen beisteuerten, waren sie doch nicht im Stande, jederzeit wirkliche Entbehrungen, geschweige denn Sorgen von ihm fern zu halten. In dieser Nothlage machte Storm in einem Briefe vom 4. Februar 1858 an Geibel den Vorschlag,

in ihrer Beider Namen ein Circular an die alten Schulfreunde zu richten, das von Einem zum Anderen zu schicken wäre. „Seine nicht zu entschuldigende Art, die Taschen seiner Freunde als die seinigen anzusehen, mag allerdings die Leute abgeschreckt haben; überdies mögen außer uns Beiden wenige herausgefunden haben, daß diese Seite seines Charakters nur etwas Secundäres ist. Es liegt doch auch eine Größe darin, wie er, unbekümmert darum, daß die Welt ihm immer auf's Neue den Rücken wendet, seine Systeme unter Noth und Hunger niederschreibt, und wie er jetzt in dem unerschütterlichen Glauben an die Größe und Heiligkeit seiner Erdenarbeit seinem einsamen Tode entgegengeht. Mein Herz will den jammervollen Untergang dieses innerlichst reichen und geliebten Menschen nicht fassen; mir ist, als thue mir meine eigene Jugend leid."

Trotz aller äußeren Noth und Sorge, trotz Blutspeiens und Herzklopfens und einer oft „todesähnlichen Mattigkeit" fuhr Röse fort, zu schaffen. Er arbeite, schreibt er in demselben Februar 1858, an einer Abhandlung „als nothwendige Ergänzung seines Buches, über den allgemeinen Ursprung des Bösen und des Uebels, sowie der vis inertiae in der Natur und im Menschen (die Lehre vom Teufel, als nothwendige Ergänzung der Lehre von Gott)". Und, fährt er fort, „zum Beweise, daß neben oder vielmehr in dem Röse auch noch der Wanst lebt", möge es dienen, daß er den nicht unbedeutenden Maskenzug der hiesigen „Jungen" arrangirt, die Costüme gezeichnet und die Verse gedichtet habe. Und in einem späteren Briefe heißt es: „doch darum hab' ich noch immer das lebensfrische humoristische Herz des weiland Dr. Antonius Wanst, davon weiß die ganze Gegend zu erzählen, und würde Dich dasselbe, wenn wir zusammen sein könnten, gewiß auch heute noch, wie sonst, erfreuen."

Oft verweilte er jetzt bei seinen Jugenderinnerungen in Lübeck, er wünschte sich, noch einmal „unter den Blüthenbäumen auf dem Wall zu ruhen". So beschäftigte er sich in Gedanken auch viel mit Niebuhr, „über welchen das dortige Blättchen

auch die traurigen Krankheitsbülletins bringe“. Einmal habe er geträumt, neben Niebuhr im Himmel zu stehen, während er ihn zugleich in Bethanien im Bette liegen sah. „Nach mancherlei seltsamen Eröffnungen über die Freuden, aber auch über die großen Ansprüche des jenseitigen Lebens, welche er mir ganz in der eigenthümlichen Weise machte, wenn er nicht sarcastisch und spaßhaft, sondern so recht ernst und herzlich war, sagte er betrübt: „ich werde noch lange dieses höheren Lebens entbehren müssen, Du aber wirst bald sterben.““ Und in der That ging ihm Röse ja im Tode voran.

Im Juni 1858 empfing Röse, wie er an Geibel schrieb, den Brief eines Unbekannten, der seine Philosophie studirt habe und sich dafür interessire; er finde aber die Form zu steif und trocken und fordere ihn auf, in etwa zehn Bogen „eine allgemein verständliche, vor Allem anregend geschriebene Paraphrase seiner philosophischen Grundideen, wie der practischen Consequenzen derselben zu verfassen“, die er auf seine Kosten drucken lassen werde. „Mir kam's fast vor, wie Mozart's Requiem.“ Es sei, wie er von Widenmann erfahren, ein geistig bedeutender und belesener Mensch, ehemaliger Fabrikant. Er habe sich zur Abfassung entschlossen. Und einige Wochen später berichtet er, mit seinen „Gesprächen“ gehe es, wenn er nicht körperlich geradezu unfähig sei, herrlich vorwärts. „Das kommt daher, das zuerst von allen meinen philosophischen Arbeiten bei dieser Schrift ein „Noch-Jemand“ neben meinem Pulte steht, der mich in früheren besten poetischen Jahren mitunter besucht hat, und mit welchem Du sehr gut befreundet sein mußt.“ In seinem Nachlaß fand sich, wie Schärer erzählt, die Reinschrift dieses „Requiems“ unter dem Titel: „Gespräche eines Philosophen mit einem Menschen“. Schärer nennt sie: „eine formvollendete Darstellung des Wesens der Gefühle und deren Wechselwirkung mit den übrigen Factoren des Bewußtseins beim Einzelmenschen und bei den Nationen“.

Zu den Freuden, die Röse's letzte Lebenstage erheiterten, gehörten mehrere anerkennende Besprechungen seiner Schriften,

namentlich eine ausführliche von Robert Prutz im „Deutschen Museum", die ihm, wie er hoffte, andere Zeitschriften für seine Arbeiten öffnen werde. „Froh, wie lange nicht, sehe ich deshalb dem Sommer entgegnen." Sonst empfand er die Noth des langen Winters besonders schwer. Wiederholt klagt er über die „gräuliche Kälte", während der Bluthusten häufiger wiederkehre, und besonders die „furchtbar beängstigende Athemlosigkeit". Geibel half, so viel er konnte. „Du unerschütterlich Getreuer und Aufopfernder!" schreibt Röse, und ein anderes Mal: „ich bin gerettet durch Deine Hülfe". Neben dem „Requiem" beschäftigte ihn jetzt eine Fortsetzung des „Clotar". Unter alten Papieren sei ihm ein solcher Versuch aus dem Jahre 1847 in die Hände gefallen. „Lange konnte ich mir gar nicht vorstellen, wohin Du damit hinausgewollt hast, was der historische weitere Verlauf werden sollte, und doch interessirte mich dieses ganz andersartige Fragment auch der Form nach, weil ich meinte, Du hättest für dieselbe ganz besonders Talent." Er wolle in guten Tagen die Fortsetzung „wenigstens bis zum Ende des ersten großen Abentheuers" zu bringen suchen und dann ihm schicken. „Mein fortdauerndes Interesse für Poesie beweisen eine Menge politischer Gedichte; sie sind nicht gedruckt, Dir zeige ich sie auch nicht, obgleich sie aus voller, klarer, reiner Seele stammen. Sie sind zu stark. In meinem Nachlaß werdet Ihr sie finden, dann könnt Ihr thun, was Ihr für gut findet. Ist Dir mein kleiner „Eulenspiegel-Perrückenmacher" nie in die Hände gekommen? Es ist der rechte alte Hans Anton Wanst (Du wirst tolerant über ihn lachen), aber der zweite unterdrückte Theil, der „Eulenspiegel-Barrikadenmacher", auf welchen es dabei abgesehen war, hatte wirklichen inneren Werth. Er wäre jetzt in Preußen nicht in der Papiermühle eingestampft worden. Hätte überhaupt mein Naturell die harte, krankhaft verkrüppelte Schaale sprengen können, so wäre das meine Lebensaufgabe gewesen: in leichter poetischer Einkleidung mit lachendem Munde ernst und groß die Wahrheit sagen."

So trat er in sein letztes Lebensjahr ein. Während rings soldatisches Treiben ihn umgebe, schreibt er im Mai 1859 an Geibel, sei auch er auf dem Kriegsfuß und mache politische Gedichte, und diese Gedichte werde er seiner Zeit erhalten. „Jetzt, wo ich mich auf meinen eigentlichen positiven Standpunkt, den des reinen klaren thatkräftigen Patriotismus, stellen kann, da begegnen wir uns wieder.“

Zu Anfang des Juni wechselte Röse noch einmal seinen Wohnsitz, indem er wieder nach Kruft in das Haus seines alten Wirthes Oligschläger zog. Eine große Freude bereitete ihm hier noch ein theilnehmender und anerkennender Brief von Rosenkranz in Königsberg, der die Hoffnung ausdrückte, ihm zu litterarischer Thätigkeit zu verhelfen, und ihm zunächst für die „Gesellschaft der Freunde Kant's“ eine Arbeit über das Verhältniß seiner (Röse's) Theorie der Erkenntniß zu jener Kant's auftrug. Auch Geibel's Lob seiner Fortsetzung des „Clotar“ that ihm innerlich wohl. Aber bald machte ihn die Krankheit zu weiterem Schaffen unfähig. Er fühle sich sehr unwohl, schreibt er am 26. Juni: „Es ist unzweifelhaft der Anfang vom Ende; laß' uns kommen in dein Reich! ich sehe getrost der Zukunft entgegen“. — „Gott sei gelobt“, schließt er, „wäre ich nicht so unglücklich, so hätte ich nie erfahren, wie lieb Du mich hast, und diese Erfahrung ist auch ein Schatz. Doch, ich muß schließen. Zürne mir nicht, ich konnte nicht anders. Mir zittert die Hand von der geringen Anstrengung. Herzlich grüßt Dein dankbarer F. R.“.

Es ist dies der letzte eigenhändig geschriebene Brief, den Geibel von seinem sterbenden Freunde empfing. Nach dieser Zeit kamen nur noch wenige kurze Briefe, vom Krankenbett aus dictirt und mit zitternder Hand unterschrieben, Zeugen seiner wachsenden Hülflosigkeit. Ende September's schrieb Oligschläger an Geibel, daß es mit Dr. Röse zu Ende gehe. Er habe ihm den Auftrag ertheilt, wenn er aufgehört hätte zu leben, so solle er an Geibel schreiben, dann würde Alles in Ordnung gebracht.

Geibel antwortete ihm am 3. Oktober von Carolath aus:

„Einliegend schicke ich Ihnen zur Verpflegung des Herrn Dr. Röse einstweilen — — — und empfehle Ihnen meinen kranken Freund auf das Angelegentlichste. Auch über das bisherige Guthaben desselben, sowie über allenfallsige weitere Verpflegungskosten wünsche ich mich mit Ihnen zu verständigen. Ich ersuche Sie daher, mir umgehend mit der Bescheinignng über das empfangene Geld auch eine Notiz über Ihre Forderungen an Dr. Röse zugehen zu lassen“.

Der letzte der von Röse dictirten Briefe ist vom 6. November datirt und bestimmt, sein Andenken zu retten, wenn man von ihm sagen werde, daß er zum Katholicismus übergetreten sei. In einer angstvollen Nacht, in der er jeden Augenblick seinen Tod erwartete, habe ihn plötzlich eine unendliche Sehnsucht überkomuen, das heilige Abendmahl in würdiger Weise zu genießen. Er habe daher gerufen: „ruf mir den Pastor!“ und sei in die Kissen zurückgefallen. „Als ich aus meiner Betäubung erwachte, stand ein katholischer Geistlicher mit dem Allerheiligsten, dem Ciborium, mit dem heiligen Oel vor meinem Bette. Ich befand mich in nicht geringer Verlegenheit. Sollte ich den sehr würdigen Mann umsonst herausgepocht haben, während ich in der Zeit, bis der protestantische Pfarrer aufgestanden und herübergefahren, längst gestorben sein konnte. Ich erklärte daher dem Geistlichen einfach meine Absicht, und er schwieg eben so tactvoll von einer Anfrage, ob ich katholisch werden wolle, oder nicht. Er nahm mir keine Ohrenbeichte ab, sondern sprach nur die Einsegnungsworte lateinisch, gab mir die heilige Hostie mit einer Kniebeugung, sprach dann wiederum lateinisch den bekannten alten schönen Kirchensegen, und die Ceremonie war geendigt. — Bin ich nun ein Katholik, oder Protestant? ich frage Dich, Hand auf's Herz, bei unserer alten Freundschaft, ganz aufrichtig: wie steht's mit mir? was soll ich thun?“ — — — Auch dieser Brief ist mit zitternder Hand unterschrieben.

Am 27. November meldet Oligschläger an Geibel, daß Röse heute gestorben sei. „Er starb sehr ruhig und gott=

ergeben, ganz verständig bis zum letzten Augenblick, genau bekannt war ihm seine letzte Stunde; er nahm mich bei der Hand, sagte, ich solle Sie gleich benachrichtigen, Sie zum letzten Male in treuer Liebe grüßen, Sie würden für mich sorgen und sein Andenken über dem Grabe ehren. Dann verschied er".

Herr von W., Beigeordneter der Bürgermeisterei Andernach, fragt am 10. December bei Geibel an, ob er nicht, wie üblich, einige Messen für Dr. Röse wolle lesen lassen. „Ihr Freund ist zwei Monate vor seinem Ableben zum katholischen Glauben übergegangen und ist daher auch nach katholischem Ritus beerdigt worden".

Mit Storm hatte die Verbindung in letzter Zeit ganz aufgehört. Er schreibt mir: „Röse ist gestorben seit lange, ich weiß es, ohne zu wissen, woher; eine Anzeige von einem ihm irgend Nahestehenden habe ich nicht erhalten; einsam und verlassen wird ihn der Tod gefunden haben. — Von den Vorausgeschiedenen ist Röse, der einen wichtigen Zeitabschnitt meiner Jugend begleitete, mir einer von den wenigen Unvergeßlichen".

Seinem Schwager, Dr. Reuter in Lübeck, schrieb Geibel: „Röse ist gestorben. Wohl ihm! Er lag im tiefsten Elend, schwer krank an der Wassersucht, auch nur das Mindeste zu erwerben unfähig. Die letzten Monate hab' ich ihm ganz allein durchhelfen müssen. Jetzt wird ihm besser sein. Ich kann nicht ohne Wehmuth daran denken; wir haben einst viel, fast alles mit einander getheilt. Auch Konrad war lange Zeit sein getreuer Camerad". Auch an Schärer meldet er Röse's Tod. „Armer Röse!", fügt er hinzu, „denn bei alledem war er ein bedeutender Mensch und eine im innersten Kerne edle Natur. Und für seine Fehler und Mängel hat er schon diesseits schwer büßen müssen".

Die dringendsten Schulden Röse's wurden von Geibel bezahlt. Geibel vermittelte auch, daß der litterarische Nachlaß des Verstorbenen an Schärer ausgeliefert wurde. Briefe Geibel's an Röse befanden sich nicht darunter. Sie scheinen von Oligschläger zurückbehalten zu sein. Denn, als dieser



nach 8 Jahren, unter Berufung auf Geibel's Schreiben vom 3. October 1859, unvermuthet mit neuen Forderungen an ihn herantrat, drohte er, im Falle der Nicht-Erfüllung, die noch in seinem Besitz befindlichen Briefe Geibel's zu veröffentlichen. Geibel erwiederte darauf, daß er auf Bitten vielleicht noch etwas gethan haben würde, auf Drohungen aber es nicht thun werde „und zum anderen, daß es mir sehr gleichgültig ist, ob Sie im Besitz meiner Briefe an Dr. Röse sind, indem ich meinem Freunde niemals ein Wort geschrieben habe, das die Oeffentlichkeit zu scheuen hätte. Es kann vielmehr aus unserer Correspondenz nur hervorgehen, daß ich ihn Jahre lang in seiner bedrängten Lage unterstützt habe, was mir doch wahrlich Niemand zum Vorwurf machen wird".



Ich kehre zu einem früheren Zeitabschnitt in Geibel's Leben zurück.

Es war im Herbst 1845, als Frau Dr. Trummer mit ihren vier Kindern, drei Mädchen und einem Knaben, in die Fischstraße, in das Eckhaus neben dem Geibel'schen Hause, einzog. Einst, als Caroline Kupfer, eine gefeierte Schauspielerin, lebte sie, jung verwittwet, jetzt ganz der Sorge für ihre Kinder. Geibel hatte sie als 12= oder 13jähriger Knabe noch als „Jungfrau von Orleans“ und „Elise von Walburg“ auf der Bühne gesehen, und ich erinnere mich sehr deutlich der Begeisterung, mit welcher er in unserer Schulzeit von den dadurch empfangenen Eindrücken sprach. Die neubezogene Wohnung war ein altes Giebelhaus, wie das Geibel'sche, das Portal der Hausthür gleichfalls durch Steinmetzarbeiten reich verziert, nur der kleinere Theil des Inneren bewohnbar, der größere zu Speichern verwandt; ein großer gepflasterter Saal diente den Kindern für ihre Spiele. In Folge der nahen Nachbarschaft bildete sich sehr bald ein gemüthlicher Verkehr mit Geibel's Vater aus. Frau Trummer besuchte sehr häufig Abends den Vereinsamten, erheiterte ihn durch ihre Unterhaltung, las ihm vor. Geibel war in diesen Jahren viel abwesend und wohnte, auch wenn er in Lübeck weilte, nicht mehr im Vaterhause. So traf er nur bisweilen mit Frau Trummer bei Bekannten, an Leseabenden zusammen, brachte ihr aber von Anfang an ein großes Interesse entgegen. Erst im Sommer 1847, nachdem er den Winter über in Berlin verlebt und darnach mit Franz Kugler eine Fußwanderung durch Süddeutschland

gemacht hatte, kam er in ihr Haus, in dem er sich gleich sehr heimisch fühlte. Sehr bald verzeichnet das Tagebuch der Frau Trummer „schöne und anregende Abende,“ an denen Geibel — allein, oder mit seinem Bruder Konrad — sie besuchte, ihnen vorlas, von Griechenland erzählte. „Er will den Winter über hier bleiben und freut sich über den gemüthlichen frohen Kreis meiner Kinder und wird „gern und oft“ zu uns kommen.“ Er liebte es in der Dämmerstunde, oder wie es dort hieß „Schummerstunde“, einzutreten, wo die Familie um das Kohlenfeuer des großen Kachelofens sich zu traulichstem Geplauder zu versammeln pflegte.

Amanda, die zweite Tochter, hatte eben ihr dreizehntes Lebensjahr vollendet. Sie hieß bis zu ihrer Verheirathung „Amanda“; erst Geibel nannte sie „Ada“, indem er „ihr Mann sein, ihn aber aus ihrem Namen herausnehmen wolle“. Auch in den ersten Jahren nach ihrer Verheirathung unterschrieb sie selbst sich in den Briefen an die Schwestern noch „Amanda“, und erst in den letzten anderthalb Jahren nahm sie den Namen „Ada“ an.

Lieblich war sie als Kind, schwarzäugig, schimmernde Bläſſe,
Wie sie die Perle Dir zeigt, lag ihr um Wangen und Stirn,
Daß fremdartig sie fast im Kreise der blonden Geschwister,
Wie ein südlich Gewächs unter den heimischen stand.[1])

In ihrem Aeußeren kam ein Tropfen urgroßväterlichen spanischen Blutes zur Erscheinung.[2]) Sie war mittelgroß, hatte sehr dunkle Haare und Augen, aber die letzteren hatten nicht das lebhafte Feuer, das gewöhnlich schwarzen Augen eignet, sondern einen sammetweichen Schimmer. Die Lippen waren schmal, die Unterlippe trat ein wenig zurück. „Ihr Kuß,“ sagte später Geibel „hat etwas unendlich Geistiges.“ Geibel's

[1]) „Erste Begegnung“ Gesammelte Werke. Band 3 S. 230—31.

[2]) Der Großvater der Frau Trummer, Giannatasio del Rio, welcher in Wien lebte, war spanischer Abkunft. Die in dem „Spanischen Liederbuch“ unter dem Namen „Don Manuel del Rio“ veröffentlichten Gedichte sind Originalgedichte Geibel's.

Münchener Freundin, die alte Staatsräthin von Ledebur, meinte, Ada mache sie immer an Göthe's Ottilie denken. „Und dazu stimmt es eigenthümlich", schreibt mir Frau Claudius, „daß das Portrait von Minna Herzlieb, Ottilien's Urbild (das ich viel später zu sehen bekam) mich entschieden an Ada erinnerte." Ada's Bild ist nach ihrem Tode von dem Maler Correns in München gemalt. Jeder, der nach dieser Zeit Geibel's Zimmer betrat, hat es hier gesehen und wird, gleich mir, nie den Eindruck des, wie Wilhelm Jensen es richtig bezeichnet, „märchenhaft lieblichen Gesichts", der holden Gestalt im einfachen weißen Kleide, die Hände über der Brust gekreuzt, einen Kranz weißer Rosen auf dem glattgescheitelten Haar, vergessen haben.

Sie war immer ein schüchternes, Fremden gegenüber stilles und ernstes Kind; im Kreise der Geschwister aber konnte sie voll Scherz und Uebermuth sein. Eine recht intime Freundin hatte sie nicht, auch zu ihrer Puppe nie ein Verhältniß. Aber sie las, wo und wann sie nur konnte, oft in tiefer Dämmerung, was ihr die Warnung Geibel's: „Kind, verdirb dir deine schwarzen Augen nicht!" zuzog, eine Warnung, welche die Geschwister oft neckend wiederholten. Fouqué's „Zauberring" hatte sie, wie einst auch Geibel, in der Dachrinne gelesen.

Zwischen die Dächer geklemmt der schräg aufsteigenden Giebel
Hoch am vierten Gestock zog sich die Rinne dahin,
Drin bei strömendem Guß die gesammelten Wasser entrauschten,
Aber am heiteren Tag war sie ein traulicher Ort,
Luftig und sonnenerwärmt und umkreist vom Fluge der Tauben,
Mit weit offenem Blick über die untere Stadt,
Ueber die Gärten am Fluß und die lindenbeschatteten Wälle
Bis zu des Doppelthors mächtigen Thürmen hinaus.
Gern drum rastet' ich dort, zumal in der Stunde des Mittags
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Freilich zum Garten der Lust erst nachmals ward mir die Stätte,
Als mit entwendetem Buch täglich hinauf ich mich stahl,
Und mich in Grimm's Volksmärchen vertieft und heimlich in Fouqué's
Dichtungen schwelgt' und entzückt Schiller's Tragödien las.[1])

[1]) „Ein Buch Elegien". III. Gesammelte Werke. Band 5. S. 88—90.

Da das Geibel'sche Haus neben dem Trummer'schen lag, so dachten später Geibel und Ada gern, es sei das gleiche Plätzchen gewesen.

Amanda hatte keine sogenannten Talente. Noch als Frau erinnerte sie die ältere Schwester Elise einmal scherzend an die vergebene Zeit und Mühe, welche diese auf ihren Unterricht in der Musik verwendet, und meinte: „im Ernst gesprochen, ist es doch ganz vernünftig gewesen, daß ich es aufgegeben habe." Sie war aber eine tiefgründige Natur, mit klarem Urtheil. Schon früh dichtete sie. Im Juli 1847 schreibt die Mutter in ihr Tagebuch: „Emanuel war ganz des Lobes voll über ein kleines Gedicht meiner Amanda: „An die Natur."" Die Geschwister nannten sie deshalb gern ihre „Sappho"; auch ihres wohlgeordneten Gedächtnisses wegen: „Conversationslexikon". Wunderschön erzählte sie Geschichten. Abends im Bett unterhielt sie die Schwestern von den Abentheuern, die sie, natürlich unter anderer Gestalt und unter anderem Namen, erlebt haben sollten. Als nach dem Tode der Mutter (1850) die ältere Schwester, Elise, sich verheirathete, und die beiden jüngeren, Amanda und Pauline, bei ihr wohnten, waren diese besonders viel auf einander angewiesen. Ein winzig kleiner, weißgestrichener Schrank barg Amanda's Schatz, ihre Bücher. „Wie oft," schreibt Frau Claudius, „kauerte sie vor demselben auf dem Boden und las mir vor und ließ mich den Dichter errathen. Es machte ihr besondere Freude, wenn ich bei den Uebersetzungen aus dem Spanischen Geibel und Heyse gut auseinander zu kennen wußte."

Ob Geibel's „erste Begegnung" mit dem Kinde am Strande in Travemünde schon zwei Sommer vor seinem Eintritt in das Haus der Mutter stattgefunden hatte, oder ob sie willkührlich von dem Dichter so weit zurück verlegt ist, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls hatten jetzt die Verse der kleinen Amanda einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, so daß er sich erbot, ihr einige Stunden in der Metrik zu geben. „Ich besitze noch," schreibt mir Frau Claudius, „das kleine Exemplar von Platens Gedichten, das er dabei benutzte, und das seine energischen

Striche zeigt.“ An den Unterricht in der Metrik schlossen sich deutsche Litteraturstunden an, von denen die Mutter, welche nebst der älteren Tochter Elise daran Theil nahm, mit großer Freude spricht. Zehn Jahre später, als Ada schon lange im Grabe ruhte, schreibt Geibel an seine jüngste Schwägerin von München aus: „Wäre Lübeck nicht so weit, Travemünde könnte auch mich locken. Es sind nun gerade zehn Jahre, daß ich den wundervollsten Nachsommer dort zubrachte. Ich fühlte mich damals nach dem ersten Anfall meines Leidens wieder ganz gesund und schloß eben die „Juniuslieder“ ab. Das „Geheimniß der Sehnsucht“, „Schlaf und Erwachen“ und eine Reihe meiner besten Lieder entstanden; von fern dämmerte mir schon Ada's liebliche Gestalt, die ich kurz vorher in Lübeck kennen gelernt hatte. O, wie liegt das Alles nun weit, weit hinter mir!“ Im folgenden Winter richtete er im Nölting'schen Hause Leseabende ein, an denen sich auch Frau Trummer mitwirkend betheiligte. „Ich wollte,“ schreibt er in demselben Briefe an seine Schwägerin, „Du hättest den Coriolan auf unserem Leseabend gehört. Die Volumnia Deiner seligen Mutter werde ich nie vergessen; ihre letzte große Rede war das Höchste von tragischer Weise und Vollendung, was sich erreichen läßt. Ich las an jenem Abend den Coriolan und war so tief erschüttert, daß ich kaum weiter konnte.“

Wie tief das heranwachsende Kind schon damals Geibel's Herz bewegte, hat er in den „Tagebuchblättern“ ausgesprochen:

„Was heißt durch Wald und Aue
Mich wieder träumend gehn?“ u. s. w.

— — — — — — — — —

„Denn hier ist heiliger Ort, es bricht
Ein junges träumendes Leben
Mit scheu sehnsüchtigem Beben
Aus zarten Hüllen an's Licht.“ u. s. w.

— — — — — — — — —

„Noch webt der Kindheit Dämmrung ihr ums Haupt
Und läßt sie träumen kaum von künft'ger Blüthe“ u. s. w.

Ein kleines Ereigniß, bei welchem sein Interesse auch äußerlich zu Tage trat, erzählt mir Frau Claudius: „Als im

Nölting'schen Hause der Polterabend der Tochter gefeiert wurde (28. September 1848), für den Geibel das Festspiel „Salomo's Urtheil" gedichtet hatte, — er selbst spielte die Rolle des Salomo — war er empört, als er erfuhr, daß für einen Chor spanischer Zigeuner nur unsere älteste Schwester aufgefordert war, und setzte es durch, daß auch die kleine, gar nicht sangbegabte Amanda mitspielen mußte, „die ja dafür wie geschaffen sei."

Amanda's Ideal war Geibel schon früh. An die „erste Begegnung" am Strande erinnerte sie sich nicht mehr. Aber als einmal die Geschwister sich verkleidet hatten, und Amanda Knabenzeug trug, war zu ihrem Schreck Geibel gekommen, und den flüchtigen Kuß, den er auf ihren Scheitel drückte, fühlte sie „bis in die Fußspitzen".

Der Mutter entging die aufkeimende Liebe der Beiden nicht, und der Gedanke erfüllte sie mit stiller Freude, denn sie hatte Geibel herzlich lieb gewonnen. „Am 17. November 1849", schreibt sie in ihr Tagebuch, „kam unser Freund Emanuel nach beinahe fünfmonatlicher Abwesenheit wieder zurück und bereitete uns wieder höchst genußreiche Abende. Er kam diesen Winter noch häufiger, als früher." Und später: „Am 17. April 1850 trat Emanuel wieder seine Reise an. Wenn er nur nicht wieder so lange bleibt, als voriges Jahr!"

Sie sollte ihn nicht wiedersehen. Am 2. August 1850 wurde sie ihren Kindern durch die Cholera entrissen. Geibel war noch auf Reisen, und da die Familie seinen Aufenthalt nicht wußte, so konnte ihm nicht früher, als Mitte September's Nachricht gegeben werden. Er antwortete am 20. September von Carolath aus:

„Haben Sie tausend Dank, liebe Elise, daß Sie in all Ihrem Herzeleid noch an mich denken und mir selbst die Nachricht Ihres großen, ach unersetzlich großen Verlustes mittheilen mochten, die mich aus einem fremden Munde, oder gar durch Zufall an mich gelangend, doppelt schrecklich und schmerzlich erschüttert haben würde. Wie tief sie auch so aus Ihrem herzlichen, gefaßten Briefe mich ergriff, und wie still und innig ich mit Ihnen traure, brauche ich Ihnen wohl kaum zu sagen.

Sie wissen es ja, wie theuer mir die liebe Heimgegangene war, und wie ich sie fast als eine zweite Mutter lieb hatte und ehrte. Sie haben es selbst erlebt, wie der Geist der Milde und Freundlichkeit, der von ihrem tiefen frommen Gemüthe ausging, wie das liebevolle Verständniß ihrer für alles Gute und Schöne empfänglichen Seele mich immer fester und inniger in ihre Nähe, wie in einen Kreis des Friedens, bannte, so daß es mir zuletzt war, als gehöre ich mit zu Ihrem Hause und dürfe mich ganz heimisch fühlen unter Ihnen. Und so nehme ich denn auch heute meinen Theil des Schmerzes als ein heiliges Recht für mich und will ihn redlich in mir reif tragen und will ihn mir eine rechte Mahnung sein lassen, die der Herr, der allezeit weiß, was uns frommt, aus nächster Nähe auch in mein Leben hineingerufen.

Liebe Elise, ich möchte Ihnen so gern ein Wort des Trostes sagen, aber den einzigen wahren Trost, den kennen, den haben Sie ja. Was Gott thut, das ist wohlgethan, auch wo wir seinen Rathschluß nicht verstehen. Und Leid und Leid sind zweie. Es drückt uns wohl nieder und läßt uns nicht zum Frieden kommen, wenn Menschen uns kränken und verstören; wem aber Gott selbst einen reinen großen Schmerz sendet, dem läßt er auch Kraft angedeihen, daß die Seele darin nicht untergehe, sondern sich erhebe, und weist ihm selbst die Stätte, wo der rechte Balsam wächst. Daß Sie und mit Ihnen Ihre lieben Geschwister das schon jetzt an sich erfahren und empfunden haben, das hat mich in Ihrem Briefe tief und tröstlich gerührt und ist mir eine Quelle schöner Beruhigung gewesen. Gott erhalte Ihnen den hohen ergebenen Sinn, in welchem Sie die geistige Sorge für die Anderen als ein theures Vermächtniß auf sich nehmen, Gott erhalte Ihnen allen den festen gläubigen Muth und die innere Freudigkeit des Vertrauens, daß alle Ihre Trauer klar werde, und zuletzt der Keim des Segens sichtbar daraus hervorbringe.

Als ich gestern Abend spät die Briefe von Ihnen und von Frau Nölting erhielt, war es mir im ersten Augenblick,

als müsse ich zu Ihnen, mit Ihnen zu reden, zu weinen, zu rathen. Und wenn ich mich heute entschloß, doch noch hier zu bleiben, so war es vor allen Dingen eine Pflicht der Pietät, die mich bestimmte. Aber bin ich auch persönlich noch nicht bei Ihnen, so sind doch meine Gedanken in Ihrer Mitte und tragen Leid mit Ihnen, wie sie so oft, ach noch in ahnungsloser Heiterkeit, zu den alten wohlbekannten Räumen herüberschweiften, während dort schon tiefe Betrübniß eingekehrt war.

Gott sei mit Ihnen, liebe Elise, mit Ihnen allen. Grüßen Sie Ludwig, Amanda und Pauline auf das Herzlichste und sagen Sie ihnen, daß ich ihrer täglich gedenke und ihren Kummer theile. Und grüßen Sie mir auch Gottlob, der Ihnen ja nun vor aller Welt angehört, und dessen Liebe und Treue Sie recht erkennen lassen mag, wie der tiefste heilige Schmerz und die ernste rechte Freude so gar nahe bei einander wohnen.

Nochmals Gott befohlen!
Von ganzem Herzen Ihr alter Freund
Emanuel Geibel.

Im folgenden Januar kehrte Geibel nach Lübeck zurück. Wie fand er das Trummer'sche Haus so verwandelt! Die älteste Tochter, Elise, hatte sich mit dem Dr. Reuter verlobt, und ihre Schwiegermutter war zu den verwaisten Kindern gezogen. Geibel sah die Familie nur selten und bei flüchtigen Besuchen. Am schwersten empfand wohl Amanda diese Veränderung, da ihr Herz schon so ganz von der Liebe zu ihm erfüllt war. „Damals war mir zu Muth", schrieb sie später der Schwester, „als wenn ich mein Leben lang nicht wieder froh werden könnte."

Um Pfingsten verließ Geibel bereits Lübeck wieder, um ein zweites Mal in Carlsbad Genesung von den Leiden zu suchen, die jetzt anfingen sich öfter und stärker geltend zu machen. Hier vollendete er den ersten Gesang des „Julian". Bei der Schilderung der Anna schwebte ihm offenbar das Bild der Geliebten vor:

„Weich, schlank und schmiegsam ist ihr Wuchs zu schauen,
Vom Auge, dunkel, wie gestirnte Nacht,
Strahlt Güt' und Unschuld; Schläf' und Wangen zeigen
Den blassen Schmelz, der ächten Perlen eigen."

Nach seiner Rückkehr wurde Geibel ein häufiger Gast des im April gegründeten jungen Reuter'schen Hauses. Amanda fühlte sich jetzt in ihrer Liebe schon völlig sicher und verstanden. Wenn sie, wie oft, Nachmittags mit der jüngeren Schwester Pauline spazieren ging, und Geibel ihnen begegnete, verhehlte sie ihre Freude nicht, fragte sogar bisweilen scherzend die Schwester: „Möchtest du wohl, daß Emanuel dein Schwager würde?"

Am 20. November wurde im Reuter'schen Hause das entscheidende Wort zwischen Beiden gesprochen. Doch schon am folgenden Morgen riefen Geschäfte Geibel auf acht Tage nach Berlin.[1]) Von hier aus schrieb er der Verlobten.

Berlin d. 22. Nov. 51.

Schon gestern Abend, mein liebes, einziges Kind, als ich von Kugler nach Hause kam, hätte ich Dir gerne ein Paar Worte geschrieben; aber ich hatte in der Hast des Einpackens das Papier vergessen, und der Kellner sah so müd und überwacht aus, daß ich ihn nicht mehr darnach schicken mochte. So will ich Dir denn wenigstens heute, obwohl es wieder spät geworden ist, einen schriftlichen Gruß senden und Dir mit kurzen Worten das Eine wieder sagen, was ich allezeit und allestunde denke, und was mich so ganz erfüllt, das Einfachste von der Welt und doch das Süßeste, was ich weiß: ich habe Dich lieb von Herzen und danke Gott, daß Du mich wieder lieb hast, und daß uns nun endlich die Lippen gelöst sind, das glückselige Geheimniß auszusprechen. Ach Kind, Du glaubst nicht, welchen Abgrund von Freuden Du in den kurzen wundervollen Stunden unseres neuen Lebens mir in der Seele aufgeschlossen hast, wie mein Herz sich, dem siechen Leibe zum Trotz, in Lebenslust, Muth und Hoffnung verjüngt fühlt, seit Dein lieber Mund mir das

[1]) Sie betrafen u. a. die Herausgabe des „Spanischen Liederbuchs".

liebste Wort gesagt. Die Erinnerung jenes märchenhaften Abends, das selige Bewußtsein Deiner hingebenden Liebe läßt mich keinen Augenblick los; wie Du geweint und gelacht, gesprochen und geküßt, tausendmal wiederhol' ich's mir und werde nimmer damit fertig. In all die bunten Dinge, die der Tag hier bietet, webt sich's mir, wie ein freundlicher Sonnenschein hinein, und was mir nahe tritt, muß ich auf das Eine beziehen. Meine Freunde meinen, sie hätten mich nie so zerstreut gesehen — aber ich bin in Dir gesammelt,[1]) Du liebes Leben, das ich nun endlich mein eigen, ganz mein eigen nennen darf, und an dem ich wieder gesund und heiter und still und fromm werden will; dazu helfe uns Gott, dessen Rathschluß uns zusammengeführt! — — —

Montag, d. 24. Novbr.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Erst als man von Tische aufstand, und Kugler sich an's Klavier setzte, Volkslieder zu singen, konnte ich aufathmen. Da hab ich still und glücklich an Deine schwarzen Augen gedacht und an die junge Seele, die mich so treu und innig daraus ansah, als ich zum erstenmal fragte: hast Du mich lieb? — O Du, wie soll ich Dir danken, daß Du mich liebst, und weißt doch recht gut, wie viel Dunkles, Unbändiges und Verkehrtes in mir ist. Du wirst noch davon zu leiden haben, aber hab Geduld, nimm mich hin, wie ich bin; ich will mir Mühe geben, den bösen Geist in mir zu überwinden und sanfter und milder zu werden. Lieb' ist ja Kraft, und Gott wird helfen. Und bin ich Saul, so sollst Du David sein, der Frieden sagt und singt und leise nach oben deutet. Glaub mir, damit zwingst

---

[1]) Ada. Tagebuchblätter:

„Weil mein Mund den klugen Leuten
Oft nur halbe Antwort stammelt,
Heißen sie mich den Zerstreuten,
Doch ich bin in Dir gesammelt."
— — — — — — — — — — — —

Du mich immer; vor Menschen vergeß' ich wohl die Achtung, weil sie mich so oft getäuscht haben, aber das Heimweh zum himmlischen Vater ist stärker in mir, als alles andere. Nicht wahr, Kind, das hat Dich Deine selige Mutter auch gelehrt, daß das der letzte innerste Kern Deines Wesens sein müsse? Daran wollen wir zusammen arbeiten, daß dies göttliche Leben in uns immer reiner und lebendiger werde. Das allein ist das wahre Heil und der höchste Segen der Ehe, gemeinschaftlich Pilger zu sein nach der Seligkeit, die nicht von dieser Welt ist."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Von Berlin zurückgekehrt, warb Geibel am 29. November bei Amanda's Vormund, Dr. Klügmann, förmlich um ihre Hand, und am 8. December fand im Hause von dessen Bruder, Director Klügmann, eine Verlobungsfeier Statt. Am 20. December verzeichnet Geibel's Tagebuch einen Spaziergang mit seiner Verlobten, die er hier zum ersten Male „Ada" nennt.

„Ach seit in holdem Selbstvergessen
Der Lippe Zagheit Dir zerrann,
Nun lern' ich selig erst ermessen,
Welch Kleinod ich an Dir gewann."

— — — — — — — — — — — — —

„Du willst nur lieben, glauben, ahnen,
Und doch mit diesem stillen Sinn
Auf des Gedankens kühnsten Bahnen,
Wie fest und sicher wallst Du hin."

„Oft staun' ich, wie Dein klar Gemüte
Der Dinge tiefste Tiefen mißt —
Und bleibst doch ganz ein Kind voll Güte,
Und ahnst es nie, wie reich Du bist."

Dem jetzt natürlichen Wunsche Geibel's nach einer äußerlich gesicherteren Stellung kam unvermuthet im Februar 1852 der Ruf des Königs Maximilian von Bayern entgegen, der ihm eine sogenannte Ehrenprofessur an der Universität München antrug. Um das Terrain kennen zu lernen, ging er zu Anfang März dorthin. Von München schrieb er an seine Braut.

München, Dienstag, den 8. März 1852.

Heute gegen Abend, mein liebes, junges Herz, hab' ich endlich Deinen Brief auf der Post erhalten, und so kann ich denn jetzt unmöglich schlafen gehen, ohne Dich wenigstens mit ein Paar Worten noch schriftlich gegrüßt, und ohne Dir gedankt zu haben, daß Du mir von allem, was in Dir und um Dich vorgegangen, so treu und herzlich geschrieben. Ach Du glaubst nicht, Kind, mit welcher Sehnsucht ich die Ankunft deiner Zeilen erwartet hatte, und wie froh und still mir zu Muthe ward, als ich nun die Blätter mit den Augen durchflog, und aus jedem Worte Dein einfach klarer Sinn und Deine tiefe innige Liebe zu mir sprachen. Da hab' ich es wieder im innersten Kern meines Wesens gefühlt, wie Du so ganz die Rechte und Einzige für mich bist, Du Eine, die ich meine, und wie ich es dem da droben nicht genug danken kann, daß er mir nach so viel Irrthum und Verwirrung zuletzt doch noch aus reiner Gnade dein frommes Kinderherz geschenkt, damit ich nicht verwaist sei und am Ende, wie ein Geizhals über seinen Reichthümern, über all den geistigen Schätzen, die sich mir aufschließen, am Gemüthe darbe und verhungere." — — — — — —

Den 11. März.

— — — — „Schon am Montag Mittag wurde ich zum Könige beschieden. Im Vorzimmer empfing mich der Adjudant des Tages, Oberst von der Tann, derselbe, der so rühmlich in Schleswig mitgefochten; er kannte mich auch dem Namen nach, und so entspann sich von selbst ein Gespräch, das mich glücklich über die peinliche Viertelstunde des Erwartens hinwegbrachte. Nun wurden die Thüren geöffnet, und in einem reichen Zimmer mit dunkelrothem Fußteppich, in das der warme Sonnenschein durch ein einziges hohes Bogenfenster blendend hereinquoll, stand der König vor mir. Er ist ein angehender Vierziger, schwarz, oder doch sehr dunkel von Bart und Haar, mit nicht eben schönen Zügen, deren Härte jedoch durch den geistigen Ausdruck des blauen Auges gemildert wird; in seiner Sprache liegt etwas von jenem rauhen kurzen Hervorstoßen der Worte, wie es den

Gebirgsbewohnern eigen zu sein pflegt. Er war sehr freundlich, sprach von Epos und Geschichte, fragte nach den Arbeiten, die ich jetzt unter Händen hätte, und ließ sich mit sichtbarem Interesse von Julian erzählen. Er selbst habe keine Zeit mehr für den Umgang mit den Musen übrig, sagte er, aber die Theilnahme für fremde Schöpfungen wolle er sich durch nichts verkümmern lassen. Dann sprach er mit vielem Sinn von der Aufgabe des Poëten in unserer Zeit und schloß endlich mit den Schiller'schen Worten, daß der Dichter mit dem König gehen solle." — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach seiner Rückkehr trat Geibel in der zweiten Hälfte des Mai eine Badereise nach Ems an, von wo aus er seinen Freund Röse in Coblenz besuchte. Zur Nachkur brachte er noch einige Zeit bei Freunden in Tübingen zu. Im August war er wieder in Lübeck.

Aus Geibel's Briefen an Ada:

Ems, Sonntag, den 6. Juni 1852.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Wunderschön ist oft des Morgens der Kampf der Thalnebel mit der Sonne; erst liegt alles in einförmigem Grau; dann reißt plötzlich oben die schwebende Decke, und ein blauer Streifen erscheint in der Höhe der immer größer und größer wird; die Umrisse der Berge treten klarer und klarer hervor, bis endlich der siegreiche Glanz das trübe Gewölk in einzelne, seltsam geballte Dunstmassen zusammendrückt und zuletzt in perlenden Thau auflöst. Wenn ich jetzt fast täglich dem reizenden Schauspiel zusehe, so wird es mir recht begreiflich, wie ein frisches, mit einfach sinnlicher Empfänglichkeit begabtes Naturvolk, wie unsere Vorfahren, wie die Griechen es waren, gerade an diese Erscheinung des siegenden Lichtes so viele der schönsten und tiefsinnigsten Mythen anknüpfen mochte. —

Gestern habe ich recht in der warmen stillen Sommerluft geschwelgt; doppelt froh, da ich Deinen eben empfangenen Brief auf dem Herzen trug. Nachdem der Vormittag unter Erfüllung der vorgeschriebenen Badepflichten hingegangen war, unternahm

ich gleich nach Tische auf Döring's Anrathen einen Eselritt auf die Höhe des Berges, der meinem Fenster gerade gegenüber liegt. Eckert begleitete mich ebenfalls zu Esel. Der Weg führt langsam und vielgewunden durch kurzes Gestrüpp und Buschwerk über lockeres Felsgeröll empor, überall in neue Höhen und Tiefen fällt der Blick; an manchen Stellen glaubt man sich im einsamsten Gebirg. Anfangs plauderten wir viel; dann aber kam die Erinnerung über mich, und ich ließ die Gedanken nach Willkühr schweifen; das leise Wiegen des klimmenden Saumthiers, das eintönige Klirren des Hufes an dem rollenden Gestein, das Duften der Bergkräuter, der tiefe blaue Himmel über mir — alles das versetzte mich lebendig in meine griechischen Tage zurück; so war ich einst zum Gipfel des Penthelikon, so über das marmorne Höhenjoch von Paros, so durch die Schluchten des Zeusberges auf Naxos geritten. Und dann dachte ich wieder in mögliche Zukunft hinaus und träumte Dich neben mir, leicht auf dem Frauensattel schwebend; denn alle Damen reiten hier, und Du sitzest auf dem Rücken eines Esels, wie im bequemsten Armstuhl. Nicht wahr, Kind, das wäre eine Lust, so mühelos bergauf und bergab schweben, die Herrlichkeit der Welt, in durchsichtig Sonnenlicht getaucht, vor den entzückten Augen und das, was uns das Liebste von Allem, dicht, dicht neben uns?" — — — — — — — —

Ems, Sonntag den 13. Juni 52.

— — — — — — — — — — — — — —

„Unsere kleine Sonntagsfeier hat mir recht wohlgethan. Pastor S . . . . aus H . . . sprach kurz und gut; aber noch mehr, als seine Rede bewegte mich der schön gewählte Text, die Geschichte von dem Kranken am Teiche Bethesda. Sind wir doch auch alle hier und harren, daß ein Engel für uns das Wasser rühre. Und wen das Wasser nicht heilt, den kann der Herr heilen mit dem bloßen Worte: stehe auf und wandle! Aber harren sollen wir in Geduld und bitten, Kind, bitten.

Nach der Predigt machte ich noch bis zu Tische einen Spaziergang mit S . . ., der bei entschiedener Gesinnung ein

freier Mann und ohne klebrige Salbung ist; er meinte, der weltliche Dichter, der auf christlichem Grund und Boden stehe, könne jetzt für die gute Sache fast mehr wirken, als der geistliche, da der letztere nur für den bereits Gewonnenen, jener aber von allen Parteien gelesen werde. Und so redete er mir recht in die Seele, mich frisch zu rühren. Wie gerne, wenn der Leib es nur gestattet! — — — — — — — —

Den 14. Morgens. Ich lege in aller Eile noch ein Blättchen bei, um Dir zu sagen, daß es mir heute, — Gott sei Dank — trotz des schlechten Wetters viel besser geht. So steigt und sinkt Tag um Tag der Wellenschlag des Herzens, aber Gottes Gnade ist größer, als unsere Verzagtheit. Danke ihm mit mir und bitte ihn, daß er es fort und fort freundlich mit mir mache, oder, wenn das nicht sein kann, daß er Dir und mir den rechten Muth gebe, das Unabwendliche zu tragen. Denn es ist doch zuletzt nicht Freud oder Leid, worauf es ankommt, sondern die Weise, wie wir Freud und Leid über uns ergehen lassen. Ich möchte freilich um meinet- und deinetwillen gar zu gern noch vieles thun und schaffen, wozu ich der Gesundheit und Frische bedarf, aber, ist es anders beschlossen, und soll ich den einmal verscherzten Schatz nicht wieder gewinnen, — wenn dann nur der innere Friede ungetrübt bleibt, und das Gefühl des innigen Zusammenhangs mit ihm, das auch das Schwere in Ergebung hinnimmt!" — — —

Ems, den 16. Juni.

— — — — — — — — — — — — —

„Jetzt hast Du vielleicht schon meine alten Lieder von Mathilde erhalten; ich wollte, sie hätte Dir auch diejenigen mitgeschickt, die bei ihrer Schwester Agnes liegen, denn unter letzteren sind vielleicht die persönlich interessanteren. Von poëtischem Werthe ist, so viel ich mich erinnere, gar nichts dabei; es sind eben flatternde Klänge einer dunkel angeregten Seele, formlos, unfertig, ohne alles Gewicht. Von einem ungewissen Trieb geleitet, tastete ich damals nach Melodieen, denen ich keinen Gehalt zu verleihen wußte, weil ich ihn selbst noch nicht

hatte. Darum laß die Kritik zu Hause, wenn Du sie liest, und sei zufrieden, wenn Du daran erkennen magst, in wie leichten Elementen ich sorglos dahin schwamm. Es war doch eine schöne Zeit für mich, da ich sie schrieb. Ich war gesund, durch und durch heiter, auch wo einmal ein ächter Schmerz an mich herantrat, und die dämmernde Vorahnung des künftigen Dichterberufs machte mich unaussprechlich glücklich. Ganz jung und harmlos ist man nur einmal. Jetzt bist Du meine Jugend, und das ist mein Glück, daß ich mit Dir verbunden und aus Deiner frischen Seele heraus alles das noch einmal, wenn auch ruhiger, genieße, was mich einst so schön bewegte.

Den 17. „Und der Regen regnet jeglichen Tag." So singt Shakespeare's Narr, und ich armer, flügellahmer Poët muß es auch heute wieder mit ihm singen, wenn ich sehe, wie es vor meinem Fenster fort und fort vom grauen Himmel herniederrieselt. Brunnen, Bad und Regen — sei mir so viel Wasser gesegnet; genug ist's wahrlich, daß ich an Leib und Seele reingespült aus der gründlichen Traufe hervorgehen könnte. — — — — — — — — — — —

Den 18.

— — — — — — — — — — — — —

Von Heyse erhielt ich heute früh am Brunnen durch eine Dame ein Briefchen, worin er mir die Veröffentlichung seiner Verlobung anzeigt. Du weißt das schon, denn sein Blatt enthält unter anderem folgende Stelle: „Die Deinige hat der Meinigen schriftlich allerliebst gratulirt. Ich nahm dabei Gelegenheit, meinem lieben Gesicht eine Rede über den Stil zu halten. Deine hat viel mehr von Dir profitirt. Nun ja, die vielen Auflagen!" Da siehst Du, daß Du Dich mit dem Schreiben gar nicht zu fürchten hast. Du brauchst nur eben frisch heraus zu sagen, was in Dir ist, so wird es gut und schön. Und mit dem Reden ist's ja ganz dasselbe." — — —

Den 20. Juni 52.

— — — — — — — — — — — — —

„Von anderer Seite stellt mir die gute Frau . . . . mit wohlgemeinter Salbung nach, aber ich tauge nun einmal nicht

in diese Uniform von Frömmigkeit, die auch nicht von unserem Herrgott, sondern nach sehr kurzen menschlichen Maßen zugeschnitten ist. Du weißt am besten, daß ich ohne Gott und Christenthum nicht fertig werden kann, den Lammfellskragen auf dem Rock lieb' ich nicht, er ist mir zu eng und schnürt die Kehle zu." — — — — — — — — — —

Ems, den 24. Juni 1852.

— — — — — — — — — — — — —

„Gestern Abend hatten wir nach langer Zeit zum erstenmal ein Paar helle Stunden. Ein Felsengipfel am oberen Ende des Thals, auf dessen Höhe sich ein zierliches Lusthäuschen mit dem bescheidenen Namen der „Mooshütte" erhebt, war mir oft als einer der schönsten Punkte in der Nähe bezeichnet worden. So benutzte ich denn den günstigen Augenblick und stieg langsam den steilen Abhang hinauf. Der Pfad, der vielgewunden endlich von hinten auf die Treppe der Mooshütte führt, ist von Bäumen und hohem Gebüsch so dicht überwölbt, daß man fortwährend in einem kühlen, grünen Halbdunkel wandert. Desto reizender war die Ueberraschung, als ich nun die letzte Stufe erstiegen hatte, und die breite Flügelthüre öffnete. Von einem Glanz umfluthet, vor dem ich zuerst das Auge geblendet niederschlagen mußte, lag das liebliche Thal vor mir, in seiner ganzen Ausdehnung zum vollendeten Bilde geschlossen, der Länge nach durchschnitten von der blitzend silbernen Bahn. Und mir gerade gegenüber, über dem fernsten, schon in leichtem Duft versinkenden Höhenrande hing die untergehende Sonne, über Waldwipfel und Wiesenhänge und weit hinauf am Himmel über das flockig blühende Gewölk Ströme von Gold und Rosenlicht ergießend. Da hab' ich lange in stillem Genießen oben gesessen, meine Seele lag im Auge, und als endlich der letzte Blitz verzuckte, wäre ich gerne wie ein Falk hochauf in die Lüfte gestiegen, um noch einmal das sinkende Tagesgestirn zu grüßen. Du kennst ja die Stelle im Faust; so war mir zu Muthe, nur daß ich Deiner dabei gedachte, und Dich, o so gerne, neben mir gehabt hätte zur geflügelten Reise.

Ja wohl, „ein schöner Traum, indessen sie entschwebt". —

— — — — — — — — — — — — —

So ist mein engerer Verkehr denn ziemlich auf Pressel beschränkt, mit dem ich bei jedem Wetter täglich weitere Spaziergänge mache. Neulich war die Reihe, bei unseren gottesdienstlichen Versammlungen zu reden, an ihn gekommen, und er forderte mich auf, ihm einen Text zu geben. Da schlug ich ihm tief aus meiner eigenen Stimmung heraus den zwölften Vers im zwölften Capitel des Römerbriefes vor, eine Stelle, die ich mir nicht oft genug wiederholen kann: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet". Wir sprachen mancherlei über die sinnschweren Worte hin und her, und nach zwei Tagen hatte ich die Freude, eine herzliche und inhaltreiche Predigt darüber zu hören, die, weil sie so ganz den hiesigen Verhältnissen angemessen war, nicht nur mich, sondern fast alle Zuhörer innig bewegte. Da hab' ich es wieder recht erfahren, wie viel tiefer das Christliche wirkt, wenn es sich unmittelbar an's Leben anknüpft, als wenn es in rein dogmatischer Form lehrhaft vorgetragen wird." — — —

Ems, den 28. Juni 1852.

— — — — — — — — — — — — — —

„Ganz besonders erfreute mich die überaus herzliche Aufnahme, die ich bei meiner alten Bekannten, der Generalin von Radowitz fand, welche seit einigen Tagen zur Kur hier eingetroffen ist und in tiefster Zurückgezogenheit lebt. Da habe ich endlich einmal über unsere gegenwärtigen politischen Zustände mein Herz ohne Rückhalt ausschütten können gegen Jemand, der innerlich eben so steht, wie ich; wir haben den ganzen Verlauf der letzten unseligen Jahre erinnernd noch einmal mit einander zurückgelebt; als wir auf Kaiser und Reich kamen, stürzten ihr die hellen Thränen aus den Augen. Was sie mir von ihrem Manne und dem, was er gewollt und erstrebt, was sie mir von seinem Verhältnisse zum König erzählte, war so einfach, klar und in sich wahr, daß es mir nun doppelt wohlthut, niemals an ihm gezweifelt zu haben. — — — —

In ähnlicher Weise erquickte mich ein Besuch des Hauptmanns von Vincke, dessen Frau sich Jette gewiß von den Tagen der Germanistenversammlung her erinnert. — — — — So tief ihn der Gang der Ereignisse betrübt, noch hat er den Muth nicht verloren, die Hoffnung nicht aufgegeben, den Glauben nicht losgelassen von Preußen's Beruf zur Wiederherstellung des deutschen Reichs. Und Gott sei Dank, er ist's nicht allein, es denken Tausende und Hunderttausende, wie er und ich, trotz all der anscheinenden Dumpfheit und Stumpfheit. Das wird doch einmal Frucht bringen. „Und kommt's nicht jetzt, So kommt's zuletzt Mit Biegen oder Brechen." — — — —

Daß Du Dich mit Deinem sittlichen Gefühl in die „Wahlverwandtschaften" nicht hineinzufinden vermagst, finde ich ganz natürlich; ja, ich freue mich darüber. Ich würde Dir auch das Buch noch nicht in die Hände gegeben haben; nun Du es aber angefangen hast, lies es zu Ende; wir wollen dann mündlich weiter darüber reden. Hier nur so viel: es ist eine Krankheitsgeschichte und als solche und als Erzeugniß und Zeichen seiner Zeit von hohem Werthe. Entzückender und erhebender ist es freilich, so menschlich einfache und gesunde Gestalten an sich vorübergehen zu sehen, wie Oswald und die blonde Lisbeth." — — — — — — — — — — —

Mannheim, den 7. Juli 1852.

— — — — — — — — — — — — — —

„Am Montag gegen Mittag ging ich mit dem Dampfschiff „Goethe" nach St. Goar. Auf dem Schiffe traf ich mit Bärenstein's zusammen, die in aller Frühe Ems verlassen hatten und nach Bingen wollten. So fehlte es auf der Fahrt nicht an Unterhaltung; es freute mich in der von Coblenz an mir so bekannten Gegend den Cicerone machen zu können, und bald war der Sitz meiner Sommerrast von 1843 erreicht. Als ich im Nachen an's Land fuhr, gewahrte ich leider sogleich, daß auch hier, wie bei uns, die moderne Verschönerungssucht gewüthet hatte; eine schöne dreifache Reihe schattiger Wallnußbäume war

unbarmherzig „gemöllert“ [1]) worden, und statt ihrer streckte sich vor den blank abgeputzten Häusern ein kahler, sonniger Kiesweg hin. Wußte ich mich nun nicht gleich in die veränderte Oertlichkeit zu finden, so erkannten mich dagegen sofort Alle wieder, vom Lilienwirth an bis zu dem Buben, der die Fremden auf den Rheinfels führt, und der inzwischen zum stämmigen Burschen herangewachsen war. Landrath Heuberger war verreist, doch fand ich seine beiden unverheiratheten Töchter in dem wohlbekannten Hause. Es war ein herzlich Wiedersehen nach so langer, vielbewegter Zeit; ich mußte versprechen, den Abend wiederzukommen.

Von tausend Erinnerungen bewegt, erstieg ich alsdann die ungeheuern Trümmer des Rheinfels, kletterte dann auf halsbrechenden Felspfaden in mein wohlbekanntes Grindelthal hinab, in dem ich so manches mal gewandert, gesonnen und gedichtet, und ging endlich, als es bereits über dem Strome zu dunkeln anfing, stromaufwärts zum düsterschattenden Fels der Loreley hinaus. Am Abend bei Heuberger's mußte ich unendlich viel erzählen; ganz besonders von Dir, und wenn Dir's in der Stunde recht hell im Ohr geklungen hat, so war das nicht blos der Klang der Gläser, die auf Dein Wohl geleert wurden.“

— — — — — — — — — — — — —

Tübingen, d. 18. Juli 1852.

„Heut ist Sonntag, mein innig geliebtes Kind, und so wäre denn der erste Schritt in die Woche gethan, vor deren Ablauf ich zur Heimreise aufzubrechen gedenke. So Gott will, bin ich über vierzehn Tage wieder bei Dir; ich kann Dir nicht sagen, wie licht und freundlich der Gedanke in meiner Seele steht, und wie er auch in trüben Stunden mein Trost ist. Gestern erhielt ich auch Deinen lieben Brief, der mir von Deinem Niendorfer Ausflug und Deinem Leben in den Gärten um Lübeck erzählt; wie freut es mich, daß Dir die Zeit so leicht

---

[1]) „Möllern“ Ausdruck für: Bäume niederschlagen. Anspielung auf Lübecker Verhältnisse.

und frisch hinstreicht. Genieße sie nur recht und sei allezeit fröhlich; die Zukunft kann schon ernster werden, doch ist mein täglich Gebet, daß sie nicht freudlos sei, und daß Du es nie bereuen mögest, Dein junges Leben an einen so morschen Stamm gerankt zu haben, wie ich es bin.

Mit meinem Befinden geht es noch immer nicht recht; ich fühle mich oft bedrückt und wie innerlich ausgedörrt. Doch mag die furchtbare Hitze, die wir seit anderthalb Wochen haben, mit daran Schuld sein. Ich habe solche anhaltende Glut nicht erlebt, seitdem ich in Griechenland war, nur daß die Luft dort leichter und reiner war. Vielleicht wird es mit mir besser werden, sobald der Druck der schwer lastenden Atmosphäre sich in einem tüchtigen Gewitter gelöst hat. Diese Nacht hatten wir freilich ein Vorspiel dazu, ein unaufhörliches Wetterleuchten, das wunderschön in allen Farben über die weiten Thäler hinzuckte, auch ein Paar furchtbar krachende Schläge dazwischen und einzelne Regengüsse; aber recht gefruchtet hat's doch noch nicht; die Sonne scheint wieder brennend herab, und die Luft ist schwer und schwül, wie zuvor. So bin ich zum eigentlichen Arbeiten fast ganz unfähig gewesen; hätt' ich das vorher gewußt, so wär' ich schwerlich hierher gegangen, aber der Mensch denkt, Gott lenkt. Ganz verloren ist mir indeß diese Zeit nicht gewesen; schon der trostreiche tägliche Verkehr mit meiner lieben frommen Hauswirthin[1]) wiegt manches auf. Auch habe ich von hier aus mancherlei besorgt, habe weitläuftig an Oldenburg wegen einer Wohnung in München geschrieben und auf den Fall, daß mein Gesundheitszustand es irgend erlaubt, ein Colleg über Poëtik für die Universität angekündigt, zu dem im Kopfe sich bereits allerlei zurechtlegen ließ.

Eine recht liebe Bekanntschaft habe ich an dem alten Musikdirektor Silcher gemacht, der sich, obwohl ein zweiundsechszigjähriger Mann, in rührender Weise an mich anschloß.

---

[1]) Frau Pressel, mit deren Sohn sich Geibel in Ems (s. o.) befreundet hatte

— — — Außerdem habe ich unseren Gartennachbarn besucht, Ludwig Uhland. Obwohl ich ihn in der Verwirrung des Aufbruchs fand, (denn er wollte am nächsten Morgen eine längere Reise antreten), nahm er mich unaussprechlich herzlich auf, und je verschlossener und einsylbiger ich ihn sonst wohl gesehen hatte, desto wohler that mir diesmal dies unerwartete völlige Aufthauen. Nachdem wir eine halbe Stunde mit einander geredet, kam auch seine Frau, eine stattliche Erscheinung. — — — — — Als ich aufstand, begleitete er mich noch durch den Garten, zeigte mir seine Fruchtbäume und seine Reben, und an einem schattigen Lusthäuschen, vor dem sich die Aussicht in das weite blühende Neckarthal bis an die blauen Höhen der Alb ausbreitet, mußte ich mich nochmals setzen. Da hab' ich ihm auch von Dir erzählt, und als er mir dann am grünumwachsenen Gatterpförtchen zum Abschied die Hand drückte, trug er mir einen Gruß an Dich auf und meinte, ich sollte ihn doch bald mit der jungen Frau besuchen, da wollten wir schon mit einander fröhlich sein. Gott geb' es, daß es uns so gut werde." — — — — — — — — — —



Am 24. August wurde im Nölting'schen Hause in Krempelsdorf der Polterabend gefeiert. Der Tag der Hochzeit war der 26. August. Früh Morgens brachte ihm die Liedertafel in dem mit Laub und Fahnen geschmückten Hofe ein Ständchen. Das Schiff „Emanuel Geibel" wimpelte unter seinem Fenster. Die Trauung wurde um 3 Uhr Nachmittags von seinem Schwager, dem Senior Lindenberg, in der Aegidienkirche vollzogen. Nach der Trauung fand „ein fröhliches Mittagsmahl" auf der von Geibel so geliebten Lachswehr Statt.

— — — „Nach manchem Jahre schautet ihr,
In's goldne Licht des scheidenden August getaucht,
Ihr alten Wipfelkronen meinen Ehrentag.
Da saß ich droben im bekränzten Gartensaal
Ein sel'ger Mann, und rings an froher Tafel hin
Die Schaar der Lieben, Haupt für Haupt,[1]) und neben mir
Im Schmuck der Myrte holdverglüht die süße Braut,
Die mir Beglücktem an des Herbstes Grenze noch
Den vollen Frühling ihrer jungen Seele gab."[2])

Bis zum 10. September blieb das neuvermählte Paar noch in Geibel's bisheriger „Junggesellenwohnung" an der Trave. Bei der Abreise hatten Freunde für sie das letzte Halb-Coupé im Zuge mit dem Rückblick auf Lübeck belegt und mit Blumen geschmückt. Keiner ahnte, daß es für die junge Frau ein Abschied auf Nimmerwiedersehen war.

---

[1]) Geibel's Vater war nicht anwesend; er lebte damals in Detmold und siedelte erst später wieder nach Lübeck über.

[2]) „Die Lachswehr." Gesammelte Werke Band 3 S. 231—34.

Die Reise ging über Hamburg und Berlin — mit kurzem Aufenthalt an beiden Orten — zunächst nach Schlesien zu dem Geibel so nahe befreundeten Fürsten Carolath. Ada schrieb über diesen Besuch an ihre Geschwister aus Heinrichsluft:

— — — — — „In Klopschen stand die Equipage des Fürsten für uns bereit, mit vier Pferden und einem Jäger vorauf. Ein Billet des Fürsten benachrichtigte uns, daß er leider nicht mehr in Carolath sei, sondern auf seinem Jagdaufenthalt Heinrichsluft (mitten im Walde). So fuhren wir denn direct dahin und erreichten etwa um 7 Uhr den Wald. Wir mußten aber noch ziemlich lange fahren, bis wir ein Paar große Feuer durch die Bäume schimmern sahen, die uns das Ziel unserer Reise anzeigten. — Den ersten Eindruck kann ich Euch gar nicht beschreiben, es war wirklich zauberhaft. Da lagen eine Menge kleiner Häuser, mit Moos bewachsen und Guirlanden geschmückt, zerstreut neben einander, und vorn auf einem von hohen Bäumen umschlossenen Platz brannten ein Paar hohe Feuer; dazu war es ein wunderschöner Abend und ganz klarer Sternenhimmel. Ich konnte mich zuerst gar nicht recht besinnen; in diesem wunderbaren Halbdunkel nun eine Masse fremder Menschen, die mir alle gleich vorgestellt wurden, und dazu war ich sehr ermüdet vom langen Fahren. Der Fürst und die Fürstin kamen gleich an den Wagen und nahmen uns ganz unbeschreiblich freundlich auf; sie ist ganz reizend, so daß ich gleich im ersten Augenblick vergessen habe, sie Durchlaucht anzureden, habe es bis jetzt auch noch nicht gethan, sie ist viel zu herzlich und süß, daß ich es könnte.“ — — — — „Man führte uns gleich in unser gemüthliches Zimmer, in dem ein helles Kaminfeuer loderte.“ — — — „Im Salon, der übrigens auch sehr ländlich und einfach ist, saß ich zwischen Emanuel und der Fürstin, und als wir zu Tische gingen, neben dem Fürsten. Uebrigens fühlte ich mich bald ganz heimisch, trotz der Angst, die ich vorher ausgestanden habe.“ — — — „Wir gingen noch etwas in den Wald, wo ich zum ersten Mal Hirsche

rufen hörte." — — — „Am anderen Morgen um 5 Uhr spielten die Waldhörner draußen „Die letzte Rose", und die Sonne schien hell durch die Bäume; es war reizend." — — — „Nachdem wir in unserem Zimmer Kaffee getrunken, und der Fürst uns schon eine Visite abgestattet hatte, ging Emanuel in den Wald, und die Fürstin holte mich zu sich. Nun folgten ein Paar stille Morgenstunden, in denen wir spazieren gingen und ganz bekannt mit einander wurden." — — — „Wir aßen wieder im Freien zu Mittag. Der Fürst brachte in Versen unsere Gesundheit aus, Emanuel dagegen seine, ebenfalls in Versen."

Den folgenden Morgen regnete es, die Jäger waren deshalb früher heimgekehrt, die ganze Gesellschaft versammelte sich im Salon, und Geibel las den zweiten Gesang vom „Julian" vor. Als Mittags das Wetter sich aufklärte, wurde um 2 Uhr die am Morgen aufgegebene Fahrt nach Carolath doch noch unternommen. — — — „und langten bald auf dem großen Schloßhof an, der rings von den hohen, ganz mit Grün bewachsenen Mauern des Schlosses umgeben ist. Die Fürstin führte uns nun zuerst in ihre Zimmer, dieselben, in denen sonst Emanuel gewohnt hat. Aus den Fenstern hat man eine reizende Aussicht auf die schöne hügelige Gegend mit kleinen Städten und prächtigen Baumgruppen, und mitten hindurch fließt die Oder" — — — — „und von da in den Garten. Dieser ist freilich etwas steif, aber es sind prächtige Bäume darin, und er paßt ganz und gar zu dem alterthümlichen Schloß mit seinen grauen Thürmen."

Auf der Rückfahrt, die nach einem Gewitter bei sehr schöner Beleuchtung stattfand, „sangen der Fürst, die Fürstin und Emanuel abwechselnd und zusammen."

Am anderen Morgen brachte der Fürst Ada zum Andenken „eine sehr schöne Schreibmappe, auf der ein Rosenbouquet von gemaltem Perlmutter eingelegt ist, weil er am Tage vorher im Schloß bemerkt hatte, daß ich einen Tisch, der in derselben Weise gearbeitet war, besonders schön gefunden hatte. Du siehst, wie ich verzogen bin."

Abends wurde, wie gewöhnlich, musicirt „und dann gingen wir noch hinaus. Aber diesmal brannten nicht nur, wie sonst, die drei großen Feuer vorm Hause, sondern der Wald war weithin durch eine Menge großer Pechfackeln erleuchtet; ich kann Dir gar nicht beschreiben, wie mich dieser zauberhafte Anblick überraschte und entzückte. Dazu bliesen die Musikanten wunderschöne Lieder und zum Schluß: „Es ist bestimmt in Gottes Rath" — das Alles war uns zu Ehren angeordnet worden."

Am nächsten Morgen schied das junge Paar von Heinrichsluft und kehrte nach Berlin zurück. „Es ist mir förmlich schwer geworden, mich von Heinrichsluft zu trennen, wo ich mich zuletzt so heimisch fühlte, als sei ich schon Wochenlang dagewesen."

Nach einem Besuche bei Kugler's, welche damals in der Nähe von Köpenick auf einem Gute des Dichters von Lepel wohnten, ging es dann über Hannover nach Detmold zu Geibel's Vater. Voll Entzücken berichtete Ada den Geschwistern von der weiteren Reise den Rhein aufwärts nach Heidelberg, von der herrlichen Fahrt im offenen Wagen durch das reizende Neckarthal nach Heilbronn und von da über Stuttgart, Ulm, Augsburg nach München, ganz erfüllt von allem Neuen und Schönen, das sie gesehen. Geibel war während dieser Reise sorgfältig bemüht, die Vorstellungen, die seine junge Frau sich von schöner Gegend bei München gebildet haben könnte, herabzustimmen. „Wenn wir unterwegs einmal an eine recht öde Stelle kamen, so hieß es stets: „so sieht's in München aus"."

Am 1. October langten sie in München an und richteten vom Gasthofe aus, mit Hülfe der befreundeten Familie des Buchhändlers Oldenburg, die eigene Wohnung in der Barrerstraße ein. „Es geht doch Alles viel leichter", schrieb Ada schon am 4. October nach Lübeck, „als ich mir vorgestellt hatte, und Emanuel ist so ganz unbeschreiblich gut, daß ich auch nicht bange bin, Heimweh zu bekommen."

Das neue Leben gestaltete sich unruhiger für sie, als sie gewünscht hatten. Viele Besuche mußten gemacht und wieder

empfangen werden. Die Familien, mit welchen sie zunächst in Verkehr traten, waren außer den genannten Oldenburgs: Thiersch, Martius, Dönniges, Dingelstedt, Liebig, Kobell, Pfeufer, Kaulbach, Lasaulx. Bisweilen wurden mit einigen derselben noch Ausflüge in die Umgegend unternommen. Oefter sah man sich Abends in größeren geselligen Vereinigungen, die, wie belebt und anregend sie in der Regel auch waren, doch, wenn sie zu sehr sich drängten, zerstreuend und ermüdend wirkten. Gern besuchte Geibel mit Ada die Ateliers der Künstler, namentlich Kaulbach's; auch das Theater machte beiden Freude. Am liebsten aber waren sie Abends allein in der eigenen Häuslichkeit, wo gewöhnlich Geibel seiner Frau, bald Fremdes, bald Eigenes vorlas. Sonntags lasen sie in der Regel zusammen eine Predigt, vorzugsweise von Nitzsch. Mit den Vorarbeiten für seine Vorlesungen nahm Geibel es sehr ernst und gewissenhaft. Ada bedauerte nur, „daß es ihm so viel Zeit kostet, und er darüber gar nicht zu poetischen Arbeiten kommen kann, wozu er doch oft große Lust hätte.“ Indeß hatte sie selbst auch Freude daran, indem Geibel ihr seine Vorträge vorher vorzulesen und mit ihr durchzunehmen pflegte. Ueber die erste Vorlesung berichtete sie der Schwester: „Am Dienstag hielt Emanuel sein erstes Kolleg (Poetik) von 3 bis 4 Uhr. Er hatte von so vielen Nicht-Studenten und Professoren gehört, daß sie zuhören wollten, daß er nicht ohne Beklommenheit hinging. Dort hat er sein Katheder bekränzt und mit einem Lorbeerkranz geschmückt gefunden, was ihn sehr in Verlegenheit gesetzt hat. Dazu ist der ganze Saal fast überfüllt von Zuhörern gewesen. Wie er aber erst angefangen hat, zu lesen, hat es ihm doch bald selbst Freude gemacht, und er kam sehr vergnügt nach Hause.“ Bald genügte der Raum nicht mehr, und er mußte einen größeren Saal nehmen. Diese sich steigernde Theilnahme, nicht blos in den Kreisen der Studirenden, sondern auch der Gelehrten und Künstler, hatte er nicht erwartet; „er bildet sich immer ein, er müßte alle Menschen langweilen.“ Für sein Privatissimum (metrische

Uebungen), welches er Mittwochs von 12 bis 1 Uhr hielt, mußte Ada ihre Wohnstube hergeben, da die Zuhörer, obwohl selbst einige Nachzügler abgewiesen waren, in seinem Studirzimmer nicht Platz fanden. Gerade diese Vorlesung machte ihm besondere Freude. Wohl mochte er dabei der Stunden gedenken, die er einst seiner Ada gegeben.

In allen Briefen Ada's an die Schwestern spricht sich die Empfindung des vollsten inneren Glückes aus; der jüngeren gegenüber macht sich ihr fröhliches Herz oft in kindlichem Geplauder und allerhand Schelmerei Luft. Nur das häufige Unwohlsein ihres Mannes warf einen Schatten auf diese sonst so hellen Tage. Besonders störend wurde dasselbe für ihn, als der Tag des ihm zu Ehren veranstalteten Festmahls (5. December) heranrückte, da „fortwährende Kopfschmerzen ihn gar nicht zum Arbeiten kommen ließen, so daß allein die Vorbereitung auf seinen natürlich in Versen auszubringenden Toast ihm Qual machte". Ada ließ ihn deshalb mit Angst und Sorge gehen. Der Beifall, den sein Toast sowohl, als seine wiederholten Improvisationen bei dem Feste fanden, strafte allerdings die gehegten Befürchtungen Lüge. Er aber blieb dabei, sein Toast „sei ein ganz schlechtes Gelegenheitsgedicht, das nur durch den Vortrag und die allgemeine Stimmung einen solchen Erfolg hätte bewirken können," hatte ihn deshalb auch vernichtet, um nicht durch das Drängen seiner Freunde gezwungen zu werden, ihn herauszugeben.

Auf den Rath seines Arztes, Dr. Pfeufer, wurde von jetzt ab der gesellige Verkehr sehr eingeschränkt. Pfeufer bestimmte ihn auch, daß er die im Januar an ihn ergangene Einladung, dem Könige nach Rom zu folgen, ablehnte.[1]) „Wir haben," schreibt Ada am 10. Januar, „still und häuslich gelebt, Emanuel's Befinden wegen, und werden dies Leben

[1]) Der König sprach in einem kurzen eigenhändigen Briefe, datirt Palermo, d. 17. April 1853, sein Bedauern aus, daß es ihm nicht gelungen sei, Geibel über die Alpen zu locken. Dem Briefe war ein Gedicht nebst einem Epheublatt beigelegt.

auch in den nächsten 4 bis 6 Wochen jedenfalls fortsetzen. Er ist noch immer so matt und nervös angegriffen, daß er gänzlich erschöpft ist, wenn er sich kaum eine Stunde lebhaft unterhalten hat." — — — „So früh wie möglich gehen wir jedenfalls in die Berge, und ich verspreche mir sehr viel Genuß von dieser stillen Zeit. Er hofft dann recht zum Julian und anderen poëtischen Arbeiten kommen zu können. Jetzt stöbern wir oft Abends zusammen in seinen alten Mappen, was ich grenzenlos gern mag; es ist noch so vieles darin, was ich noch gar nicht kenne. Das längere Vorlesen kann Emanuel noch gar nicht vertragen." Und am 8. Februar: „Emanuel geht es jetzt ziemlich gut; wir führen das still zurückgezogene Leben noch immer fort und fühlen uns sehr wohl und vergnügt dabei."

Gemeinsam besuchten Beide die Vorlesungen, welche verschiedene Münchener Gelehrte in diesem Winter für das gebildete Publicum hielten. Liebig hatte den Reigen eröffnet mit einem Vortrage über die Natur der Flamme. „Er kam mir vor," schrieb Ada, „wie ein Zauberer, wie er dastand und die allerverschiedensten Flammen auf wunderbare Weise bewerkstelligte, die mit ihrem blauen und grünen Schein sein Gesicht ganz unheimlich beleuchteten." — — „Emanuel ist es eben so ergangen, wie mir, daß er das Ganze am Ende nur als ein zauberhaftes Schauspiel bewundert hat, während ich erwartet hatte, daß er sich sehr über meine Dummheit entsetzen würde."

Mehr Freude fand sie an Dingelstedt's Vorlesung: Faust auf der Bühne. „Er fing mit den alterältesten Entstehungen und Behandlungen der Faustsage an, las eine Scene aus dem Puppenspiele mit sehr schönem Organ und Ausdruck vor; gab uns dann eine Probe von dem Faust des Engländers Marlow; sprach vom „wunderthätigen Magus", als dem spanischen Faust; und kam dann endlich auf den Göthe'schen. Diesen will er in seinen beiden Theilen mit Gewalt auf die Bühne gebracht haben; wie er das aber mit seinen hiesigen Schauspielern anfangen will, weiß ich nicht. Alles, was er

sagte, war so interessant und lebendig, so klar entwickelt, daß es mir sehr viel Freude gemacht hat."

Geibel selbst sprach in seiner Vorlesung über das Epos im Allgemeinen und las dann den zweiten Gesang seines Julian vor. „Am Schluß desselben wurde ich mit Lobeserhebungen der entzückten Damen bombardirt; ich weiß überhaupt immer gar nicht, was ich zu den unzähligen Complimenten sagen soll, die ich in Emanuels Namen entgegen nehmen muß."

Allmälich fingen sie auch wieder an, mehr Theil an der Geselligkeit zu nehmen. Besonders entzückt schrieb Ada im März von einem Abend bei Dingelstedt's, wo es bei Tische sehr lustig herging. „Zufällig kam die Rede auf Anapäste, und Dönniges meinte, Emanuel verstände dies Versmaß nicht zu behandeln; sogleich bewies Emanuel ihm in improvisirten Anapästen das Gegentheil, und Dönniges antwortete wieder in Versen. So war der Anfang gemacht, und die Verse in den verschiedensten Maßen strömten jetzt von allen Seiten; denn Dingelstedt und Kobell hörten auch nicht lange schweigend zu. Wenn der Eine schwieg, setzte der Andere augenblicklich seine Rede fort; so ging das immer hin und her. Die meisten und schönsten Verse sprachen Emanuel und Dingelstedt; Dönniges ließ eigentlich am wenigsten von sich hören, wußte aber die Anderen, sobald eine kleine Pause eintrat, durch Neckereien und Herausforderungen immer wieder aufzustacheln und zu neuen Versen anzuregen." — Aber, heißt es in demselben Briefe, „die Tage, von denen ich Dir nichts erzähle, sind eigentlich immer die nettesten; nach meinem Briefe klingt es Dir am Ende so, als wenn wir ganz rasend viel schwärmen. Es ist ja aber ganz natürlich, daß ich die stillgemüthlichen Tage, an denen wir nichts vorhaben, mit Schweigen übergehe." Und in einem späteren Briefe: „Emanuel hat jetzt angefangen, mir den Ariost vorzulesen — dramatische Sachen sind ihm immer noch zu angreifend — wir amüsiren uns sehr gut dabei; mich zieht seine heitere Erzählungsweise viel mehr an, wie Tasso's immer ernsthaftes Pathos im befreiten Jerusalem."

Wie ein rother Faden ziehen sich durch Ada's Briefe die Klagen über ihres Mannes leidende Gesundheit hin. Seit jenem ersten Anfall im Sommer 1847, dessen er in dem mitgetheilten Briefe an seine Schwägerin gedenkt, war er nicht völlig und dauernd genesen.[1]) Es ist wohl ein betrübender Gedanke, daß er während der ganzen zweiten Hälfte seines Lebens durch immer häufiger wiederkehrendes und zuletzt fast ununterbrochenes Siechthum in seinem dichterischen Schaffen gehemmt wurde und, wie er im December 1859 an Emanuel Schärer schrieb, „fast jede arbeitsfähige Stunde dem siechen Körper abringen mußte". Und wie wenig verrathen seine Schöpfungen den körperlichen Druck, unter dem sie entstanden. „Die wissenschaftlichen Arbeiten," schreibt Ada einmal, „greifen ihn nicht so an; sobald er aber eine Stunde poetisch gearbeitet hat, ist es höchste Zeit, daß er seines Kopfes wegen aufhört." In München waren es besonders die Verpflichtungen, welche seine gesellige Stellung dort und seine persönlichen Beziehungen zu der Königlichen Familie und zum Hofe ihm auferlegten, und deren Erfüllung er sich nur schwer, und doch immer nur zeitweise ganz, entziehen konnte, welche schädlich auf ihn wirkten. Zeiten der Ruhe, in denen er still und häuslich leben durfte, thaten ihm stets wohl. Und wenn es ihm dann besser ging, und seine Stimmung wieder heiter und hoffnungsvoll wurde, war Ada's Glück vollkommen. „Ich kann Dir nicht sagen," schrieb sie der Schwester in einer solchen besseren Zeit (Februar 1854), wie glückselig ich darüber bin. Es ist vielleicht thöricht von mir, daß ich nun gleich wieder voller Hoffnung auf eine wirklich anhaltende Besserung bin, aber ich mag und kann es doch einmal nicht lassen. Ja, wenn Emanuel gesund wäre, wäre ich wohl ein beneidenswerthes Geschöpf!"

---

[1]) Es ist hier nicht der Ort, auf die Natur seines Leidens einzugehen und meine ärztliche Meinung darüber, wie ich sie mir nach Mittheilungen von ihm selbst und den Seinigen und nach mehrjähriger eigener Beobachtung, in Verbindung mit den Ergebnissen der Section, gebildet habe, auszusprechen.

In kranken Tagen regte sich in Beiden die Sehnsucht nach Lübeck und nach den Geschwistern mit doppelter Stärke. „Wie gern," schreibt Ada (März 1853), „kämen wir nach Lübeck! Wenn es blos mit der ungeheuren Sehnsucht gethan wäre, säßen wir schon längst wieder bei euch, um immer da zu bleiben; aber das geht nun einmal doch nicht. Emanuel hat mir schon im Herbst angekündigt: „wenn ich erst 6 Monate fort bin, krieg' ich Heimweh; das ist mir immer so gegangen." Diesmal hat sich's nun noch früher eingestellt, d. h. in kranken Tagen, wenn er sich nach Stille sehnt; in besseren Zeiten erkennt er es doch auch sehr an, wie viel Schönes hier ist, was er in Lübeck entbehren müßte. Wie selig ich sein würde, wenn wir einmal hinreisten; brauche ich Dir wohl nicht erst zu sagen — nun die Zeit wird wohl noch einmal kommen." Und ihrer Schwester Pauline hatte sie kurz vorher geschrieben: „Ich wollte übrigens sehr gern, daß Du gleich noch 1 oder 2 Jahre älter wärest. Dann würden wir Dich augenblicklich hercitiren. — — — Ich kann Dir gar nicht sagen, wie ich mich darauf freue, denn mit der Zeit muß es auch noch mal geschehen — ganz nothwendig."

Nach seinem Tagebuche arbeitete Geibel in diesem ersten Münchener Frühling vorzugsweise am Julian. Häufig wird Lingg's Name genannt, mit dessen Gedichten er sich damals viel beschäftigt zu haben scheint.

Am 21. April theilte Ada ihrer Schwester Elise zuerst mit, das sie Ende Juni's ihre Niederkunft erwarte. „Du brauchst Dich gar nicht um mich zu quälen und zu sorgen, daß ich bei meiner Unerfahrenheit hier nun so allein und rathlos sei. Glück, Freude und Freunde kommen mir wirklich, wie vom Himmel geschneit, ich kann's nicht begreifen, wie ich es verdiene, und weiß nicht, wie ich dafür danken soll. Vor allen anderen nimmt sich die Professorin Caroline Erdl (geb. Martius) meiner in Wort und That ganz unendlich liebevoll an und sorgt für mich, wie nur eine Mutter es könnte." — — „Um unsere schönen langgehegten Sommerpläne ist es nun vorbei. Den ganzen Winter haben wir uns ausgedacht, wie wir in den Sommer=

monaten verschwinden und verschellen wollten, aber das geht nun nicht, für Emanuel thut es mir sehr leid, daß es ihm seinen Sommer so zerschneidet. Wenn es möglich ist, machen wir vielleicht vorher noch eine kleine Tour in die nähere Umgegend. Nachher werde ich mich wohl in mein Schicksal finden müssen und längere Zeit Strohwittwe sein. Ich mag noch gar nicht daran denken, werde aber vernünftig sein und selbst darauf bringen, daß Emanuel fortgeht."

Das bevorstehende Glück war ihrer jungen Seele noch so fremd, daß sie es kaum zu fassen vermochte. „Elise" schrieb sie einige Tage später an Pauline, „ist viel kühner in ihren Gedanken, wie Emanuel und ich, wenn sie sich mich sehr gut als Mama vorstellen kann." — — „Im englischen Garten ist der Rasen jetzt ganz mit Primeln und Anemonen bedeckt, die Büsche sind schon grün, und die größeren Bäume keimen und knospen mit Macht; ich sage Dir, es ist ganz reizend da; und dann, die Unmasse von Vögeln drin! Es ist immer unser ganz besonderes Vergnügen, die Möven zu beobachten, die sich an einer uns nun schon wohlbekannten Stelle über dem Wasser vereinigen und dann weit in die Luft hinausschießen. Wenn man doch mit könnte! Ach wenn ich zu euch hinüberfliegen könnte! nur manchmal auf ein Stündchen und dann wieder zurück, ich würde selig sein. Es faßt mich jetzt manchmal mit gewaltiger Sehnsucht, aber gerade nur in den allerschönsten Stunden draußen, wenn die Welt so schön ist, daß ich gar nicht genug an dem einen kleinen Stück habe, wo wir nun einmal leben. Heimweh ist das nicht zu nennen."

Ihre dauernd gute Gesundheit ließ sie der Katastrophe ohne Furcht entgegensehen. „Ich befinde mich noch immer ganz wohl," schreibt sie am 4. Mai, „worüber Emanuel und ich uns nicht genug freuen können. Mit Wonne gehe ich täglich ein Paar Stunden spazieren, was mich nicht im Geringsten angreift; am liebsten wäre ich den ganzen Tag in der frischen Luft." Sie erzählt dann von einer Fahrt, die sie mit Bekannten nach der Menterschwaige unternommen hatten. „Wir brachen

früher auf, als die Anderen, um den Rückweg zu Fuß zu machen, was nun in der Abendkühle ganz wundervoll war. Der Fußweg ist viel schöner, als der Fahrweg, er führt abwechselnd durch Wald und Buschwerk an Abhängen entlang, meist am Ufer der wilden schönen Isar, deren Rauschen mich oft an die See erinnert." Die Tour hatte ihnen so wohlgefallen, daß sie schon nach acht Tagen sie auf eigene Hand wiederholten. Und zum Schluß: „Nächste Woche kommt Emil Devrient, um Gastrollen zu geben, und da werden wieder Shakespeare'sche Stücke aufgeführt; ich freue mich schon sehr darauf. Emanuel liest mir jetzt Abends vor, wenn er sich irgend darnach befindet. König Johann haben wir zu Ende und sind jetzt bei Richard II."

— — — — — — — — — — — — —

Aber die Freude verkehrte sich bald in Leid und Sorge. Sechs Tage nach jenem Briefe stürzte der verfrühte Eintritt der Geburt Ada in ernste Lebensgefahr. Doch schon am dritten Tage konnte Geibel seiner Schwägerin eine entschiedene Besserung melden. „Unendlich rührend ist es", schreibt er, „wie Amanda in all ihr Leiden ergeben, keine Ahnung davon hat, daß sie mehr, als andere ausgestanden, sondern meint, das gehöre eben dazu. Mir wird es furchtbar schwer, daß ich fast gar nicht zu ihr darf; aber ich sehe es ein, daß die Aerzte Recht haben mit ihrem Verbote; so bleibe ich draußen und werfe nur manchmal einen Blick auf sie, wenn sie schläft. An der Professorin Erdl, die nun schon zwei Nächte bei Amanda gewacht hat, und außerdem sich des Hauswesens annimmt, haben wir eine wahre Samariterseele". — —

„So ist denn menschlich vorgesorgt. Die beste Hülfe aber kommt von Gott, zu dem ich mit Thränen bitte, daß er mir das Theuerste, was die Welt für mich hat, noch lassen möge".

Nach 11 Uhr.

„Eben habe ich sie einen Augenblick gesehen. Sie hatte wiederholt so dringend nach mir gefragt, daß man mich hereinrief. Das Kind lag neben ihr, ihr ganzes Wesen war wie verklärt. Sie war ganz heiter, schmerzenfrei und ohne Fieber". — — —

Und am anderen Tage schreibt er:

— — — — „und so dürfen wir uns denn auf all die entsetzliche Angst unter inbrünstigem Dank aus Herzensgrunde freuen. Freilich wird noch für Wochen die strengste Stille und Abgeschlossenheit nöthig sein, und ich selbst darf Amanda, bis neun Tage vorüber sein werden, nur auf ganz kurze Augenblicke und fast nur mit stummem Gruße sehen. Allein wie gern will ich diese kurze Entbehrung tragen, nun mir der Ausblick in die Zukunft durch Gottes Gnade fröhlich wieder eröffnet ist".

Ada's Genesung schritt rasch vorwärts. Die treue Pflege und Fürsorge, die Caroline Erdl ihr fortwährend widmete, war den fernen Geschwistern ein großer Trost. Am 21. Juni schrieb Ada zum ersten Male wieder an die Schwester.

— — — „Ich brauche Dir wohl nicht erst zu sagen, wie glückselig ich bin, und wie ich es täglich mehr werde, da ich sehe, wie das süße Kind so herrlich wächst und gedeiht. Ich weiß nicht, wie ich Gott danken soll für seine unaussprechliche Gnade, die alles Unheil so schnell abgewendet und mich so selig gemacht hat. Ach Elise! die Welt ist so wunderschön, das habe ich nie so empfunden, wie jetzt, da ich zuerst wieder nach überstandener Gefahr in den herrlichen Sonnenschein und das schöne volle Grün des Sommers hinausgefahren bin".

Traurig machte sie nur die bevorstehende Trennung von ihrem Manne, für den Pfeufer eine abermalige Cur in Carlsbad nothwendig erklärt hatte. „Ich sehe zu gut ein, wie nöthig es ist, daß er endlich aus der Stadtluft und den Unbequemlichkeiten der Geselligkeit herauskommt, um ihn meinetwillen zurückhalten zu wollen. Die Trennung wird mir noch recht schwer werden. — Da muß mich denn mein kleines liebes Müschen beschäftigen und trösten. Ich bin unbeschreiblich glücklich, daß Emanuel sich so viel um das Kind kümmert und daran freut. Er schleppt mit ihr herum, und sie krabbelt in seinem Bart und läßt sich von keinem so gut zur Ruhe bringen, wie von ihm".

Da Pfeufer auf eine schnelle Abreise drang, so fand am

28. Juni die Taufe des Kindes statt. Sie wurde Ada Marie Caroline getauft und Marie genannt.

Am 30. Juni reiste Geibel dann nach Carlsbad ab.

Die Trennung von ihm wurde Ada, wie sie gefürchtet hatte, sehr schwer. Ihr bester Trost waren das Kind und seine Briefe.

Aus Geibels Briefen an Ada:

Carlsbad, 5. Juli 53.

— — — — — — — — — — — — —

„Nach mehrfachem Fragen fand ich in demselben Hause Quartier, wo ich zuletzt wohnte, und soll in vierzehn Tagen auch mein altes schönes Zimmer wieder beziehen, in dem ich damals das erste Buch des Julian schrieb. Bekannte sind glücklicherweise bis jetzt nur wenige hier, und nur solche, die mich nicht geniren, unter diesen Laube, der Stammgast zu Carlsbad ist, und mit dem sich's gut und bequem verkehrt. Heute Morgen in aller Frühe habe ich zuerst getrunken. Ich bin davon etwas matt und erhitzt, aber das ist immer so. Meine Stimmung ist heiter; Luft, Sonnenschein und die gänzliche Loslösung aus den kleinen Münchener Verhältnissen thun mir wohl. Wenn ich Dich nur bei mir hätte! Ich würde an der schönen Natur, an dem freien Leben nicht die doppelte, nein die zehnfache Freude haben. Du glaubst nicht, wie du mir stündlich fehlst, wie ich Dir Alles sagen und zeigen möchte. Das ist noch ganz anders, wie im vorigen Jahr, Du unendlich liebe Seele. Freud und Leid haben uns seitdem viel, viel inniger verbunden.

Ich schriebe gerne noch weiter, aber das lange Schreiben taugt nicht; so will ich vernünftig sein. Gott segne Dich und unser Kind!" — — —

D. 7. Juli 53.

„Wie dank ich Dir für Deinen lieben süßen Brief, den ich richtig auf der Post vorfand, als ich meinen abgab. Ich lese ihn wieder und wieder und trag ihn immerfort bei mir; auf jedem schönen stillen Punkt seh' ich hinein, und da ist's mir,

als wenn Du neben mir ständest und mich mit Deinen lieben schwarzen Augen ansähest. Ach Kind, wie selig macht es mich, daß Du so gern an mich denkst, daß Du mich so lieb hast, wie jede Zeile es mir verräth! — — —

Wenn ich dir nur die reizende Landschaft zeigen dürfte! Es flockt manchmal ordentlich, wie Liederanfänge auf mich herunter, aber ich darf noch nicht wagen, sie festzuhalten. — — — — — — — — — — — — — —

Daß Dir Oswald und Lisbeth so gut gefallen, freut mich sehr; ich wollte, wir hätten mehr solche Bücher. Das ist die wahre natürliche Schilderung einer wahren und natürlichen Liebe und darum so unendlich viel ergreifender und poëtisch schöner, als alle noch so psychologisch feinen und stylistisch vollendeten Darstellungen leidenschaftlicher Verirrung. — — — — — — — — — — — — — — —

Und nun lebe wohl, mein einzig süßes Herz. Gott mit Dir und Deinem Kinde! Mir ist der Sinn heut so hoffnungsreich, bitte nur recht, daß wir fröhlich wieder zusammengeführt werden. Ach gesund mit Dir leben, mit Dir der schönen Welt mich freuen, welche glückselige Aussicht, so glückselig, daß ich sie kaum mir auszumalen wage! Nun, wie Gott will, der Macht hat zu Allem. — P. S. Es ist heut ein glücklicher Donnerstag. Eben will ich diesen Brief zusiegeln und auf die Post bringen, da wird mir dein zweiter, trotz des poste restante, in's Haus geschickt. Hab tausend, tausend Dank, Du lieber Engel, für die ausführlichen Nachrichten. Wenn Du nur nicht so einsam wärest. Und doch thut es mir schändlichem Menschen nicht blos wehe, daß Du Dich nach mir sehnst. Aber mir geht es ebenso, und gerade bei diesem schönen Wetter am meisten. Alles, alles mit Dir theilen, das ist erst leben. Auf einzelnes antworten, will ich das nächstemal. Heute schließ' ich, damit das Blatt gleich fort kann. Mit tausend Grüßen und Küssen."

D. 10. Juli 53.

— — — — — — — — — — — — —

„Ich baue immerfort Luftschlösser für das nächste Jahr; vielleicht ließe sich's dann doch so oder so einrichten, daß Du mitkönntest. Oft ist mir der Gedanke gekommen: wenn wir einen Winter hier zusammen zubringen könnten, ganz in der Stille, von aller Welt fern; ich langsam, aber gründlich ausheilend und ungestört arbeitend, Du allein mit dem Kind und mir, ohne Hausstandssorgen, nur das leise Einschlafen der Natur und dann ihr erstes träumerisches Erwachen in diesen wundervollen Thälern belauschend. Ach, warum sind das eben nur Luftschlösser, zerrinnend und zerflatternd, wenn man die Hand darnach ausstreckt! — — — — — — — — — — —

Auch die Nachrichten aus Lübeck haben mich natürlich im höchsten Grade interessirt. Es freut und beruhigt mich außerordentlich, daß mein Vater nun doch endlich wieder bei seinen Kindern ist; ich denke immer, der Aufenthalt in Lübeck soll ihn noch geistig wieder etwas auffrischen." — — — — — —

D. 13. Juli 53.

— — — — — — — — — — — — —

„Ja, der Hamlet ist ein gewaltiges Stück, das jedesmal mächtiger wirkt, je öfter man zu ihm zurückkehrt. Und ganz besonders auf der Bühne. Shakespeare ist überhaupt so durch und durch dramatischer Dichter, daß er mehr, als jeder andere gesehen werden will. Eine nur einigermaßen gute Darstellung trägt es immer über das bloße Vorlesen davon; bei dem bloßen stillen Lesen aber ist wohl die Einsicht in seinen Gedankenreichthum, in die Meisterhaftigkeit seiner Charakteristik, in die einzelnen poëtischen Schönheiten, niemals jedoch der volle Eindruck der ungeheuern Totalwirkung zu gewinnen. Auf der Bühne fällt neben den Werken dieses Riesengeistes Alles weg, was unsere deutschen Dichter geschaffen haben, und ich wollte darum, daß Du den Clavigo, der doch auch gerade in theatralischer Beziehung wirksam ist, zuerst und dann den

Hamlet gesehen hättest; denn nun wird er Dir doch ein wenig blaß erschienen sein. — — — — — — — — — — — —

Auf dem Heimwege begegneten mir Laube und Münch (Halm), und ich wurde auch mit dem letztern bald bekannt. Er ist in der That persönlich von großer Liebenswürdigkeit, angenehm und theilnehmend im Umgange. Die spanischen Dichter schlugen rasch eine Brücke zwischen uns; er kennt sie genau, und sein bestes Stück: „König und Bauer“ ist eine zwar sehr freie, aber darum nicht minder glückliche Bearbeitung eines Schauspiels von Lope. Wir kamen so tief in's Gespräch, daß wir gleich auf gestern Nachmittag einen weiteren Spaziergang unter vier Augen verabredeten, der denn auch zu gegenseitiger Zufriedenheit ausgeführt wurde. Wir tauschten mancherlei über unsere Arbeiten aus, und er ging auch auf die meinigen mit wirklicher Hingebung ein. Namentlich drängt er mich zu den Nibelungen; „das Stück ist ja in der Hauptsache fertig,“ sagte er, „Sie brauchen es ja nur aufzuschreiben; die Anlage hat den Vorzug, groß und einfach zugleich zu sein; die Handlung ist lebendig, und für die Bühnenwirkung, auf die ich mich verstehe, glaube ich Ihnen bürgen zu können.“ Du kannst denken, daß mich das lebhaft anregte und mir wieder Muth machte. Ach nur Muße, nur so viel Gesundheit, um anhaltend arbeiten zu können — mit welcher Freude wollte ich daran gehen! Hätte ich nur jemand in München, mit dem ich mich so aussprechen und die kleinen Handwerksschwierigkeiten so erörtern könnte. Wenigstens will ich die Zeit jetzt benutzen, den Stoff so viel als möglich bis in's Kleinste reif zu tragen. Aber mit Schrecken sehe ich, daß ich Dir heute nichts schreibe, als von Drama und Theater. Verzeih', meine Seele ist eben ganz voll davon; so geht es, wenn man einen Poëten zum Manne hat. Aber glaube nicht, daß ich Dich und unser süßes Kleines darüber vergesse. Was gäbe ich darum, nur einmal wieder in Deine lieben Augen sehen zu können! Der Gedanke an Dich ist es doch, der mein einsam Leben in Glanz taucht, und wenn ich mich freue, daß der poëtische Schöpfungsdrang sich wieder

rührt, so ist es fast mehr um Dich, als um mich. Ich legte so gerne noch einen Kranz zu Deinen Füßen, Du lieber Engel, den ich tausendmal grüße und küsse. Dein Emanuel. — — —

Ein anderes Wort in Deinem Brief hat mich erschreckt. Du schreibst von Choleraluft, auch in München. Hoffentlich ist das nur ein Ausdruck gewesen für die dumpfe drückende Schwüle. Sollte das aber nicht sein, sollten wirkliche Spuren der Krankheit, wirkliche Cholerafälle vorkommen, so bitte und beschwöre ich Dich, mich augenblicklich davon zu benachrichtigen. In jedem Fall bitte ich Dich um umgehende Antwort über diesen Punkt, damit ich entweder ruhig sein, oder zu Dir kommen kann." — — — — — — — — — — — — — — — —

Den 16. Juli 1853.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Als eben gestern in der Frühe die Sonne durch die Wolken zu brechen versuchte, und endlich die Nebelflocken im Blauen zerflatterten, wandten sich auch meine Gedanken wieder dem frischen Leben zu, und ich konnte es nicht lassen, meinen alten dichterischen Plänen nachzusinnen. Und da kam denn um Mittag gerade zur rechten Stunde Dein reizender fünfter Brief, an dem ich mich nun doppelt zu erquicken vermochte. Hab' tausend Dank, Du treues Herz, für Deine Liebe, die so schön Alles mit mir theilen will. Wie tief hab' ich Dir den stillen klaren Sommerabend nachempfunden, von dem Du schreibst, mit all seiner Sehnsucht und Erinnerungsseligkeit. Ja, Du hast Recht, Kind; das sind allezeit die Stimmungen gewesen, aus denen meine besten Lieder wurden; ich war dann los von der Welt und ihrem kleinen Treiben, und der Friede kam über mich, der vom Himmel ist.

Was Du über Richard III. schreibst, begreif' ich ganz; das Stück bleibt doch aber eins der ersten Meisterwerke Shakespeares. Nur will es nicht allein für sich betrachtet werden, sondern im Zusammenhange mit den anderen historischen Tragödien. Es ist eigentlich nur der Schlußstein, gleichsam der große fünfte

Akt des ungeheuren Dramas, in welchem der durch Menschenalter und Geschlechter hindurch geführte Kampf der königlichen Häuser York und Lancaster an uns vorüberschreitet. In den drei Stücken von König Heinrich VI. hat sich auf allen Seiten Schuld über Schuld, Verbrechen über Verbrechen gethürmt. Nun tritt in Richard Glosters eiserner Gestalt der schauerliche, vom Schicksal selbst geschmiedete Rächer auf, mit schonungsloser Härte an aller Missethat die Vergeltung erfüllend, aber, schuldiger, als alle, selbst zusammenbrechend, sobald er seine Hand auch mit dem Blute der unschuldigen Kinder befleckt hat. Die Versöhnung des Stückes liegt wesentlich in der rein und licht gehaltenen Figur des tapfern, frommen, am Ende siegreichen Richmond, was aber durch Herrn . . . . unglückliches Spiel wohl nicht deutlich genug zur Erscheinung gekommen ist. Hier auch noch ein Paar Worte über Eichendorff's Julian. Das Gedicht ist durch und durch romantisch; man muß den Ton kennen und lieben und in junger Zeit in jener „mondbeglänzten Zaubernacht" mitgeschwärmt haben, um sich so daran zu erfreuen, wie ich es gethan habe. Für den mit ruhigem Verstande Herantretenden wird immer viel wunderliches und manches dunkle zurückbleiben; und der Mangel historischer Farbe und klassischer Geschlossenheit läßt sich nicht wegläugnen. Was übrigens Fausta betrifft, das plötzlich in's Leben hereintretende Marmorbild, aus dem Du nicht klug werden kannst, so liegt ihr doch eine tiefe ächtpoëtische Conception zu Grunde. Sie ist nichts anders, als die personificirte Idee des alten Heidenthums, das bei allem blühendverlockenden Sinnenreiz doch am Ende nur ein täuschendes Scheinleben hat, innerlich aber todt und steinern ist, wie seine Götter." — — — — — — —

D. 19. Juli 1853.

— — — — „Gestern am Montag hatte ich einen weiteren Spaziergang mit Münch allein verabredet, und wir suchten uns ganz stille Waldwege, um ungestört reden zu können. Der Hauptstoff unserer Unterhaltung waren wieder die Nibelungen. Da hab' ich denn zu meiner Freude erfahren, was die Uebung,

die Bühnenkenntniß, die Erfahrung im Machwerk vermögen. Wir sprachen Scene für Scene durch, und eine Menge von Schwierigkeiten, die mir nicht in der Hauptsache, sondern in der Bindung und Einrichtung der einzelnen Theile noch entgegenstanden, wußte er mit verständigem Rath leicht und einfach zu beseitigen. Du kannst Dir denken, daß ich mich durch seine hingebende Theilnahme wirklich einigermaßen beschämt fühle; von keinem dachte ich weniger lernen zu können, und nun muß er mir gerade bei meiner Lieblingsarbeit hülfreich zur Seite stehen. Ach Kind, wie leicht sind wir ungerecht und vergessen an Menschen und Dingen über dem, was unserer Natur zuwiderläuft, die Vorzüge, die doch auch da sind. Prüfet alles und das Gute behaltet, das gilt vom Dichter eben so, wie vom sittlichen Menschen. — Uebrigens bin ich jetzt so ganz in meinen Stoff eingelebt, Siegfried und Chriemhild, Brunhild und Hagen wandeln so leibhaft um mich her, daß es mir oft schwer wird, mich nicht zum Schreiben hinzusetzen. Aber es wäre jetzt Unvernunft, und so lass' ich's. In der Skizze jedoch denk' ich manches hinzuwerfen, ich fürchte, es kommt so warm und flüssig nicht wieder. Ach Kind, wenn ich Dich doch hier hätte! Du hast soviel Dichterleid mit mir erlebt, nun könntest Du auch einmal die Lust des Dichters mit ansehen und erfahren, wie ein glückliches — wenn auch nur noch innerliches — Schaffen und Gestalten einen heiteren sonnigen Glanz über mein ganzes Leben wirft. — — — — — — — — — — — — —

Sehr neugierig bin ich darauf, welchen Eindruck Dir „Viel Lärmen um nichts" machen wird. Ohne gerade zu den bedeutenderen Schöpfungen Shakespeares zu gehören, ist mir das Stück immer gründlich heiter und anmuthig erschienen, und die Art und Weise, wie die beiden witzigen, eigentlich dem Gefühlsleben abgewandten Naturen Benedikts und Beatricens durch harmlosen Scherz dennoch tiefer und tiefer in Liebesgarne verwickelt werden, hat mich allezeit fröhlich ergötzt. Freilich müssen Beide vortrefflich gespielt werden, auch darf es manchen

Nebenfiguren, besonders den Gerichtsdienern nicht an wirklicher Komik mangeln.“ — — — — — — — — — — — — — —

Den 22. Juli 1853.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Nur daß Du Dich oft so einsam fühlst, thut mir von Herzen weh, und ich mache mir manchmal stille Vorwürfe darüber, daß ich mich wohl und heiter fühlen kann, während Du in der öden heißen Stadt seufzen mußt. Aber es ist fürwahr kein Mangel an Liebe, sondern nur das glückselige Gefühl der wiederkehrenden geistigen Frische und Freiheit, die ich ja seit Monaten schmerzlich entbehren mußte. — — — — — — — —

Ich arbeite jetzt mit ganz besonderer Vorliebe an den lichten Scenen zwischen Siegfried und Chriemhild, und wenn sie gerathen, so ist das Dein Verdienst.“ — — — — — — —

Den 26. Juli 53.

— — — — — — — — — — — „Ich habe, wie Du verständig räthst, alles wirkliche Arbeiten gänzlich aufgegeben; nur des Morgens im Lehnstuhle, wenn ich nach den tiefgrünen Wipfeln des Hammerberges hinüberschaue, oder auf einsamen Spaziergängen suche ich den in mir gährenden Stoff in Gedanken langsam weiter zu reifen, und wenn mir dann ohne Anstrengung ein einzelner Vers, oder irgend eine kurze Stelle fertig vom Himmel fällt, so halt' ich das mühelos Gewonnene nachher schriftlich fest. Im übrigen harre ich geduldig, was werden will, hoffe in kurgemäßem Müssiggang auf bessere Tage, die ja auch — so Gott will — nicht ausbleiben werden, genieße dazwischen des harmlos erquicklichen Umganges mit lieben Menschen und denke unendlich viel an Dich. Denn Du bist doch die liebe Heimath, zu der nach allen hohen und weiten Flügen meine Gedanken fröhlich wieder zurückkehren, und wie ich mir ein Leben ohne Gebet und Lied nicht denken kann, so weiß ich auch nicht mehr, was die Welt mir sein sollte, wenn ich Dich, Du treues, süßes Herz, nicht hätte. Mit Dir wach' ich auf und zu Dir schlaf' ich ein, und der letzte höchste Wunsch, der allezeit in den Tiefen meiner Seele dämmert

und zu allem, was der wechselnde Tag auch bringt, den unwandelbaren Hintergrund bildet, ist der, Dir Deine innige Liebe so lohnen zu können, wie ich wohl möchte, und Dich recht, recht froh und glücklich zu wissen.

Und so geht mein Leben weiter
Durch Gewölk und Sonnenschein,
Heute trüb' und morgen heiter,
Aber trüb' und heiter — Dein.

— — — — — — — — — — — — —

Deine Schilderung des Gallait'schen Bildes ist so lebendig, daß ich es mit allen Einzelheiten vor mir zu sehen glaubte. Gewiß aber ist auch der Eindruck, den Du davon empfangen hast, der richtige. Der Naturalismus in der Ausführung kann unendlich wirksam sein; aber die Kunst sollte solche Gegenstände nicht wählen. Warum stellte der Maler nicht lieber die Helden dar, wie sie zum Tode gingen? Er hätte dann im Ausdruck der Gesichter, in Gang und Haltung die Ueberwindung des dunkeln Geschicks, die freudige Opfertreue, den inneren Sieg ausdrücken können, und wir würden uns dem Bilde gegenüber nicht bedrückt, sondern aufgerichtet und erhoben gefühlt haben. Die starre, leibliche Vernichtung aber, ohne Andeutung der siegenden Idee, das Gräßliche ohne Versöhnung liegt meines Erachtens außerhalb der Grenzen des Schönen; mit großem Talent ergriffen, kann es packen und erschüttern, erfreuen niemals. Deine Stimmung vor dem Bilde wird verwandt mit jener gewesen sein, in welcher Du aus Hebbel's Judith nach Hause gingst." — — — — —

Den 28. Juli 53.

— — — — — — — — „Denke Dir, gestern bin ich hier im Theater gewesen. Und was hab' ich gesehen? — Othello. Und zwar von einem wirklichen Mohren. Es ist das eine ganz eigene Erscheinung. Sein Vater war Häuptling eines schwarzen Stammes in Afrika, ward zum Christenthum bekehrt und nun von der Wahrheit und Kraft seines neuen Glaubens so erfüllt und durchdrungen, daß er, mit Hintenansetzung alles weltlichen Vortheils, den Versuch machte, als

Missionar seinen Landsleuten das Heil zu bringen, das er selbst gefunden. Als das mehrfach mißglückte, zog er sich endlich nach Amerika zurück und ließ dort seinen Sohn, Ira Aldridge, in einem christlichen Seminar zum Geistlichen erziehen. Aber Ira hatte nicht den Sinn des Vaters, ein unwiderstehlicher, auf merkwürdiges Talent begründeter Zug trieb ihn auf die Bühne. Der Kreis der für ihn darstellbaren Rollen war natürlich sehr eng, aber sein Erfolg desto glänzender. So zog er als Othello — später auch als Shylock und Macbeth — durch Amerika und England, überall angestaunt, vielleicht der erste wirkliche Künstler seiner Farbe. Jetzt spielt er in Deutschland und trat bei seiner Durchreise denn auch hier auf, wo er ein gebildetes Publikum erwarten durfte. Daß die übrigen Darsteller, wenn auch erträglich, doch nur mittelmäßig waren, daß ferner der Wechsel deutscher und englischer Rede — denn er sprach englisch, während alle anderen Schlegel folgten — einen etwas barbarischen Eindruck machte, kannst Du denken; dennoch aber war mir die Aufführung von höchstem Interesse, und der Dichter kam mehr zu seinem Rechte, wie auf mancher Hofbühne, z. B. in Berlin. In den einleitenden Scenen, überhaupt in den ruhigeren Parthieen verrieth Ira deutlich, daß er der englischen Schule angehöre; Haltung, Ton und Redeweise waren durchaus die dort herkömmlichen. Aber in den einzelnen Stellen, wo sich entweder das ganze tiefe Gefühl der Liebe kurz ausdrückt, oder wo nachher das volle Gewitter der Leidenschaft in furchtbaren Blitzen sich Luft macht, war er unübertrefflich, war er eben ganz Mohr, wie nur ein wirklicher Mohr es sein kann. Ich werde es nie vergessen, wie er am Schluß des ersten Aufzuges zu der vom Vater verstoßenen Tochter nur die Worte sagte: „Komm, Desdemona!" und wie darin die ganze reine Hingebung seines tiefsten Lebens lag. Und dann späterhin, wo er den Jago an der Gurgel packt, um ihn zum Reden zu bringen, wo er vor Wuth und Jammer sinnlos zusammenbricht, wo er von seinem Weib das Schnupftuch fordert, wo er sie tödtet und dann, ihre Unschuld erkennend,

über ihrer Leiche sich die Haare rauft, das hätte Shakespeare selbst nicht vollendeter wünschen können. Der ganze Mensch war, wie das losgelassene Element, jede Miene, jede Bewegung, jedes Wort rasender Sturm der Leidenschaft. Er war eben Othello, wie er sein soll. Das Stück hat einen ungeheuern Eindruck auf mich gemacht, und wenn Du Dir die Kraft zutraust, das Grauen, das die rettungslos untergehende Unschuld immer hervorbringt, wieder los zu werden, so möchte ich Dir nun doch rathen, es auch in München zu sehen. Aber sieh es erst und lies es dann; der Zusammenhang ist ganz klar und einfach, und Du wirst vieles gerade durch die Darstellung erst recht verstehen. — — — — — — — — — — —

Nachschrift. Eben habe ich die Nachricht vom Tode meines Vaters erhalten; ein Geistlicher, der neben mir wohnt, theilte mir auf schonendste Weise die Trauerbotschaft mit, die bereits in den Zeitungen steht. Du weißt so gut, wie ich, daß wir längst auf das Scheiden des 77jährigen Greises gefaßt sein mußten, und daß wir wahrlich um die Erlösung, nach der er oft genug geseufzt, ihn nicht beklagen dürfen; ja, daß es unter den obwaltenden Umständen als ein Glück und eine Gnade zu preisen ist, daß er, nachdem er fast alle die Seinen noch einmal wiedergesehen, und im Kreise der nächsten Angehörigen und an der Stätte, wo er einst tausendfachen Segen gewirkt, durch einen raschen Tod aus seinen Leiden abgerufen ward. Und doch bin ich tief, tief erschüttert. Ach Kind, Du glaubst nicht, welch ein Mann das war, eh' Alter und Krankheit ihren Schleier über ihn warfen, wie hoch und hell dies heilige Feuer loderte, von dem Du eigentlich nur noch ein Häuflein verwehender Asche gesehen. Gewiß, jetzt ist ihm wieder wohl und jugendlich; der Psalm will mir nicht aus dem Sinn: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden." Wie treu hat er seinem Herrn gedient, und wie schwer lag er in letzter Zeit gefangen! Wohl ihm! Mir ist es jetzt und so wird es vielen sein, als ob nun mit der sterblichen Hülle das Bild seiner letzten Jahre zusammen=

sinken wollte, und nur das in der Erinnerung haften, das ihn uns als den treuen Jünger seines Heilands, als den Mann nach dem Herzen Gottes zeigt. Denn das war er, wie wenige."

Den 2. August 53.

„Wenn ich es auch klar empfinde, mein liebstes Herz, daß der sanfte Tod meines Vaters mir kein Anlaß zu eigentlich schmerzlicher Trauer sein kann, ja wenn ich in seinem unerwartet raschen Eintreten unter den gegebenen Umständen eine gnädige Führung und in jedem Betracht eine Erlösung erkennen muß, so will auf der anderen Seite doch das einfach menschliche Gefühl sein Recht, und Du wirst es begreiflich finden, wenn in diesen Tagen oft ein Klang tiefer Wehmuth durch meine Seele gezogen ist. Ein Leben, das uns einst innig nahe stand, ja von dem wir unseren Ausgang nahmen, ist zu Ende, für diese Welt unwiderruflich zu Ende; der Gedanke zwingt uns immer still zu stehen und mit ernstem Sinn dem Hingeschiedenen nach- und in die eigene Seele greifend hinab zu blicken. Ich hab' es Dir oft gesagt, daß ich unter allen Kindern wohl am meisten der Sohn meines Vaters war, daß ich mehr, als die anderen seine wesentliche Natur, seine geistigen Vorzüge und Schwächen erbte, ja daß ich selbst in meinen körperlichen Anlagen und Gebrechen, oft bis in's kleinste hinein, das Bild der seinigen wieder erkennen mußte. Neben dem tiefen Zuge des Herzens nach göttlichen Dingen, neben dem ernstesten Ringen nach den Gütern des Himmels, neben einer Flugkraft des Gedankens und der gläubigen Empfindung, die ihn höher hinauftrug, als den meisten Sterblichen zu streben vergönnt ist, trat bei ihm im häuslichen Leben nicht selten eine fast harte Unfügsamkeit, ein Mangel an Selbstbeherrschung, eine augenblickliche Maßlosigkeit hervor, die ihm und uns manches Herzeleid bereitete. Gewiß, er hat das in seinen letzten einsamen Leidensjahren mehr als völlig abgebüßt; und ich spreche dies hier wahrlich nicht aus, um auf den Verklärten einen Makel zu werfen, sondern nur weil ich, ach allzutief, fühle, daß ich gerade auch in *diesen* Fehlern sein getreuer Abdruck bin.

Darum bitte ich Gott von Herzen, daß er mir seinen gnädigen Beistand schenken möge, diese Erbsünde mehr und mehr zu überwinden, von der auch Du, mein süßes Kind, schon oft genug hast leiden müssen. Vergieb mir das, mein Herz, und bitte mit mir um Sanftmuth und Geduld und glaube nur, wenn ich oft manches zu leiden habe, es sind das himmlische Mahnungen, die mich zu unausgesetzter Wachsamkeit über mich selbst führen sollen. Ich weiß das wohl, aber das Wissen thut's nicht; es liegt oft weit ab vom Vollbringen, und das Blut ist gewaltig in mir. Stehe Du mir denn auch in diesem Kampfe fest und treu zur Seite und mit leisem, liebem Wort hilf mir das wilde Element dämpfen und beschwichten. Das ist ja der höchste Segen des Ehestandes, daß Einer den Anderen auch innerlich heben und tragen, daß Einer an dem Anderen täglich besser, reiner und himmlischer werden soll. Nicht wahr, davon bist auch Du durchdrungen? So sei denn Gott mit uns und helfe uns rüstig sein, und lasse uns endlich den Sieg gewinnen über die angeborene sinnliche Natur.“ — — — —

D. 12. August 53.

„Da ich noch immer nicht genau erfahren kann, wie lange die Briefe eigentlich von hier nach München gehen, so schreibe ich Dir schon heute, um Dir zu Deinem Geburtstag am 15. von ganzem vollem Herzen Glück zu wünschen. Ja, Gottes Segen über Dich, mein Kind; damit ist eigentlich alles gesagt. Er führe Dich auch durch dies neue Jahr gnädig dahin, und gebe Dir vor allen Dingen, in Freud und Leid ein festes fröhliches Herz, das allezeit dankbar und unverzagt zu ihm hält; er erhalte uns das stille reiche Glück, das er uns in unserer Liebe so freundlich bescheert hat, er erhalte uns unser süßes Kind und lasse es zu Deiner Freude von Tage zu Tage wachsen und gedeihen; und wenn es nach seinem heiligen Rathschluß sein kann, so gebe er auch mir leichtere Tage, damit ich mehr und mehr Dir durch die That beweisen könne, wie unendlich lieb ich Dich habe; denn ach, ich fühle es wohl, daß ich Dir bisher all Deine Lieb' und Treue nicht so zu vergelten ver-

mochte, wie Du's verdienst, und wie ich es gar so gerne thäte. Nochmals Gott segne Dich und mich, denn was den Einen trifft, das fällt ja auch dem andern mit zu. Laß uns ihm vertrauen und auf seine Güte hoffen! Er wird's wohl machen."

— — — — — — — — — — — — —

D. 15. August 53.

„Heut früh bin ich mit dem Gedanken an Dich aufgewacht, und er hat mich seitdem keinen Augenblick verlassen. Was kann ich da Besseres thun, als wenigstens schriftlich mit Dir plaudern, da ich Dich nicht mit einem Kusse wecken durfte, wie ich so gerne gethan hätte. Guten Morgen denn, liebster Schatz, und nochmals tausend Glück und Gottes reichsten Segen zu Deinem neuen Lebensjahre, das wir diesmal nicht mehr allein mit einander, sondern zu dreien betreten. — — — — — —

Den gestrigen Abend brachte ich bei der Fürstin Wittgenstein[1]) zu, bei der mich Liszt, mit dem sie im vertrautesten Verhältnisse lebt, auf ihren Wunsch eingeführt hatte. Die Unterhaltung des kleinen Kreises, den ich dort fand, wurde bald äußerst lebhaft; von Aldridge's Othello, den wir alle gesehen hatten, kamen wir auf Shakespeare überhaupt, erst auf den Sommernachtstraum und die Mendelssohn'sche Musik; dann auf den Sturm. Auch hier, meinte ich, sei reicher Stoff zu musikalischer Ausführung. Liszt stimmte mir bei, wir ließen die Hauptmomente des zauberhaften Schauspiels an uns vorübergehn, und der große Dichter machte uns wärmer und wärmer, je mehr wir uns in seine Wunderwelt vertieften. Endlich sprang Liszt auf und setzte sich an den Flügel. Ich hab' ihn immer gerne phantasiren hören, aber gestern spielte er hinreißender, als je. Alles, was wir vorhin durchgesprochen hatten, klang nun in phantastischen Tongebilden wieder an unsere Seele, Meeressturm und Schiffbruch, Angst und Liebe, Caliban's thierisches Fluchen und Stephano's lachende Trunkenheit, und dann wieder, wie aus hoher Luft herfäuselnd, Ariel's

---

[1]) Fürstin Sayn-Wittgenstein, gestorben in Rom im März 1887.

silberne Elfenglöckchen und über Allem endlich Prospero's ordnendes Walten, wie er mit goldenem Zauberstabe die brausenden Elemente und ihre Geister zur Ruhe bändigt und in milder Weisheit die Verwickelungen der menschlichen Leidenschaft schlichtet und löst. Ich kann Dir keine Vorstellung davon geben; Du müßtest es eben selbst mit angehört haben. Aber Liszt fühlte selbst, daß ihm mehr gelungen war, als gewöhnlich; wir sprachen noch lange ernsthaft von einer Musik zum Sturm, bis er mir endlich geradezu auftrug, Dingelstedt zu fragen, ob er nicht in München das Stück auf die Bühne bringen wolle; er (Liszt) getraue sich, die musikalische Ausstattung in ein Paar Monaten zu Stande zu bringen. — — — — — — — —

— — P. S. Aus den Zeitungen sehe ich, daß Prof. Classen als Direktor an das Gymnasium zu Frankfurt a. M. berufen ist. So sehr ich ihm die gewiß bedeutende Verbesserung seiner Lage wünsche und gönne, muß ich die Sache doch für Lübeck innig bedauern. Der Verlust ist für die Schule, wie für die Gesellschaft dort schlechterdings unersetzlich; und die Leute werden erst an der Lücke empfinden, was sie an Classen gehabt haben.“ — — — — — — — — — — —

Am 25. August kehrte Geibel nach München zurück. Er hatte Ada vorher geschrieben, daß er keinesfalls länger, als bis Ende des Monats bleiben werde. „In seiner Weise,“ schreibt Ada, „ist er nun aber doch noch einige Tage früher gekommen, wie ich ihn erwartet hatte, obgleich ich im Stillen die Hoffnung hegte, daß unser Hochzeitstag uns wieder zusammenführen werde. — — — — — — — — — — — —

Ach Elise, wie selig ein solches Wiedersehen ist, hast Du noch nicht empfunden, fast wiegt der einzige Augenblick allen Kummer der langen schweren Trennung auf, und nun ist das Leben noch einmal so schön, als wenn wir immer beisammen gewesen wären. Es ist in der Ehe doch noch ganz anders, als im Brautstand; freilich ist mir die Trennung unendlich viel schwerer geworden, aber das Wiedersehen war auch viel tausendmal schöner. Gott sei Dank, daß ihm die diesjährige Cur viel

besser angeschlagen hat, wie das Emser Wasser. Gesund ist er freilich noch nicht, aber gründlich aufgefrischt und erleichtert. Dazu ist es jetzt ganz still und ausgestorben in München; denn alle Welt ist in den Bergen; da können wir ganz ruhig und ungestört für uns leben, es ist ganz unbeschreiblich gemüthlich. Nun gehen wir wieder mit einander spazieren, und Abends liest Emanuel mir vor — ich glaube wir haben in unserem ganzen Ehestand noch nicht so ruhige schöne Tage gehabt. Dann haben wir jetzt ja auch immer die Freude an dem süßen lieben Engelskind, das alle Tage klüger wird und prächtig zunimmt. Das kleine Müschen war mir immer ein süßer Trost in der Einsamkeit, jetzt aber meine ich doch, daß ich noch größere Freude an ihm habe, da ich sie mit Emanuel theilen kann."

Die in München herrschende Stille erlaubte ihnen zunächst, ihr ruhiges Leben fortzusetzen. „Emanuel," schreibt Ada, „ist jetzt ganz vertieft in seine Nibelungen, die er in Carlsbad wieder aufgenommen hat. Neulich hat er eine wunderschöne mächtige Scene zwischen Siegfried und Brunhild beendigt." Seine Correspondenz hatte er Ada übertragen, die glücklich war, ihm seine langweiligen Briefschreibereien zum Theil abnehmen zu können. „Furchtbar komisch kommt es mir vor, daß ich jetzt mit ausgezeichneter Hochachtung an alle möglichen Litteraten schreibe — es müssen meist abwehrende Antworten sein, aber ich bin ganz hartherzig und bestrebe mich nur, unter Emanuel's Anleitung sehr höflich zu sein". Nicht müde wird sie in den Briefen an die Schwestern ihr Glück zu preisen. „Ich kann Dir nicht sagen," schreibt sie am 16. September, „wie selig ich bin, daß Emanuel wieder bei mir ist. Es ist ein ganz wundervolles Leben jetzt. Es kommt mir seltsam vor, daß ich nun wieder alle Tage regelmäßig spazieren gehe, d. h. Emanuel macht erst seinen Hauptspaziergang allein; um 5 Uhr kommt er nach Hause, dann trinken wir zusammen Kaffee und gehen darauf noch eine kleine Stunde mit einander. Es ist himmlisch in diesen schönen klaren Abenden in der Dämmerung herumzuschlendern. Unser gewöhnlicher Weg ist auf das Marsfeld.

Das ist ein ungeheuer weites Feld, auf dem man einen so weiten Horizont hat, wie nirgends in der Umgegend von Lübeck. An der einen Seite sieht man in der Ferne die Berge, und in diesen Herbsttagen, wo die Sonne nicht mehr brennt, kommt es mir dort fast schöner vor, wie im englischen Garten. Der Sonnenuntergang ist nirgends so schön, wie dort, und ich habe auf diesem Felde nun schon so selige Stunden verlebt, daß es mir sehr lieb geworden ist. Außerdem ist es ziemlich nahe bei unserer Wohnung, und wir brauchen nicht so weit durch die Stadt zu gehen."

„Abends liest Emanuel mir vor. Wenn er müde ist holt er seine Mappen her, blättert darin und liest mir Dies und Jenes daraus vor; es ist noch sehr viel hübsches darin, wenn er es auch nicht als druckfähig anerkennt. Dann hat er angefangen, mir den Othello vorzulesen, ein grauenhaft schreckliches Stück, aber wundervoll. Ich habe es früher nie gelesen und bin sehr gespannt auf die beiden letzten Acte".

„Neulich" schreibt sie einige Wochen später, „haben wir die Fresken der Nibelungensäle in der K. Residenz besehen, die mich jetzt doppelt interessiren, da Emanuel sehr viel mit mir über die Nibelungen und sein Drama redet. Es ist jammervoll, daß ihn sein Befinden wieder so in der Fortsetzung seiner Arbeiten hemmt, mit denen er eben in besten Zug gerathen war. Außerdem rücken seine Collegien immer näher heran. Diesen Winter will er über Shakespeare lesen; darauf freue ich mich ungeheuer, denn er nimmt seine Collegien immer ganz mit mir durch, und dies wird mich noch viel mehr interessiren, als das vorjährige über Poëtik."

Im October verließen sie ihre alte Wohnung und bezogen eine andere in der Schützenstraße Nr. 13, drei Treppen hoch. Nachdem die Mühen des Umzuges überstanden waren, fühlten sie sich in den neuen Räumen sehr behaglich. „Die Sonne scheint hell und warm in's Zimmer, und weit hinaus habe ich den Blick über Häuser und Dächer, die aus sonnig grünen Wipfeln hervorschauen bis fern zu den blauen, halb in Duft verhüllten Bergen. Es ist himmlisch hier oben hoch über allem

Lärm und Staub des Stadttreibens. Denn unser Haus liegt ganz vereinzelt mitten im Grünen. Wir sind selig über die schönen Stuben und die reizende Aussicht; es kommt mir ganz zauberhaft vor."

In demselben Hause unter ihnen wohnte eine alte esthländische Dame, die Staatsräthin von Ledebur, allein mit ihrer Pflegetochter, Fräulein Julie Dreuttel. Wilhelm Jensen, der sie 10 Jahre später durch Geibel kennen lernte, schildert sie in seinem „Gedenkblatt" als eine Frau starken Geistes, der deutschen Litteratur besonders zugethan. „Beide Damen", sagt er, „hörten und urtheilten mit feinem Verständniß; in dem Hause wehte noch ein Nachklang vergangener litterarischer Interessen aus dem Anfange des Jahrhunderts". Es war natürlich, daß zwischen ihnen und den neuen Hausgenossen Beziehungen sich anknüpften, die bald zu einem ungezwungenen und herzlichen Verkehr führten. Ada freute sich auch, daß sie dort bisweilen mit einer jungen „außerordentlich musikalischen" Dame, Fräulein L., zusammentrafen. „Namentlich für Emanuel", schrieb sie den Schwestern, „ist es eine wahre Wohlthat, sich dann und wann wieder an Musik erquicken zu können. Und, denke Dir, wie nett, bei der Gelegenheit sind alle seine alten Lieder wieder hervorgeholt — ich bin ganz glücklich, daß ich ihn endlich wieder singen höre."

Es war der Winter, in welchem König Maximilian seinen langgehegten Plan, die Stiftung eines Ordens für Wissenschaft und Kunst, zur Ausführung brachte. In der von ihm zur Berathung über die Mitglieder und die Statuten eingesetzten Commission vertrat Geibel die Sache der Poesie. Die häufigen Sitzungen nahmen seine Zeit sehr in Anspruch, dazu konnte er sich der öfteren Theilnahme an Hoffesten nicht entziehen, obwohl er sie stets ungern und nur widerwillig besuchte. Dagegen fand er an den Montagsabenden, an welchen der König einen kleineren Kreis geistig hervorragender Männer um sich zu versammeln pflegte, entschieden Vergnügen. Er rühmte gegen Ada den zwanglosen Ton dort und die Möglichkeit

wirklich interessanter und bedeutender Gespräche. Auch die ganze Einrichtung des Locales gefiel ihm, und er beschrieb ihr sehr verlockend den prächtigen alten Roccoco-Saal, der von zwei Kronleuchtern nur mäßig beleuchtet werde; der Boden sei ganz mit Teppichen belegt, die Wände mit großen, etwas dunklen Gemälden bedeckt, und im Kamin brenne fortwährend ein großes Feuer.[1])

In den letzten Wochen des Jahres war Geibel so leidend, daß er die Arbeit an den Nibelungen ganz unterbrechen mußte. Sein Zustand machte Ada Sorge. „Neulich" schrieb sie in den ersten Tagen des neuen Jahres, „hat er trotz Krankheit und Colleg-Arbeiten eine nach meinem Geschmack sehr schöne Ballade geschrieben, wo ein vom bösen Zauber befangener Ritter durch den ersten Schrei seines unschuldigen Kindes gerettet wird.[2]) Ein Paar Lieder sind auch neu entstanden; gar zu gern möchte er an seinen Nibelungen arbeiten, die ihm so klar und fertig vor der Seele stehen, daß er sie, wenn er gesund wäre, in zwei bis drei Monaten vollenden könnte. Es ist zu traurig, daß er immer und immer wieder durch sein Leiden so schrecklich gehemmt wird".

Mit dem Eintritt besseren Befindens nahm Geibel sofort die Arbeit an den Nibelungen wieder auf. Er habe, schreibt Ada am 4. Februar, in den letzten 14 Tagen viel an der Schlußscene gearbeitet, und schildert begeistert der Schwester den mächtigen Eindruck derselben, selbst in der noch unfertigen Gestalt. Auch ihre Gedanken erfüllte das Stück. In demselben Briefe berichtet sie von einer Aufführung des Oedipus auf Kolonos, der sie neulich mit ihrem Manne beigewohnt. „Die Bühne war, wie bei der Antigone, nach griechischer Weise eingerichtet; im Mittelpunct erhob sich, terrassenförmig aufsteigend, die kolonische Höhe mit dem heiligen Hain, hinten lag Athen und das Meer. Das großartige Stück mit der prachtvollen

[1]) „Am Ostersamstag 1864" Gesammelte Werke Band III S. 240.

[2]) „Herr Walther" Gesammelte Werke Band II S. 169—173.

Mendelssohn'schen Musik hat mich tief ergriffen; ich finde es viel menschlicher und uns darum näher stehend, wie den König Oedipus, ja fast wie die Antigone, deren Aufführung mir im vorigen Jahre freilich auch einen großartigen Eindruck gemacht hat." „Ich habe dabei," fährt sie fort, „viel an die Nibelungen denken müssen; sie haben doch etwas Verwandtes mit diesen antiken Stücken, ich glaube, sie müßten, dargestellt, eine ähnliche, vielleicht, da der Stoff deutsch ist, noch größere Wirkung hervorbringen."

Der Frühling war in diesem Jahre besonders schön in München. „Für mich", schreibt Ada einige Wochen später, „ist es eine wahre Wonne, Morgens, wenn ich zuerst in die Wohnstube komme, ein Paar Minuten im offenen Fenster zu liegen und die schöne Aussicht zu genießen — den weiten klaren Himmel und vor mir in der Ferne die Berge — nur manchmal sehne ich mich, gerade wenn Alles um mich herum so still und schön ist, ganz unaussprechlich nach den Glocken der Marienkirche. Es wird hier wohl viel und häufig am Tage geläutet, aber es klingt entsetzlich dünn und schwach gegen den herrlichen Ton der Lübecker Glocken. Für mich ist's aber in diesem Jahre ein glückseliges Frühjahr, denn Emanuel geht es, Gott sei Dank, noch immer recht gut, und wir können den schönen Sonnenschein aus recht frohem Herzen genießen, ganz anders, als voriges Jahr, wo er gerade um diese Zeit recht elend war."

Bei ihrer Hausgenossin, der Staatsräthin von Ledebur, waren sie öfters mit Riehl's zusammengetroffen, zu denen sich Beide gleich Anfangs sehr hingezogen fühlten, und die ihnen, je öfter sie sie sahen, desto lieber wurden. Da sie ganz in ihrer Nähe wohnten, so entwickelte sich bald ein vertrauter Umgang. Im Februar hatte Geibel die Freude, seinen alten Gönner, Herrn von der Malsburg, wiederzusehen, der mit seiner jüngeren Tochter die älteste, in München an den Grafen Holnstein verheirathete Tochter besuchte. Eine Hauptfreude aber brachte ihm die nahe Aussicht, seinen Freund, Paul Heyse, zur Seite zu haben. „Seit einigen Tagen," schrieb Ada der Schwester

am 30. März, „ist Paul Heyse hier, hat sich eine Wohnung gemiethet und wird etwa im Mai mit seiner jungen Frau (jetzt noch Braut) ganz nach München ziehen. Ihr wißt vielleicht schon durch Zeitungsnachrichten, daß der König ihn hierher berufen hat, und Du kannst denken, wie unbeschreiblich wir uns darüber freuen. Es bildet sich hier allmählich ein ganz kleiner, ungeheuer netter Kreis; zu unserer Freude hat Heyse in unserer nächsten Nähe eine hübsche Wohnung gefunden, und wir haben uns jetzt schon für den nächsten Winter tausend herrliche Pläne gemacht. Vor Allem freue ich mich auf einen festen Abend bei der Staatsräthin von Ledebur, an dem nur Heyse's, Riehl's und wir Theil nehmen werden; es wird wirklich reizend." — —

„Emanuel ist ganz glücklich, nun endlich wieder einen Menschen zu haben, mit dem er auch seine poetischen Arbeiten ordentlich durchsprechen kann."

Am Palmsonntag 1854 wurde Ada's Schwester Pauline confirmirt. Ada schrieb ihr an diesem Morgen: „— — — Es ist ein köstlicher Palmsonntag heute; bei uns bricht seit ein Paar Tagen der volle Frühling mit Macht herein, und ich kann gar nicht wegfinden vom offenen Fenster. Draußen ist Alles noch so friedlich still; nur die Vögel zwitschern, und dazwischen klingen von fern die Sonntagsglocken durch die klare sonnige Luft herüber. In Gedanken bin ich in meinem schönen alten Dom mit seinen prächtigen Glocken, den hohen kühlen Bäumen auf seinem stillen Kirchhof. Heute habe ich unbeschreibliche Sehnsucht nach Euch und vor allen nach Dir, und es wird mir schwer, mich mit einem Gruß aus der Ferne zu begnügen; gar zu gern möchte ich Dir in's Auge sehen und Dir einen Kuß geben können. Ich hoffe, daß Du es fühlst, wie meine Gedanken um Dich sind, und meine Segenswünsche Dich begleiten."

Bald aber kamen für Geibel so anhaltend schlimme Tage, daß er sich zu Anfang Mai's entschloß, nach Schlesien zu reisen, um dort eine Wassercur zu gebrauchen, die ihm schon im vorigen Herbst durch Romberg, mit dem er in Carlsbad zu-

sammengetroffen, angerathen war. Ada empfand die Trennung dieses Mal fast noch schwerer, als im vorigen Jahre, besonders, da Geibel's Briefe ihr Anfangs wenig Aussicht auf eine wirkliche Besserung seines Leidens gewährten.

Eine Zeit lang trug sie sich mit der Hoffnung, daß Pauline noch in diesem Jahre zu ihr kommen werde. „Was wird das für ein reizendes Leben", schrieb sie am 10. Juni der Schwester. „Vormittags besorgen wir gemeinschaftlich den Hausstand und Alles, was damit zusammenhängt; Nachmittags gehen wir spazieren, und Abends wird etwas Gemeinschaftliches gelesen, oder Du spielst uns vor, und Emanuel singt mit Deiner Begleitung, denn bis dahin müssen wir auf jeden Fall ein Klavier gekauft, oder doch gemiethet haben. Ach, es wird so reizend, daß ich gar nicht so viel daran denken sollte, sonst kommt am Ende doch noch etwas dazwischen."

Ihre bange Ahnung trog sie nicht. Dazwischen trat ihre Krankheit, und erst auf ihrem Sterbelager sah sie die Schwester wieder.

„Meine Tage kommen mir endlos lang und gleichgültig vor," schrieb sie ihr einige Wochen später, „aber viel Zeit für mich allein bleibt mir nicht, trotz meiner Strohwittwenschaft. Morgens schreibe ich an Emanuel; dann nähe ich und besorge, was sonst im Hause zu thun ist; dann bekomme ich nach Tisch Sehnsucht nach Menschen und gehe zur Staatsräthin, zu Frau Riehl oder zu Gretchen (Heyse), und auf den Abend bin ich fast immer eingeladen, oder ich bekomme Besuch von Luise Bluntschli (jetzt Professorin Hecker), oder sonst Jemand. So geht ein Tag nach dem anderen vorüber, langsam genug, aber wir kommen doch weiter, und jetzt sehe ich schon ein Ende der Trennung dämmern. Heute Morgen hatte ich einen recht vergnügten Brief von Emanuel, in dem er mir zum ersten Male schreibt, daß er sich wirklich merklich besser fühle. Du kannst denken, wie glücklich ich darüber bin, und wie ich nun wieder voll frischem Muth und Hoffnung bin; es war mir ein gar zu trübseliger Gedanke, daß die ganze lange Trennung umsonst

sein sollte und doch sah es schon fast so aus." — — — —
„Ich bin unendlich froh über unseren kleinen Kreis von lieben Freunden, namentlich jetzt in der Einsamkeit wüßte ich nicht, wie ich es ohne sie aushalten sollte."

„Mein Haupttrost und Zeitvertreib bleibt aber doch der kleine Musch. Du glaubst gar nicht, wie reizend das Kind ist. Wenn ich sie jetzt frage: „wo ist Dein Papa?" so dreht sie sich um und zeigt mit dem Finger auf die Büste, die auf dem Tassenschrank steht, und sagt nachdrücklich: „da!" Neulich zeigte ich ihr einmal sein Bild vorn in den Juliusliedern; sie fiel gleich darüber her und küßte und streichelte es unaufhörlich; dann aber machte sie plötzlich kehrt, zeigt auf die Büste und sagt: „da Papa!" Es wird wahrscheinlich nur ein Zufall gewesen sein, aber es sah genau so aus, als wenn sie mich auf die Aehnlichkeit zwischen Bild und Büste aufmerksam machen wollte. Ich bin neugierig, was der Papa sagen wird, wenn er seinen kleinen Engel wiedersieht; das Kind ist in der Zeit seiner Abwesenheit ungeheuer viel größer, klüger und amüsanter geworden."

Aus Geibel's Briefen an Ada:

Görlitz, d. 10. Mai 1854.

„Gestern, mein liebes, süßes Herz, konnte ich anstatt bis nach Dresden, bis hierher nach Görlitz fahren. So blieben mir denn, da der Breslauer Zug erst um Mittag abgeht, ein Paar Augenblicke übrig, um Dich auch schriftlich zu grüßen. Mir thut das heute doppelt wohl, heute, wo mein ganzes Herz voll Erinnerung ist und voll Sehnsucht nach Dir und nach unserem lieben Kinde. Wenn ich an die schwere angstvolle Zeit vorm Jahre zurückdenke, und mir nun sagen muß, daß aus all dem Bittern für uns Beide am Ende nur Segen und reine himmlische Freude geworden ist, wie haben wir da zu danken! Ja Dank und Preis dem Herrn, daß er mir Dich, Du süßes Leben, erhalten, daß er das kleine aufgegebene Kindchen so wunderbar behütet und ihm so volles fröhliches Gedeihen gegeben hat. Wir haben es damals erfahren, daß

Gott nahe ist, gerade, wenn die Wolken einmal recht tief herabhängen. So laß uns denn auch jetzt den Muth festhalten, wenn es einmal dunkeln will, und ihm vertrauen. Er wird Alles wohl machen." — — — — — — —

Ohlau, Freitag d. 12. Mai 54.

— — — — — — — — — — — — —

„Schnerr begrüßte mich schon auf dem Bahnhof und führte mich auf einem leichten Wagen durch die kleine stille Stadt in seine Wohnung. Sie liegt auf einem großen, mit jungen Bäumen umpflanzten Platz und ist äußerst behaglich eingerichtet; hohe Zimmer, Teppiche, Balkon und Blumenfenster. Mein Zimmer liegt nach hinten und ist mit Allem versehen, was ich brauche. Auf meinem Schreibtische fand ich Deinen Brief. Ich hatte noch keinen erwartet, so war ich doppelt froh. Hab' tausend, tausend Dank, Du glaubst nicht, wie es mich glücklich macht, wenigstens so in Gedanken mit Dir fortleben zu können und allen Deinen Schritten nachzugehen. Ach, in der Entfernung fühlen wir erst recht, was Liebe heißt, dies Drängen und Verlangen des innersten Wesens nach dem, was ein Theil unseres Lebens geworden ist und nun an allen Enden uns fehlt. Da ist es wie ein milder erquicklicher Thau, wenn die Worte aus der Ferne zu uns herüberkommen, die Seele saugt sie durstig auf und schließt sie in sich, wie einen lieben Schatz. Hab' nochmals Dank und schreib bald wieder!" — — — —

Schloß Olbendorf in Schlesien,
Dienstag d. 16. Mai 54.

— — — — — — — — — — — — —

„Ich habe herzliches Verlangen nach Dir und möchte dem Kind in die Augen sehen. Jeden Morgen erwach ich mit dem Gedanken an Euch. Ach Herz, ich habe mich so an Deine Liebe und an die Empfindung Deiner Nähe gewöhnt, daß mir alles Vornehmen jetzt wie halbes Stückwerk vorkommt. Selbst voriges Jahr in Carlsbad habe ich das noch nicht so klar gefühlt. So grüß' ich Dich denn von Herzensgrund, Du liebe Seele, und schließe Dich in Gedanken tausendmal in meine Arme.

Küß' mir den Musch und laß ihn nicht vergessen, Papa zu sagen. Gott behüte euch und gebe Dir fröhlichen Muth. Meine Gedanken sind bei euch Morgens und Abends und zu jeder Stunde."

Breslau, d. 22. Mai 54. Montag, Morgens.

— — — — — — — — — — — — —

„Dein Bericht über die Aufführung des Othello interessirte mich auf's Höchste. Du hast gewiß Recht in dem, was Du über die einzelnen Darsteller sagst; noch mehr aber freute mich, daß trotz aller der einzelnen Mängel das übermächtige Stück diesen Totaleindruck auf Dich hervorbringen konnte. Ja gewiß, gerade Othello will gesehen sein; erst wenn die Tragödie in fester, sinnlicher Gestalt und zwar in einem Zuge sich mit ihrem furchtbaren Schicksal vor uns entwickelt, wenn wir nach dem ersten leichten Fehltritt das Verderben vor uns wachsen und Schritt vor Schritt zur entsetzlichen Katastrophe sich steigern sehen, empfinden wir die ganze Größe und Gewalt des Dichters. Othello ist mir nicht das liebste Stück von Shakespeare; es ist hart und herbe und entbehrt bis auf den Ausdruck hinab jenes Jugendduftes und Farbenschmelzes, den wir bei aller tragischen Größe am Romeo, den Heinrichen, ja noch am Cäsar bewundern; aber an dramatischer Kunst und darum an theatralischer Wirksamkeit ist es vielleicht das erste unter allen. Hier ist nirgends etwas Nebensächliches, keine Zersplitterung des Interesses, keine Getheiltheit der Handlung, kein überflüssiger Schmuck, ja kaum Humor; alles strebt von Beginn an auf das fürchterliche Ziel hinaus, langsam, aber auf geradestem Wege und — gegen Shakespeare's Gewohnheit — mit wenigen Personen. Von keinem Drama kann ein moderner Poet — d. h. wenn er erst über die sittlichen Grundlagen aller Tragödie mit sich selbst im Klaren ist — für die Composition und Behandlung mehr lernen, als aus diesem." — — —

Ohlau, d. 24. Mai 54.

— — — — — — — — — — — — — —

„Im Wagen traf ich mit einer blassen, viel redenden Dame zusammen, die mich nach meinem Portrait erkannte und nun in hergebrachter Phraseologie mit dem ganzen Schwall ihrer literarischen Weisheit überströmte. Da war kein Ende von Gutzkow und Gottschall und, der Himmel weiß, wem sonst noch, daß mir Hören und Sehen verging. Hätte ich nicht die Gewißheit gehabt, daß bei der Nähe von Ohlau die Sache höchstens eine halbe Stunde dauern könne, so wäre ich grob geworden; nun hielt ich die Ohren steif und ließ es über mich herabrieseln. Als ich aber ausgestiegen war, mußte ich mich nothwendig erst in der frischen Abendkühle von all der geschraubten Unnatur erholen; ich ließ daher Schnerr allein nach Hause gehen und wanderte noch ein Stück in die weiten grünen Felder hinaus, über denen die Lerchen wirbelten, und sah die Sonne prächtig in den dunkelrothen Wolken niedergehen." — — — — —

Breslau, Montag den 29. Mai 54.

— — — — — — — — — — — — — —

„Nachmittags besuchten wir auf seine Einladung den Grafen York, den Sohn des alten preußischen Feldmarschalls, auf seinem, zwei Stunden von Ohlau entfernten Gute Klein-Oels. Seine Frau ist eine geborene Olfers, die ich früher mehrfach bei Arnim's gesehen, daher wohl der Wunsch, mit uns zusammenzutreffen. York bewohnt ein großes altes Schloß, mit reicher Bibliothek, ächt aristokratisch ausgestattet; ein parkartiger Garten verliert sich in dem natürlichen Wald. Bei dem Grafen lebt in tiefer Zurückgezogenheit sein Schwager, der vormalige General Willisen, bekannt aus den polnischen Wirren und dem Schleswig-Holsteinischen Kriege. Ein körperlich und geistig ungebrochener Greis, aber durch sein schweres Schicksal gedrückt.

— — — — — — — — — — — — — —

Was Du über die Braut von Messina schreibst, begreif' ich völlig. Doch erinnere ich mich, daß das Stück einst, aufgeführt, auf mich einen tiefen Eindruck machte. Freilich

waren die Chorführer vortrefflich, so daß der lyrische Glanz zu seinem Rechte kam; auch die von Allen gesprochenen Stellen wirkten damals ganz eigenthümlich. Ob ich aber jetzt noch selbst über die vollendetste Darstellung die Ungereimtheit der Fabel vergessen könnte, scheint mir zweifelhaft. Auf Deinen Bericht über Emilia Galotti bin ich begierig. Ich kenne die Besetzung nicht; vor allem müssen Odoardo und die Orsina gut sein, und der allerdings für uns schon an's Seltsame streifende Charakter Appiani's darf nicht lächerlich werden. — — — — — — — — — — — — — — — —

Das ist kurz, was ich erlebt habe; meine Liebe und Sehnsucht kann ich nicht ausreden. Gestern in den Stunden des Drucks hätte ich nach Dir rufen mögen, um mich an Deinen lieben Zügen zu erquicken, oder, wie sonst wohl, mich von dem kleinen blauäugigen Schelm anlachen lassen. Aber denk' nicht, daß ich blos in schlimmer Zeit an Dich denke; ach mein Kind, gerade wenn mir wohl ist, wenn die Schönheit der Welt, oder die Freundlichkeit der Menschen sich vor mir aufthut, dann möcht' ich Dich haben, um Alles doppelt zu genießen. Nun die Zeit wird ja wiederkommen; läßt sich's irgend einrichten, so müssen wir doch noch zusammen hinaus, irgend wohin, wo wir einmal ganz ungestört mit einander leben und sein können."

Breslau, den 4. Juni 54.

„Heute ist Pfingstsonntag, aber keiner von denen, wie ich sie so gern habe, sanft und unbewölkt, in stiller Sonnenfülle schauernd; ein trüber, grauer Himmel liegt über den blühenden Wipfeln, und das Festgeläut aus der Stadt klingt durch den langsam fallenden Regen gedämpft herüber. So will's auch in mir nicht recht fröhlich werden; mein Zustand bleibt fort und fort derselbe; von Besserung ist wenig zu spüren. Ach, ich hatte so schön gehofft; nun ist die Hälfte der Curzeit vorüber, und ich bin nicht weiter, wie vorher. Wie schwer ist es, Geduld zu lernen! Ich arbeite nun seit Jahren daran, und mein trotziges Herz will sich noch immer nicht geben. Immer noch drängen sich die Wünsche des Fleisches als die mächtigsten

vor, immer noch sind die Bitten: gieb uns unser täglich Brot! und: erlöse uns von dem Uebel! die dringendsten. Und heute, da mich das Bewußtsein froh machen sollte, daß Gottes Geist ist ausgegossen für Alle, die ihn bei sich aufnehmen wollen, liegt es wie ein Schleier über meiner Seele. Ich sehe den himmlischen Trost von ferne winken, aber er ist noch nicht mein Eigenthum; nur an meine Brust schlagen kann ich und bitten: Herr, hilf meinem Unglauben, nimm die dunkle Sehnsucht gnädig an und wirke selbst in mir den rechten Geist, daß aus Trübsal Geduld erwachse, und aus Geduld die Hoffnung, die nicht zu Schanden werden läßt. Ach Kind, bitte mit mir, daß es so geschehen möge. Gott giebt uns gewiß, dafern wir nur in rechter Weise bitten, nach seiner Weise die Erlösung, geistig oder leiblich." — — — — — — — —

Breslau, Pfingstmontag 1854.

„Ich finde heute Morgen doch noch einen freien Augenblick; da kann ich es nicht lassen, mein lieber, lieber Schatz, Dir wenigstens einen kurzen Gruß zu schicken. Zu sagen hab' ich freilich nichts Außerordentliches, aber es thut mir so wohl, meinen Tag auch thatsächlich mit Dir zu beginnen, wie ich in Gedanken es in jeder Frühe thue. Du sitzest jetzt vielleicht auch und schreibst an mich, und der Musch spielt neben Dir auf der Erde und lacht zu Dir hinauf, oder zieht Dich am Kleide, daß Du ihn ansehen sollst. Das süße Kind, ich kann Dir nicht sagen, wie ich mich darauf freue, seine heiteren blauen Augen wiederzusehen. Je mehr fremde Kinder mir vorkommen, desto mehr lern' ich es einsehen, wie reizend das unsere ist, und welchen Schatz uns Gott in ihm bescheert hat. Es ist doch ein rechter Segen in's Haus, so ein kleines lebendiges Wesen, das allmählich aufwacht und sich in die neue fremde Welt hineintastet. Gott gebe uns nur die rechte Weisheit, es vernünftig zu erziehen und, ohne seiner Natur Gewalt anzuthun, doch zur richtigen Zeit strenge zu sein, Gott gebe uns Kraft, von früh auf in seinem jungen Herzen den frommen Sinn und die Ehrfurcht vor allen göttlichen Dingen zu wecken und zu nähren;

denn daran hängt doch am Ende alles Glück und Heil des Lebens. Wer Gott hat und Frieden mit ihm und das unauslöschliche Bewußtsein seiner gnädigen und liebevollen Führung, der kann in allem Leid nie ganz unglücklich, nie hoffnungslos und trostlos werden. Das kann ich meinem Vater nie genug danken, daß er zu dieser Anschauung der Dinge den Grund in meine Seele gelegt; sie ist die beste Gabe, die wir wiederum unserm Töchterchen auf den Weg durch's Leben mitgeben können."

— — — — — — — — — — — — —

Carolath, Donnerstag den 8. Juni 54.

„So schreib' ich Dir denn endlich aus Carolath, aus einem alten hohen Gemach, welches mir die Güte der Fürstin so reizend und bequem eingerichtet hat, daß ich mir zwischen all den Teppichen, Divans und Lehnsesseln fast wie ein verzauberter Prinz vorkomme. Ich wollte nur, Du wärest bei mir, daß Du Dich an dieser wohlthuenden Behaglichkeit mitfreuen könntest und noch mehr an der liebevoll vorsorglichen Gesinnung, welche sie bereitet. Mein Befinden ist, Gott sei Dank, auch wieder so leidlich, daß ich das Dargebotene dankbar zu genießen vermag. Wäre ich gesund, ich würde jetzt ein Paar goldene Tage leben, aber auch so empfinde ich tief, wie schön es ist, im Bewußtsein gegenwärtigen Glückes eine liebe Vergangenheit träumerisch nachzufühlen, und gestatte im treuen Gedenken an Dich und an das süße Kind, das Gott uns geschenkt hat, der Erinnerung an frühere Zeit willig ihr Recht. Du zürnst mir gewiß nicht darüber und gönnst mir von Herzen den milden Glanz, der aus alten Tagen in meine tiefberuhigte Seele fällt; wärst Du nur hier, daß ich Dir mein ganzes Herz bis auf den Grund ausschütten könnte, Du würdest innerlich still und froh sein und Gott mit mir danken, der es für alle Theile so wunderbar gnädig gefügt." — — — — —

Breslau, Donnerstag den 15. Juni 54.

— — — — — — — — — — — — —

„Die schöne Zeit von Carolath liegt nun hinter mir, und ich kann es wahrlich nicht bereuen, daß ich hingegangen. Das

Zusammenleben mit den alten Freunden hat mir innig wohlgethan; ich nehme das schöne Bewußtsein mit, daß ächte Zuneigung unter allem Wechsel der äußeren Verhältnisse ausdauert, daß sie unter edlen Naturen von Jahr zu Jahr nur reiner und schöner sich entfalten muß. — — — — —

Als ich gestern in aller Frühe in das Zimmer des Fürsten trat, um Abschied zu nehmen, war auch die Fürstin, eigentlich gegen unsere Verabredung, schon aufgestanden. Wir plauderten noch ein Viertelstündchen ganz harmlos; traurig konnten wir nicht sein, die Morgensonne schien gar zu klar und golden in's offene Fenster herein, und der Himmel war gar zu blau. Dann meldete der Jäger, der Wagen sei vorgefahren, und so ging es denn nach kurzem Lebewohl in das frische grüne Oderthal hinunter, während meine lieben Wirthe von der höchsten Terrasse des alten Schloßgartens noch lange mit den weißen Tüchern grüßten und winkten. Es ist doch schön, auf seinem Lebenswege solche Freunde gefunden zu haben. Gott segne sie! — Wie oft war in dieser Zeit von Dir geredet worden, und wie unser Gespräch von allen Enden immer wieder auf Dich und das Kind zurückgekommen, ich meine fast, Du mußt das in aller Ferne empfunden haben. Alma liebt Dich, wie man nur eine jüngere Schwester lieben kann; ich wollte nur, ihr könntet wirklich einmal längere Zeit beisammen sein." —

— — — — — — — — — — — — — —

Ohlau, den 20. Juni 54, Dienstag Morgen.

— — — — — — — — — — — — — —

„Außer Deinem Brief fand ich denn am Sonntag Abend wieder einmal eine Sendung von Versen, die mir ein junges Mädchen hier aus Ohlau mit der Bitte um ein Urtheil zukommen ließ. Da die Gedichte wirklich von Gemüth und Talent zeugten, so ging ich denn gestern Morgen, sie aufzusuchen. Allein ich traf statt ihrer, die leider plötzlich erkrankt war, nur ihre Mutter, eine einfache, verständige Frau, die von dem Schritte der Tochter unterrichtet war. Bei aller Anerkennung des poëtischen Funkens, hielt ich es doch für meine Pflicht, sie auf die Bedenklich-

keiten aufmerksam zu machen, die ich allezeit gegen das öffentliche Auftreten einer Dichterin hege, und ich darf wohl hoffen, daß meine gut und treu gemeinten Worte eine gute Statt gefunden haben. Uebrigens versprach ich, wenn die Krankheit der Tochter sich nicht in die Länge ziehe, noch einmal vorzukommen, um ihr auch persönlich, Aug' in Auge, meine Ansicht auszusprechen. — Gestern Nachmittag unternahm ich einen Gang nach dem Oderwalde, einem großen prächtigen Forste, der sich jenseits der Oder mit seinen hohen Buchen und Eichen weithin ausbreitet. Als ich ins Fährhaus kam, saß dort ein wunderschönes, etwa einjähriges Kind spielend auf der Schwelle. Die Gesichtszüge waren schon ganz fein ausgebildet, das krause Haar von goldenem Blond, dabei hatte es vier perlweiße Zähnchen, gerade wie unser Mariechen, nur die Augen waren so tiefbraun, daß der weiße Grund, auf dem sie schwammen, fast bläulich erschien. Ich bückte mich zu dem Kinde herunter, aber es erschrak vor dem fremden, bärtigen Gesicht und fing an zu schreien. Darüber kam der Fährmann dazu, ein junger frischer Mensch von jener soldatischen Haltung, die den Preußen so gut steht. Der Knabe war nicht sein, wie ich vermuthet hatte; er hatte ihn zu sich herübergenommen, weil die Mutter krank lag. Während wir sprachen hatte das Kind sich wieder beruhigt und spielte dann ganz lustig mit einer Ziege, deren Verschlag der junge Mann geöffnet. Ich gab ihm einen halben Thaler für die kranke Mutter und setzte darauf meinen Weg fort, in Gedanken an unsern süßen kleinen Schatz, der keine Ziege, aber, Gott sei Dank, auch keine kranke Mutter hat." — — — —

Ohlau, Samstag, den 24. Juni 54.

— — — „Ich denke jetzt wieder viel an Julian, eigentlich mehr, als an die Nibelungen, und hoffe von Heyse recht frische Anregung dazu. Wäre es mir doch gestattet, eins von den Werken zu Ende zu bringen." — — — — — — — —

Montag, den 26. Juni 54.

— — — „Zu erzählen weiß ich heute gar nichts, als daß ich gestern, durch ein Gespräch angeregt, beinahe ein Gedicht

geschrieben hätte. Doch fehlten mir manche Hülfsmittel für den Stoff, so daß ich ihn nur skizziren und einzelne Verse ausführen konnte. Wir sprachen nämlich am Samstag Abend von den Mysterien der Alten, besonders von den Eleusinischen Geheimlehren. Und so ward denn der Gedanke wieder in mir lebendig, die verborgene Feier der Demeter, des Triptolemos und des Dionysos als durchdrungen von dem Gedanken einer verklärenden Auferstehung und den damit verbundenen Genuß der Göttergaben (Brot und Wein) als ein ahnungsvolles Vorspiel des Abendmahles poëtisch darzustellen. Wenn ich das Material erst ganz beherrsche, so soll sich, wie ich hoffe, aus dieser Grundidee ein ganz gutes Gedicht gestalten lassen. Sonst sinne ich viel über Julian, und suche namentlich nach einer glücklichen Eröffnung für den vierten Gesang, habe aber bis dahin noch nichts gefunden, was zugleich zur lyrischen Ausbreitung taugte und eine natürliche Brücke zu dem weiteren Verlauf der Erzählung bildete. — — In solchen Betrachtungen ist mir der Gedanke an das immer näher heranrückende Wiedersehen ein rechter Trost, und ich freue mich darauf, wie ein Kind zu Weihnachten. Ach, mein lieber, lieber Schatz, Du und das Kind, welch ein Ersatz seid ihr mir für die entflohene Frische und Gesundheit! Wenn ich nur für Dich etwas anderes wäre, als ein kranker Mann! Das bringt Dich um so manche Lebensfreude und schafft Dir so manche trübe und schwere Stunde. Doch Gott weiß es, wie gerne ich Dich ganz glücklich machte. Nun mußt Du mit dem bischen Liebe vorlieb nehmen, das noch dazu bei krankhafter Stimmung oft nur, wie ein schwaches Licht in dichtem Rauch und Dunst brennt. Ach, Herz, behalte mich nur immer lieb, Du glaubst nicht, wie ich mich nach Dir sehne. Gott sei mit Euch."

In den ersten Tagen des Juli kehrte Geibel, leider kaum gebessert, zurück. Er sowohl, wie Ada empfanden in dem Münchener Staub und Fremdengewühl — es war die Zeit der Industrieausstellung — große Sehnsucht nach einem stillen Land- oder Gebirgsaufenthalt. Eine Mittheilung von seinem

Bruder Karl, daß er mit seinen Töchtern nach Lindau kommen werde, bestimmte sie, dahin einen Ausflug zu machen, um mit ihnen zusammen zu treffen und bei dieser Gelegenheit nach einer passenden Wohnung sich umzusehen, in der sie mit dem Kinde wenigstens den August zubringen könnten. Aeußerst befriedigt kehrten sie von dieser Tour zurück. „Die alte Stadt“, schrieb Ada, „mit den engen winkligen Straßen voller Erker und Treppengiebel, dazwischen wieder alte stattliche Kirchen und Klöster, von hohen Bäumen umgeben, hier und da ein Stück grün überwachsenes Mauerwerk mit einem alten Festungsthurm, der in den See hineinragt, und nun dazu die himmlische Aussicht auf den weiten, rings von Bergen umgebenen See! — — — Von Allem, was ich bisher gesehen, hat nichts einen so großartigen Eindruck auf mich gemacht. Nun kam dazu, daß wir die ganze Zeit das allerschönste, sonnigklare Wetter hatten. Einen Tag waren Emanuel und ich erst noch allein dort und streiften den ganzen Tag herum; am Nachmittage machten wir einen weiten Spaziergang, erst am Ufer des Sees entlang und dann weiter ins Land hinein durch Weinberge, Kornfelder und Obstbaumalleen. Auf dem Rückwege hörten wir mit einem Mal Karls Stimme hinter uns rufen, und als wir uns umsahen, rollte ein Extrapostwagen den Abhang herab, Karl auf dem Bock und die Mädchen im Wagen. Nach kurzer Begrüßung fuhren sie weiter, und wir trafen nachher in Lindau wieder zusammen, sahen noch am Strande die Sonne glutroth im See verschwinden und plauderten dann im Gasthof bei Champagner bis tief in die Nacht hinein. Euch müssen auch die Ohren geklungen haben; was sie nur irgend wußten, haben sie uns von euch erzählen müssen, und mehr wie ein Mal haben wir auf eure Gesundheit angestoßen.“

Die folgenden Tage unternahmen sie gemeinsame Fahrten auf dem See, nach Bregenz, nach Rorschach. Den letzten Abend „setzten wir uns Alle auf die große steinerne Terrasse des Hauses, von der man den See und die Berge weithin übersieht, bei ganz sternenklarem Himmel und milder, weicher Luft.

Emanuel sang seine alten Lieder, und wir alle waren still und fröhlich."

In die letzten Wochen ihres Münchener Aufenthalts fiel noch das Gastspiel der Frau Rettich aus Wien. Sie war an Geibel adressirt, und so sahen sie sie einige Male bei sich und wurden durch ihre liebenswürdige und interessante und dabei durchaus einfache Persönlichkeit so gefesselt, daß ihnen der Abschied von ihr ganz schwer wurde. „Sie hat mich", schrieb Ada ihrer Schwester, „in ihrem Aeußeren, namentlich im Profil, auffallend an Mama erinnert, so daß ich sie gar nicht genug ansehen konnte." Von ihrer Darstellung der Gräfin Orsina war Ada ganz entzückt. „Ich sage Dir, als Orsina war sie so hinreißend, daß ich das Theater und Alles um mich her total vergaß; welchen Eindruck mir überhaupt die ganze Darstellung der Emilia Galotti gemacht hat, kann ich Dir gar nicht beschreiben. Ich habe das Stück beim Lesen gar nicht gut leiden können und möchte auch jetzt noch Manches darin anders haben, aber so lange ich die Handlung vor meinen Augen geschehen sah, hatte ich keinen Augenblick Zeit, zu kritisiren und darüber nachzudenken."

In der ersten Woche des August brach Geibel mit Frau und Kind nach Lindau auf.

> „Und fern vom weißen Säntisgipfel überragt
> Azurnen Schimmers, wie ein Stück vom Himmel, blaut
> Der See von Lindau, dessen üppig Rebgestad
> Den schönsten meiner Herbste sah" — —[1])

Mit diesen Worten gedenkt zehn Jahre später Geibel der köstlichen dort verlebten Tage. Ada's Briefe aus Lindau athmen das reinste Glück — es waren die letzten Wochen, in denen sie selbst noch der Gesundheit sich freute. Schon vor ihnen waren Fürst und Fürstin Carolath in Lindau eingetroffen. Beide hatten sie in den ersten Tagen des August in München besucht und sich rasch entschlossen, die in Ostende bereits ge-

[1]) Spätherbstblätter. „Ein Brief." S. 51—54.

mietheten Zimmer abzubestellen und gleichfalls nach Lindau zu gehen. „Uns ist ihr Hiersein", schreibt Ada am 15. August — ihrem Geburtstage — „in jeder Beziehung sehr angenehm; ich war im Stillen doch etwas besorgt, daß es Emanuel hier auf die Dauer ein klein Bischen gar zu einsam sein würde, und es hätte ihm zum freundschaftlichen, ungenirten Verkehr gar Niemand angenehmer sein können, als die Carolather; ich für mein Theil bin sehr froh, nun hier ganz in der Stille die Fürstin näher kennen zu lernen, wie dies auf ihrem Schlosse niemals in dieser Weise hätte möglich sein können." Sie schildert dann der Schwester ihre Wohnung. „Es sind drei in einander gehende Zimmer, alle nur einfenstrig und nicht sehr geräumig, aber doch vollständig groß genug für unseren Bedarf, mit der Aussicht auf den See. Drüben am anderen Ufer sehen wir freundliches grünes Hügelland voller Obstbäume und Weinstöcke, dazwischen reizende Villen und kleinere Bauernhäuser, die theilweise schon ganz nach Schweizer Art gebaut sind; im Hintergrunde ziehen sich auf den Höhen dunkle Tannenwälder hin. Den Blick in die Schweizer und Tyroler Alpen haben wir auf dieser Seite des Sees nicht, aber da wir ja doch den größten Theil des Tages draußen sind, so genügt uns diese Aussicht vollkommen. Namentlich das Wohnzimmer, das durch ein Seitenfenster die Morgensonne hat, ist reizend; in dem Mittelzimmer schlafen Kathi und der Musch, und das dritte ist unser Schlafzimmer. Ich stehe des Morgens gegen 6 Uhr auf und gehe dann gleich zum Baden. Wie wohl mir das köstlich klare grüne Wasser thut, kann ich gar nicht sagen, und der Heimweg von der Badeanstalt, die drüben am anderen Ufer liegt, ist allemal himmlisch. Die Luft ist dann noch so frisch und kühl, die Wellen schlagen oft leise, oft aber auch förmlich brausend und mit weißen Schaumköpfen an den langen Eisenbahndamm, der quer über den See führt, und über den ich gehen muß. Es ist mir dann manchmal ganz, als wenn ich auf dem Travemünder Bollwerk ginge; oft sind, namentlich Morgens, die Berge theilweise ganz in Nebel gehüllt, so daß

man sich einbilden kann, man blicke in das weite Meer hinaus. Ganz wunderbar sieht es aus, wie sich dann die Wolken allmälich zertheilen, und oft ganz dicke Schichten über das Wasser und den unteren Theil der Berge legen, während die Gipfel mit ihren blendend weißen Schneeflächen im hellen Sonnenschein glänzen. Und vor dem Allen die alte prächtige Stadt, die auf einer Insel im See liegt und nur durch den Damm und auf der anderen Seite durch eine Brücke mit dem Festlande verbunden ist. Sie sieht mir immer so freundlich einladend und dabei doch so ernst und ehrwürdig aus, mit ihren alten Thürmen und Treppengiebeln. Als wir neulich Abends vom Fürsten nach Hause kamen und der Nachtwächter durch die stillen dunklen Straßen rief, kam es mir doch ganz so vor, als wenn ich in Lübeck sei. — — Nach den breiten geraden Straßen von München mit ihren modernen großen Häusern, von denen eins aussieht, wie das andere, kommen mir hier die krummen, unebenen Wege mit den alten düsteren Häusern, denen man den früheren Reichthum doch noch überall ansieht, unendlich heimathlich vor. Aber verzeih, daß ich so weitschweifig bin, ich wollte Dir ja von unserem Leben erzählen. Wenn ich Morgens vom Baden zurückkomme, ist der Musch unterdeß auch zu Gange gekommen und empfängt mich in der Regel sehr reizend und zärtlich. Emanuel arbeitet dann, und das ist eigentlich die einzige Zeit, in der ich schreiben kann". — — —

Den 17. August.

„Um 12 Uhr spätestens gehe ich mit Emanuel hinaus, und dann streifen wir bis zu Tisch herum. Um 1 Uhr essen wir zu Mittag, wir lassen uns von unseren Wirthsleuten einfach, gut und billig beköstigen. Bald nach Tische gehen wir zum Fürsten, und dort wird dann der Plan für den Nachmittag gemacht. Gewöhnlich läßt er einen Wagen kommen, und wir fahren dann an irgend einen schönen Ort, wo wir Kaffee trinken, plaudern und Luft und Aussicht genießen. Gegen 6 Uhr bricht Emanuel auf und geht noch seinen gehörigen Spaziergang; wir anderen bleiben noch etwas länger und fahren mit

Sonnenuntergang zu Wasser oder zu Lande wieder nach Hause. Unser häufigstes Ziel ist das Schachenbad, ein unmittelbar am See gelegenes Wirthshaus mit Garten, eine kleine halbe Stunde von Lindau. Es ist das mein ganz besonderer Lieblingsplatz." — — — — — — — — — — —

„Abends waren wir jetzt fast immer bei den Carolath's. Nach dem Thee liest Emanuel manchmal etwas vor, die Fürstin musicirt, und es kann sehr gemüthlich werden. Doch bekamen die Abende in letzter Zeit durch die Anwesenheit des Fürsten Pückler-Muskau einen etwas anderen Character". — — —

„Auf meinen Geburtstag lud uns die Fürstin zum Mittagessen ein, und denke Dir, als ich ins Zimmer komme, finde ich einen wirklichen Geburtstagstisch aufgeputzt." — — — —

— — — „bei Tische brachte dann der Fürst in Champagner meine Gesundheit aus, Emanuel kam zuletzt in's Versemachen, und wir waren alle sehr vergnügt. Ich weiß kaum, daß ich meinen Geburtstag je so froh gefeiert habe; denn, was das Schönste von Allem ist, Emanuel wird hier in Lindau von Tag zu Tag wohler, und gerade am 15. war eine besonders merkliche Besserung eingetreten. Du kannst denken, wie selig ich darüber bin". — — — — — — — —

Dasselbe Glückesgefühl spricht sich in einem Briefe vom 7. September an ihre Schwester Pauline aus. — —

— — — „Es ist noch früh Morgens, die Fenster sind dick beschlagen und lassen nur eine Ahnung von dem blauen Himmel und klaren Sonnenschein draußen durchschimmern, aber ich freue mich schon auf den wundervollen Tag, der uns heute wieder bevorsteht. — — — Ich wollte, Du wärest bei uns und könntest in diesen köstlichen Herbsttagen die himmlische Natur mit uns genießen. Doch Du schwärmst nun wohl in Krempelsdorf, wo es in Wald und Feld jetzt freilich auch wunderschön sein muß. — — Gerade in dieser Jahreszeit hängen mir an Krempelsdorf sehr liebe Erinnerungen. — — — Mir ist's, als lägen sie schon seit uralten Zeiteu hinter mir; wie viel liegt für mich seitdem dazwischen; wie anders, ach, und

wie viel schöner, als ich es damals träumte, ist jetzt mein Leben geworden! — Diese Zeit hier in Lindau ist freilich so schön, wie sie uns, seit wir verheirathet sind, noch nie früher geworden ist. Mir kommt das Lied nicht aus dem Kopfe:

„Ach in diesen blauen Tagen,
Die so licht und sonnig fließen,
Welch' ein inniges Genießen,
Welche stillverklärte Ruh!"[1])

Den ganzen Nachmittag treiben wir uns draußen herum; bald am Ufer des Sees, mit dem Blick auf die blau, grün und rosig schimmernde weite Wasserfläche, während drüben die Alpen in Duft und Sonnenschein verschwimmen; bald tiefer in's Land hinein, wo die Gegend wieder einen ganz anderen Character zeigt, und man recht eigentlich in's gesegnete Schwabenland kommt. Ueber Thäler und Höhen geht man zwischen Wein-, Obst- und Maisfeldern, bald kommen dichte Tannenwaldungen dazwischen, und dann wieder freundliche Dörfer, einzelne Bauernhäuser mit runden, bleigefaßten Fensterscheiben und Blumengärtchen; und dann und wann öffnet sich plötzlich ein überraschender Durchblick auf See und Gebirg. Auf einem solchen Gang machte Emanuel neulich das nachstehende Lied:

„Nach der langen siechen Plage
Endlich diese lichten Tage,
Blauer Himmel, stiller See.
Rebenduft in sonn'gen Lüften,
Tannen über schwarzen Klüften,
Und im Duft der Gletscher Schnee.
Ach, da kommt noch einmal wieder
Hold Genesen auf mich nieder,
Und im warmen Born der Lieder
Löst sich auch das letzte Weh!"[2])

---

[1]) Emanuel Geibel. Gesammelte Werke. Band 2, S. 16.

[2]) Die spätere Form lautet:

Nach des Siechthums langer Plage
Endlich diese lichten Tage,
Blauer Himmel, stiller See;

Daraus magst Du seine heitere und muthvolle Stimmung erkennen. Die gänzliche Stille und Zurückgezogenheit von der Welt in der schönen Natur thut ihm unendlich wohl; wenn es nur immer so bleiben könnte, hätte ich die beste Hoffnung auf eine baldige wirkliche Wiederherstellung seiner Gesundheit und noch mag ich gar nicht daran denken, daß wir auch einmal nach München wieder zurück müssen. Jedenfalls aber wissen wir jetzt, daß diese Luftveränderung, Stille und dabei strenge Diät ihn viel mehr erfrischen und erquicken, als alle die langen vergeblichen Curen, die ihm nun schon so viel Zeit gekostet und mir so viele einsame Tage bereitet haben. Jetzt arbeitet er sehr fleißig an den Nibelungen; der vierte Aufzug, den er hier erst angefangen hat, ist fast vollendet. Jetzt eben schreibt er die Scene, in der Siegfried, ehe er auf die Jagd geht, in vollster Heiterkeit den letzten Abschied von Chriemhild nimmt. — Daneben sind in letzter Zeit Nachmittags auf den Spaziergängen häufig kleinere Lieder entstanden." — — — —

So flossen ihre Tage dahin, heiter und hoffnungsvoll. Es wurde Beiden schwer, sich von Lindau zu trennen, und obwohl sie zuletzt schon sehr unter der Kälte litten, blieben sie bis in den October hinein. „Du wirst Dich wundern," schrieb Ada nach ihrer Rückkehr an ihre Schwester, „wenn ich Dir sage, daß wir draußen in der letzten Zeit bei dem allerschönsten Wetter wirklich förmliches Heimweh nach München gehabt haben. Aber in unseren Stuben wurde es täglich herbstlicher und unbehaglicher; sie lagen nämlich sämmtlich nach Norden, unmittelbar am See und hatten keine Oefen; in den heißen Sommer-

---

Rebenduft in sonn'gen Lüften,
Tannen über schwarzen Klüften
Und von fern der Gletscher Schnee.
Ach, da kommt noch einmal wieder
Innig Wohlsein auf mich nieder
Und im warmen Born der Lieder
Löst sich auch das letzte Weh.

Gesammelte Werke. Band 3. S. 61.

tagen, in denen wir sie gemiethet hatten, schienen uns das lauter Vorzüge, aber nun war die Kälte nicht zum Aushalten. Morgens froren uns die Finger so steif, daß wir unfähig waren, etwas Vernünftiges anzufangen, und der Musch stieg immer auf eigene Hand in seinen Bett-Waschkorb, um sich in den Decken und Kissen zu erwärmen. Noch schlimmer fast waren die Abende, wenn wir müde von unseren Spaziergängen nach Hause kamen und es uns gern recht gemüthlich gemacht hätten; dann seufzten wir nach unseren Lehnstühlen, unserer Lampe und all dem häuslichen Comfort, den wir da draußen natürlich ganz entbehren mußten. Und doch konnten wir noch immer nicht zum Entschluß kommen, nun wirklich einzupacken und heimzureisen, theils der Cholera wegen, die zwar damals schon stark im Abnehmen, aber doch noch nicht völlig überwunden war; dann aber auch, weil es draußen in der freien Natur Tag für Tag so unbeschreiblich schön war, wie kaum je früher. Immer wieder wolkenlos blauer Himmel und heller Sonnenschein, der See war tief dunkelgrün, und die Berge erschienen durch den frisch gefallenen Schnee auf ihren Gipfeln unendlich viel schöner, wie vorher. Dabei war die Luft so leicht und frisch, recht eigentliches Reise- und Wanderwetter. So faßten wir denn auch eines Morgens einen raschen Entschluß, stiegen aufs Dampfschiff und fuhren nach dem alten Constanz hinüber, das schon lange das Ziel meiner Wünsche gewesen war. Die Fahrt war himmlisch; im schönsten Sonnenschein fuhren wir an den reizenden schwäbischen Ufern entlang, wo Obstgärten, Weinberge und hie und da kleine Waldungen auf den Hügeln mit einander wechseln, wir kamen an freundlichen Dörfern mit weißen Häusern und schlanken Kirchthürmen und dann wieder an uralten prächtigen Ruinen vorüber. So entzückte mich namentlich Meersburg, das einst ein mächtiger Bischofssitz gewesen sein muß; nichts als ungeheure Mauern und zerfallende Thürme, die an einem steilen Abhang hinaufgebaut sind; das graue Gestein stach wunderbar gegen den goldenen Abendhimmel ab. Die Sonne wollte eben untergehen, als Constanz mit seinen stattlichen

Thürmen vor uns aufstieg". — — — — „In Constanz brachten wir anderthalb himmlische Tage zu, hatten köstliches Wetter und forschten die Stadt bis auf die kleinsten Ecken und Winkel aus. Dabei fanden wir einzelne entzückende alte Häuser und ehemalige Paläste mit Thürmen und Erkern, jetzt ganz mit Grün überwachsen; im Ganzen aber machten mir die engen düsteren Straßen einen weniger großartigen Eindruck, als ich erwartet hatte. Das Meiste, was aus alter Zeit noch steht, ist viel plumper und schmuckloser, wie die mittelalterlichen Reste in Lübeck, und nur sehr selten sieht man noch ein Haus mit einem alten schönen Giebel". Vorzugsweise wurden die Stätten aufgesucht, an welche historische Erinnerungen sich knüpften. „Von Morgens früh 9 Uhr bis zum Dunkelwerden waren wir fast ununterbrochen unterwegs." Auf der Rückfahrt fuhren sie am Schweizer Ufer entlang. „Es war dunkel, als wir in Lindau ankamen, und das Kind lag mit rothen Backen im Bett und schlief. Kathi sagte uns, sie sei den ganzen Tag in dem leeren Zimmer herumgelaufen und habe immerfort „Papa! Papa!" gerufen. Ihre Freude, als sie uns am anderen Morgen wiederfand, war unbeschreiblich reizend".

„Die Tour nach Constanz war ein schöner Schluß der Lindauer Zeit. Denn nun fingen wir fast am anderen Tage an zu packen und uns zur Heimkehr zu rüsten. Im schönsten Sonnenschein nahmen wir von all unseren lieben Plätzen Abschied und fuhren dann mit leichtem Herzen nach München zurück, freilich in der Hoffnung, im nächsten Sommer wiederkehren zu können. Denn es giebt keinen schöneren Punct für einen stillen Landaufenthalt, Du glaubst nicht, wie lieb uns Lindau und der Bodensee geworden ist".

Eitle Hoffnung! Denn als der folgende Morgen anbrach, hatte die Hand des Todes sie schon gezeichnet, und ehe der nächste Herbst zu Ende ging, wehten die Winde über ihr verschneites Grab.

Am 3. October waren sie von Lindau aufgebrochen und blieben die Nacht in Kaufbeuern. Hier fühlte sich Ada am

anderen Morgen sehr unwohl, hatte heftige Kopfschmerzen und empfand eine solche Lahmheit in den Gliedern, daß sie nur mit größter Mühe einige Schritte gehen konnte. Dennoch setzten sie ihre Reise nach München fort; auch besserte sich der Zustand im Laufe des Tages. In München konnte Ada in der ersten Zeit noch kurze Spaziergänge mit ihrem Manne machen. Doch nahm Pfeufer, den sie am 10. October consultirten, die Sache sehr viel ernster, als sie sich gedacht hatten, und verbot ihr zunächst, das Haus zu verlassen. Sie hatte beständig das Gefühl, als ob die Beine ihr eingeschlafen und abgestorben seien; indeß hinderte sie diese Schwäche, wie sie der Schwester schrieb, im Hause nur wenig. Sehr langsam machte sich auch eine gewisse Besserung bemerkbar, so daß ihr wieder erlaubt wurde, in's Freie zu gehen; aber, schreibt sie, „bei dem schönsten Sonnenschein kann ich höchstens eine gute halbe Stunde gehen, dann ist meine Kraft schon wieder zu Ende, und es kostet oft Mühe, das Haus wieder zu erreichen." Im November litt sie eine Zeit lang wieder sehr an Kopfschmerzen, während sie „ganz plötzlich fast wieder, wie sonst, hatte gehen können". Am 11. December war ihr letzter Ausgang. Einen Brief, den sie am 14. December begonnen hatte, konnte sie nicht vollenden, weil sie „sich zu angegriffen fühlte". Schon einmal war sie plötzlich im Zimmer umgefallen, und als sie jetzt vom Stuhle aufstand, wiederholte sich der Zufall. Man trug sie in's Bett; Pfeufer wurde gerufen. Eine bange Nacht folgte. „Das linke Bein ist mir ganz gelähmt, und an Stehen oder Gehen ist gar nicht zu denken." Im Bette, in sitzender Stellung brachte sie den Rest ihres Lebens zu.

Da Ada, die Zeit der Kopfschmerzen abgerechnet, sich sonst wohl befand, hatte sie, ehe sie bettlägerig wurde, noch an der Geselligkeit Theil genommen und selbst Freude daran gehabt. Schon im Sommer hatte sie den Schwestern von dem Plane geschrieben, einen festen Abend bei der Staatsräthin von Ledebur einzurichten, an dem außer ihnen nur noch Heyse's und Riehl's Theil nehmen würden. Dieser Plan gelangte im

November zur Ausführung. Jeden Sonntag Abend versammelte sich „die Ecke“, wie sie sich nannte, das erste Mal zur Eröffnung in Geibel's Räumen, später regelmäßig bei der Staatsräthin. Die erste Stunde war der Lectüre gewidmet. Die drei Herren hatten sich verpflichtet, nach der Reihe etwas, sei es Eigenes, sei es Fremdes, vorzulesen. Heyse machte mit seiner Novelle „Die Blinden“ den Anfang; am zweiten Abend las Geibel seine „Seelenwanderung“ vor, „die mehr Beifall fand, als er erwartet hatte“; am dritten brachte Riehl einen Abschnitt aus seinem im Druck befindlichen Werke: „Die Familie“. Nach dem Lesen wurde Kritik geübt. Von der folgenden Unterhaltung bei Tisch, „die fast allein von den Männern geführt werde“, schrieb Ada ganz entzückt. Einmal wurde von ihnen ein „köstlicher Plan“ entworfen, „dessen Ausführung mir aber“, wie sie hinzusetzt, „noch sehr unwahrscheinlich vorkommt“. Heyse und Geibel wollten gemeinsam den Text einer Oper schreiben, die Riehl componiren sollte. Ein anderes Mal wetteiferten die drei in der Aufstellung der verschiedensten poetischen Stoffe. Eine Störung erfuhren, wie es scheint, diese „Ecke-Abende“ im December durch die Rückkehr des Königs nach München, der gern einen kleinen Kreis von Männern Abends um sich versammelte und sehr oft Geibel, wie auch Heyse dazu entbieten ließ. „Emanuel“, schreibt Ada, „pflegt sich in der Regel dort ganz gut zu unterhalten; aber mir wird es fast doch etwas zu viel, denn all unser übriger Umgang leidet ja schrecklich darunter, und die einsamen Abende sind doch auch höchst langweilig.“

Selbst noch an einigen größeren Gesellschaften nahm Ada im November mit ihrem Manne Theil. So erzählt sie u. A. von einer Gesellschaft bei Frau von der Pfordten, in welcher auch die Herzogin von Altenburg zugegen war, und „in der ich einmal wieder Gesellschaftsgrauen in alter Weise ausgestanden habe, was ich gar nicht mehr kenne“. — — „Wenn ich auch nicht völlig so stumm und stockig mehr bin, wie früher, so fühle ich mich doch gewaltig fremd in diesen höheren Kreisen;

ich gehöre auch gar nicht dahin. Um so froher bin ich jetzt über unseren kleinen Kreis."

Wohl hatten anfangs Geibel und mehr noch Ada gehofft, daß einige Zeit völliger Ruhe ihr, wenn auch nicht schon Genesung, doch entschiedene Besserung bringen werde. Aber Woche auf Woche verging, ohne daß der Zustand sich änderte. Die Beine blieben bewegungslos, und das Gefühl kehrte nicht zurück. Um die Schwestern zu schonen, verbarg Ada lange die ganze Schwere ihres Leidens. „Wer weiß", schreibt sie einmal Ende Januar's, „wie viele Wochen noch vergehen werden, ehe ich mein Krankenzimmer verlasse. Manchmal kommen mir wohl etwas trübe Gedanken, wenn ich daran denke, aber doch nur vorübergehend; im Ganzen aber bin ich heiter und habe auch allen Grund, es zu sein." — „Ich erfahre so viel Liebe und Freundschaft, daß es wirklich Unrecht wäre, zu klagen." — „Emanuel ist viel bei mir und verzieht mich auf jede Weise." Die Abende brachte er fast immer an ihrem Bette zu, las ihr vor, oder plauderte mit ihr, bis sie müde wurde. Sonntags pflegte er ihr, wie früher, eine Predigt vorzulesen von Harleß, an dessen Predigten sie eine besondere Freude hatte, von Luger, oder von Ahlfeld.

So viel als möglich hatte Ada ihr Kind um sich, das glücklich war, wenn es neben ihr sitzen durfte und Bilderbücher besehen, zu denen sie ihm Geschichten erzählen mußte. „Wenn die Wärterin mich hebt, glaubt sie immer, daß mir was Schlimmes geschieht, und stürzt höchst zornig und besorgt zu mir her; dann bringt sie mir all ihr Spielzeug auf mein Bett, um mich zu trösten." Die Unbeweglichkeit der Mutter war dem Kinde allerdings oft unbequem. „Neulich hat sie mich mit ihren kleinen Händen mit Gewalt aus dem Bette reißen wollen, daß ich mit ihr spazieren gehe, und versprach mir dabei, daß sie mich führen wolle."

Es konnte nicht anders sein, als daß auch Geibel's Gesundheit unter der steten Sorge um sein Theuerstes litt; doch suchte er es vor Ada soviel als möglich zu verbergen. Seine

dichterische Thätigkeit blieb in diesem Winter den Nibelungen zugewandt. Als im Februar auf Pfeufer's Wunsch Dr. Schleiß bei Ada hinzugezogen wurde, schrieb er in sein Tagebuch: „Lange Consultation auf meinem Zimmer — Nibelungengedanken seltsam dazwischen.“ Eine unverhoffte Freude ward ihm durch die Aufführung seines „Meister Andrea“ zu Theil. Vielleicht hatte der Beifall, den das Stück bei der „Ecke“ gefunden, ihn bestimmt, dasselbe bei der Hofbühne einzureichen. Das war bereits vor Weihnachten geschehen. Die erste Aufführung fand am 13. Februar Statt. Während Ada's Krankheit war er zum Einstudiren des Lustspiels gar nicht aufgelegt gewesen und nach den Proben zweifelhaft geworden, ob es durch die Schauspieler zu seinem Rechte kommen werde. Ueber die Aufführung selbst schreibt er in seinem Tagebuche: „der erste Akt ist bedenklich, der zweite schlägt durch. Hervorruf. Zu den Schauspielern und zu Dingelstedt. Darauf zu Hause und Bericht an Ada.“ Diese war natürlich auch besorgt gewesen. „Um so größer war meine Freude, als er Abends nach der Vorstellung mit dem fidelsten Gesicht ins Zimmer kam.“

Im März wurde Geibel ernstlicher krank, so daß er längere Zeit das Bett hüten mußte. „Die gänzliche Trennung,“ schrieb Ada später, „habe ich nur Einen ewig langen Tag aushalten können.“ Dann ließ sie sich auf ein Schlafsopha legen und „kutschirte sorgsam verpackt durch zwei Zimmer an Emanuel's Krankenbett.“ Und da es sie sehr wenig angriff, wiederholte sie diese Besuche zweimal täglich, Vormittags und Abends. „Meine Fahrten sind immer glücklich von Statten gegangen, an einem Ende die Magd, am anderen die Wärterin, es ging, wie ein durch den Sand knarrender Postwagen.“ Einmal brach freilich ein Bein, doch kam sie mit dem Schreck davon. „Die Abendstunden,“ fährt sie fort, „sind mir immer die liebsten vom ganzen Tage; in jener Zeit aber, wo ich manchmal doch etwas verzagt war, waren sie mein Trost, auf den ich mich lange vorher freute. Emanuel war dann gewöhnlich auch so heiter, daß ich ihm kaum seine Krankheit anmerkte. Wir haben uns

viel in alte Erinnerungen vertieft, und er hat mir Briefe von seiner Mutter an ihn als Student nach Berlin und nach Griechenland vorgelesen, die mich vor Allem erfreut und interessirt haben; darnach habe ich doch jetzt ein viel lebendigeres Bild von ihr, als nach allen Erzählungen" — — — „Jetzt sind wir wieder ganz in unserer alten gemüthlichen Weise eingelebt."

Während Ada so, äußerlich unbeweglich, an ihr Krankenlager gebunden war, schien es, als ob die Schwingen ihres Geistes mehr und mehr die Fesseln abstreiften und zu freierem Fluge sich regten. „Sie nimmt," schrieb im April Luise Bluntschli an Elise Reuter, „lebhaftes Interesse an Allem, sie ist lebendiger und fast heiterer geworden in ihrer Krankheit. In dem engen Kreise von nahen Freunden, welcher sie nun allein umgiebt, theilt sie sich freier mit und läßt tief lesen in ihrer reinen schönen Seele. Es ist ein wahres Glück in ihrer Nähe zu sein und sich so von ihr geliebt zu wissen." Und in einem Briefe von Geibel an Gottlob Reuter aus demselben Monat heißt es: „Mit welcher rührenden Geduld und Ergebung Ada ihr schweres Leiden trägt, ist kaum zu sagen. Ihre Stimmung ist fast immer heiter, und sie nimmt fortwährend an Allem den lebendigsten Antheil." — — „Oft, wenn ich so neben ihr sitze und mich ganz, wie in gesunden Tagen, mit ihr unterhalte, wenn ich ihre nach mehr als viermonatlichem Lager völlig unveränderten Züge betrachte, mich an der Lebendigkeit ihres klaren Geistes freue, der durch die Krankheit nur mittheilsamer geworden ist, will es mir fast undenkbar erscheinen, daß hier keine Hoffnung mehr sein sollte, wiewohl die Aerzte gegen mich niemals ein ermuthigendes Wort aussprechen. Nun — Gott lenke Alles nach seinem gnädigen Rathschlusse; ist die Hülfe uns zum Heil, so kann und wird er helfen, trotz aller menschlichen Berechnung".

In der zweiten Hälfte des April wurde ein großer Umzug im Hause bewerkstelligt. „Emanuel", schreibt Ada eine Woche nach demselben, „bestand nämlich darauf, mir jetzt, da der Winter mit seinen Stürmen doch hoffentlich zu Ende ist, sein

Zimmer abzutreten. Für mich ist das ein sehr vortheilhafter Tausch, denn ich habe hier fast den ganzen Tag Sonnenschein; und dazu die schöne Aussicht, da mein Bett ganz nahe am Fenster steht; ich wollte nur, daß Emanuel nicht so viel dabei verlöre, denn er muß nun hinten in dem Zimmer, das lange nicht so hübsch ist, wie seines, und nur ein Paar Stunden Morgensonne hat, wohnen und schlafen. Aber all mein Gegenreden half nichts; er behauptet, er habe sich hinten ganz behaglich eingerichtet. Da kannst Du wieder einmal sehen, wie grenzenlos er mich verzieht. In den schönen Frühlingstagen der vorigen Woche waren meine Fenster fast immer offen, und ich kann Dir nicht sagen, wie wohl mir die weiche warme Luft gethan hat, wie sie mir leise um den Kopf wehte — ach! so erquicklich nach vier Monaten in Stubenluft. Anfangs hat's mich etwas matt gemacht, aber der Frühling ermüdet ja immer; im Grunde kräftigt mich der Genuß der frischen Luft doch ganz entschieden."

„Tags", schreibt mir Frau Claudius, „lag sie so, daß sie grüne Bäume, die ferne Alpenkette, ein weites Stück Himmel und ein kleines Stück Erde sehen konnte; von diesem letzteren suchten wir von unten her gern ihr liebes Gesicht. Abends wurde sie in ein anderes Bett getragen."

Die Aerzte meinten jetzt einige Spuren von Besserung bei ihr zu entdecken. „Ich glaube", hatte Pfeufer zu Geibel gesagt, „daß wir wenigstens wieder hoffen dürfen." Sie selbst empfand von einer solchen Besserung freilich nicht viel. „Aber", schreibt sie, „alle Wünsche und Hoffnungen sind wieder belebt. Auch fühle ich mich im Ganzen kräftig und freue mich alle Tage über die reizende Aussicht aus meinem sonnigen hübschen Zimmer. Wir haben ein Paar Gewitter gehabt, und da waren die Wolkenbildungen vor und nach demselben auf dem fernen Gebirg so prachtvoll, daß mir im Anschauen und Bewundern oft Stunden lang die Zeit nicht lang wurde. Und reizend sind das junge Grün und die verschiedenen Schattirungen der schönen Bäume unter meinem Fenster. Ich habe kaum geglaubt,

daß mir dies Zimmer so viel Freude machen würde; hier genieße ich Frühling, Natur, Luft und Sonnenschein, wie nur möglich, und erfrische und stärke mich geistig und körperlich."

In diesen Tagen beginnender Besserung, und da Pfeufer für Geibel eine Luftveränderung nothwendig erklärte, entstand auf's Neue der lebhafte Wunsch, daß Pauline zu ihnen kommen und während Geibel's Abwesenheit seine Stelle bei Ada vertreten möchte. Ada fragte deshalb bei der Schwester an. Nachdem sie ihr die Verhältnisse geschildert, in welche sie hier eintreten würde, fährt sie am anderen Morgen (8. Juni) fort: „Ich schreibe Dir heute schon früh am Morgen und denke mir dabei, daß, wenn Du jetzt neben mir am offenen Fenster säßest und in die grünen Wipfel hineinsähest, würdest Du doch auch entzückt sein. Die Luft ist noch so rein und erquickend, daß ich die schöne Aussicht von ganzem Herzen genießen kann, obgleich ich mich schon vor der Hitze am Tage fürchte. Wir leben hier seit einiger Zeit schon im vollen Sommer, Tags pflegt es unerträglich heiß zu sein, aber die Morgen- und Abendstunden sind wundervoll. Abends — zwischen 6 und 8 Uhr — bin ich gewöhnlich allein, weil da erst alle Welt hinausgeht, um frische Luft zu schöpfen. Wenn dann alles um mich her so still ist, bin ich in Gedanken ganz besonders viel bei euch in Lübeck; namentlich jetzt, wo der Gedanke an Dein Kommen mich gar nicht los läßt, mache ich mir Pläne, was wir zusammen treiben wollen, und baue tausend Luftschlösser, bis mein kleiner Spectakelmacher von seinem Spaziergange nach Hause kommt, und damit die Ruhe ein Ende hat."

Im Juli kam Pauline nach München. Wie anders sah sie die Schwester wieder, als beide beim Abschiede vor 3 Jahren sich geträumt. Auch ihre Züge fand sie durch die Krankheit verändert. Die zarte Haut hatte eine alabasterartige Transparenz erlangt, die feinen blauen Aederchen waren an vielen Stellen sichtbar. Die Haare trug sie kurz geschnitten; so sah das Köpfchen noch kindlicher aus, und diese Kindlichkeit contrastirte wunderbar mit dem tiefen durchgeistigten Ausdruck der Augen.

Es ging ihr gerade jetzt weniger gut. Sie hatte viel Kopfweh und häufig Fieber. Geibel konnte sich nicht entschließen zu reisen; er selbst befand sich wieder wohler und arbeitete fleißig an den Nibelungen. Abends las er gewöhnlich den Schwestern vor. Ein Klavier hatten sie nun doch noch nicht. Aber Geibel sang öfters ohne Begleitung. Ada hatte es immer so gern, wenn er ihr: „Waldesnacht, du wunderkühle" vorsang, und wenn er an die Stelle kam:

„Träumerisch die müden Glieder
Berg' ich weich ins Moos,
Und mir ist, als würd' ich wieder
All' der irren Plagen los."

da ward ihr das Herz so groß, und Thränen traten ihr in die Augen.

In den heißen Augusttagen und als es ihr wieder besser ging, ließ sie sich bisweilen Nachmittags auf einen ruhebettartig verlängerten Lehnstuhl tragen. Einmal hatte sie sich dazu ein Morgenkleid überwerfen lassen und empfing so ihren Mann, in der Hoffnung, ihm dadurch eine Freude zu machen. Aber da er wußte, daß es mehr eine Anstrengung, als ein wirklicher Fortschritt sei, so erweckte die Veränderung bei ihm eher schmerzliche Gefühle.

In der zweiten Woche des September's entschloß sich Geibel doch noch zu einem Ausfluge nach Obertürkheim bei Stuttgart, kehrte aber schon nach zehn Tagen zurück. „Wie lang mir aber diese Zeit geworden ist", schrieb Ada am 11 October an ihre Schwester Elise, „das glaubst Du nicht. Vorher war ich so vernüftig und sah die Nothwendigkeit seines Verreisens so vollständig ein, daß ich glaubte, ich würde mich, wie sonst wohl, mit Würde in mein Schicksal finden können; aber ich weiß nicht, wie ich es ausgehalten hätte, wenn er noch ein Paar Wochen ausgeblieben wäre. Er hat mich so unbeschreiblich verzogen und verwöhnt, daß es mir nun ohne ihn entsetzlich einsam vorkam. Ich habe mich recht vor mir selbst geschämt und doch meine üble Laune nicht überwinden können; da habe

ich mehr wie je gefühlt, wie klein meine vielbesprochene Geduld ist." Geibel pflegte ihr überhaupt, und besonders für die Zeiten seiner Abwesenheit, Bücher zur Lectüre auszuwählen. In diesem Sommer hatte sie die alten Italiäner vorgenommen, und der etwas ermüdende, umfangreiche Bojardo preßte ihr einige Seufzer aus, so daß sie sich auf den Ariost als Erholung freute. Daneben suchte sie sich die Zeit mit allerhand scherzhafter Kurzweil zu vertreiben. „So besitze ich z. B.", schreibt mir Frau Claudius, „noch ein Päckchen Verse, die wir über gegenseitig gegebene Themata und Endworte anfertigten."

Aus Geibel's Briefen an Ada:

Obertürkheim, d. 13. September 55.

— — — — — — — — — — — — —

„Mein Weg, der das Neckarthal entlang an hohen Rebenbergen hinlief, führte mich nach Eßlingen. Wie viel hab' ich dort an Dich und an unsere Streifzüge durch Lindau gedacht. Es ist recht so ein altes Nest, wie Du sie liebst. Giebel und Thürme, seltsam über einanderhockend, alte Bogenpforten, Steintreppen und Erker, Kirchen in Menge, darunter eine sehr schöne mit gothisch durchbrochenem Thurme. Dazu liegt die Stadt an einem ziemlich steilen Abhang, was den Blick nach außen, wie nach innen nur reicher macht. — — — — Heute Morgen bin ich schon um 7 nach Untertürkheim marschirt und habe den Tag warm und golden durch die Thalnebel brechen sehen. Dabei habe ich mir die Scene zwischen Chriemhild und Giselher überdacht, die den zweiten Theil des zweiten Aufzugs beginnen soll. Hier kann sich der Schatten von Schuld, der auch an Chriemhild haften muß, am besten exponiren. Er besteht eben in nichts anderem, als daß sie maßlos liebt. „Thu Ihn hinweg," ruft sie, „und was bleibt übrig von der Welt?" so daß Giselher ihr besorgt antwortet: „Vor solcher Liebe bangt mir fast, denn oftmals hört ich, wenn ein Menschenherz sein Alles auf ein einzig Ding nur stellt, so grollen drob die Götter und zerbrechen's." — Doch genug! Wenn ich nur erst damit im Zug wäre! Und nun lebewohl, mein liebes Leben,

und laß Dir Deine Einsamkeit nicht zu hart ankommen. Ich bitte Gott von Herzen, daß er Dir gute Tage und Nächte schenke, und Dir Deinen heiteren geduldigen Sinn auch ferner erhalte. Und behalt mich lieb, auch jetzt, da ich Dich eigentlich schmählich verlassen. Aber Du weißt ja selbst, warum." — —

D. 16. Sept. 55.

— — — „Zu Hause fand ich Deinen süßen Brief vor und erquickte mich wahrhaft daran. Dann aber las ich, da ich leiblich zu müde war, um irgend etwas anderes vorzunehmen, die vierte von den Tieck'schen Novellen zu Ende. Sie heißt: „Der Alte vom Berge" und ist, wie die meisten andern, geistreich im einzelnen, aber schwach in der Erfindung. Nur jene zuerst von mir gelesene: „Glück giebt Verstand" ist auch in der Anlage vortrefflich und könnte jeden Augenblick als Lustspielstoff verbraucht werden. Dabei fallen mir Deine Fragen über die Epigonen ein; ich bin aber nicht genug im Zusammenhang, um sie beantworten zu können. Wenn ich wieder komme, will ich selbst das Buch noch einmal lesen." — — —

D. 17. Sept. 55.

„Mörike traf ich nicht gleich; eine hübsche, fast noch jugendliche Frau bestellte mich auf den Nachmittag wieder. Da ich Niemand anders aufsuchen wollte und durchaus nichts zu thun hatte, ging ich in die hohe Straße, wo vor zwölf Jahren meine Wohnung gewesen war. Die Gatterpforte war nur angelehnt; ich trat in das Gärtchen, neben dem Hause, in dem wir an ähnlichen Herbsttagen so oft gesessen und bei Guitarrenklang unsern Wein getrunken hatten. Der Rebengang und die Blumen auf den Beeten blühten, wie damals, die großen Scheiben meines ehemaligen Flügelzimmers blitzten in der Sonne; nur dem Flügel selbst war es ergangen, wie seinem früheren Bewohner, er sah um ein gut Theil älter und verwitterter aus. Als ich noch stand und mich umblickte, ging die Glasthür des Wohnzimmers auf, und eine weibliche Gestalt trat heraus; das bewog mich zu schleunigem Rückzug, nicht als

ob ich allzu gefühlvoll befürchtet hätte, in einem vor Jahren schönen Gesicht ebenfalls die Spuren der Zeit anzutreffen, sondern weil ich einer hier schwer zu vermeidenden abermaligen Auseinandersetzung der Röse'schen Angelegenheit ausweichen wollte. — — — — — — — — — — — — — — —

Nach beendigter Tafel ging ich dann wieder zu Mörike. Seine Erscheinung überraschte mich im ersten Augenblick. Er ist ein kleiner, alternder Mann von rundlichen Formen, mit graublondem, geistlichem Haar und wasserblauen Augen, von denen das eine leicht schielt. Anfangs hob er auf gut schwäbisch jeden Satz mit dem „Herrn Professor" an; allein bald wurden wir warm, und die Förmlichkeit hörte von selbst auf. Er sprach harmlos mit leichtem sich gehen lassen, aber geistvoll und graziös. Am meisten schien ich bei ihm dadurch zu gewinnen, daß ich meine Antipathie gegen die Lenau'sche Manier aussprach; da fiel ihm sichtlich ein Stein vom Herzen. — — — Daß ich den reichen prächtigen Menschen nur ungern und innerlich warm und wohlthätig angeregt verließ, brauche ich wohl kaum hinzuzusetzen. Für Paul trug er mir die herzlichsten Grüße auf, die Du einstweilen bestellen, oder bestellen lassen magst. Als ich darauf nach drittehalbstündigem Marsch wieder in Obertürkheim anlangte, wurde mir gerade Dein lieber dritter Brief gebracht. Hab' Dank, Du süße, treue Seele, daß Du mir bei allem Deinem Leid so oft und viel schreibst; greife Dich nur um des Himmels willen nicht an und bedenke immer, daß Dein Befinden Allem vorgeht. Wie wohl es mir sonst thut, von Dir selbst zu hören, das weißt Du ja." — — —

Nach Geibel's Rückkehr nahm Ada an seiner Nibelungenarbeit wieder vollen Antheil. „Ich wollte," schreibt sie in dem erwähnten Briefe der Schwester, „Du könntest die fertigen Scenen hören, wie schön sie sind." Sie hofft, daß bald das ganze Stück vollendet sein werde. Seit es kälter geworden, verließ sie das Bett nicht mehr. „Der Sturm saust oft schauerlich gegen das Fenster, und die Blätter fallen jetzt mit wachsender Schnelligkeit von den Bäumen, die vor einigen

Tagen noch im schönsten Herbstlaub prangten. Mir graut etwas vor dem langen Winter." Es war der letzte Brief, den sie der Schwester schrieb.

Gegen Ende October's nahm Ada's Schwäche sichtlich zu. Häufiges Fieber erschöpfte ihre Kräfte. Dazu seit November wiederholte Anfälle von heftigem Krampfhusten. Ihr Geist blieb völlig klar. Aber wenn sie im October geschrieben hatte: „ich hab' aber doch ganz guten Muth, es wird ja nicht ewig dauern", so mochten ihr doch jetzt wohl öfter Todesgedanken kommen. Der 126. Psalm war ihr Lieblingspsalm. — „so werden wir sein, wie die Träumenden," sagte sie mit so glücklichem Ausdruck. In den letzten Wochen konnten auch die Ihrigen ihr nur noch ein sanftes Ende wünschen. Am 20. November schreibt Geibel in sein Tagebuch: „Ada wird immer schwächer — Abends langes herzliches Gespräch mit ihr. Die Todesahnung ist über ihr." Sie hatte ihm gesagt, daß sie wohl die Nähe des Todes spüre, daß ihr aber auch gar nicht davor graue, und sie mit Gottes Hülfe auch das wohl überstehen werde. In der Nacht darauf weckte die Wärterin Geibel und die Schwester, weil Ada's verwirrte Reden sie ängstigten. Zwar beruhigte sich die Kranke nach einiger Zeit; doch vermochte sie am nächsten Morgen nur wenig zusammenhängende Worte noch zu sprechen, das Reden und Denken fiel ihr schwer. Gegen Abend wurden ihrer Worte immer weniger. Etwa um 7 Uhr sagte sie, nachdem sie lange geschwiegen hatte: „ich sterbe;" nach einer Weile zu ihrem Manne: „noch einen Kuß" und dann „leb' wohl;" darnach fiel sie in einen festen Schlaf, in dem ihr Athem fast klang, wie starker Gesang — „ihr Schwanenlied" nannte es Geibel; nach einer halben Stunde verstummten diese wunderbaren, langgezogenen Töne, es folgten noch einige tiefe Athemzüge, und sie hatte vollendet. Die Magd brachte einen Spiegel herbei, um zu sehen, ob noch ein Hauch das Glas trüben werde — das Glas blieb klar.

In der Nacht nach dem Tode glich Ada auffallend ihrer Mutter. Später im Sarge, im weißen Gewande, den Kranz

im Haar, den Palmenzweig in der Hand, war sie von engelgleicher Schönheit, schöner, als sie je im Leben gewesen. Ein Freund sagte an ihrem Sarge zu Geibel: „Jetzt verstehe ich: „das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“.“ Moriz von Schwind versuchte, sie so zu zeichnen, legte aber bald tiefgerührt den Stift bei Seite. In seinem „Märchen von den sieben Raben“ hat er die Skizze verwerthet. Die in der ersten Halle des Rundbildes rechts stehende, aufwärts blickende Gestalt mit dem Kranz trägt auf der Schulter ein Band mit dem Namen: „Ada“.

Die Blätter in Geibel's Tagebuch an den Tagen nach Ada's Tode sind leer. Nur der 24. November ist als der Tag des Begräbnisses angezeichnet. In der folgenden Nacht fiel der erste Schnee seit langer Zeit, und eigen war es den Trauernden, als sie Morgens auffahen, daß draußen Alles auch so ganz anders geworden.

Wachst du noch einmal auf zum Schmerz
Aus dumpfem Schlaf, zerdrücktes Herz?
Was schlägst du noch? O Gott, sie haben
Mein Weib und all' mein Glück begraben.

Wie die Stunden leise fluten,
Well' auf Well' im ew'gen Lauf,
Hört die Wunde sacht zu bluten,
Hört das Herz zu zucken auf.

Wie Gesang entfernter Schwäne
Lockt der Lenz mich wieder fort,
Und zur Wohlthat wird die Thräne,
Zur Erlösung wird das Wort.

Und der Schmerz, der mich zerrissen,
Da ich stumm vor ihm erlag,
Nimmer könnt' ich nun ihn missen,
Seit ich von ihm klagen mag.

Wie gereift von heil'gem Feuer
Wächst mein Herz in ihm empor;
Ach, und himmlischer und treuer
Lieb' ich nur was ich verlor.

Manchmal, als ob ich Dich noch hätte,
Wenn mir der Tag verging in Schmerz,
Trittst Du in Träumen an mein Bette,
Und legst mir still die Hand aufs Herz.

Es webt um Deine reinen Züge
Der stille Glanz der Ewigkeit;
Doch blickt Dein Aug', als wenn es früge:
„Was härmst Du Dich? Ich bin nicht weit."

Und bist Du plötzlich dann verschwunden,
Wohl wein' ich wieder, doch es fühlt
Mein Herz zugleich mit seinen Wunden
Den Himmelsbalsam, der sie kühlt.

Ein Hauch ist über mir geblieben,
Ein Trost, wie ihn das Pfingstfest bringt,
Das süße Wissen, daß Dein Lieben
Auch durch den Tod noch zu mir dringt.[1])

---

[1]) Ada. Tagebuchblätter. Gesammelte Werke. Band 3. S. 119 ff.



Nach dem Tode der Schwester blieb Pauline den Winter über noch in dem verwaisten Hause. Inzwischen hatte Geibel den schweren, aber, wie er sich sagen mußte, nothwendigen Entschluß gefaßt, sich von seinem Kinde zu trennen, und so brachte er dasselbe mit seiner Schwägerin im April 1856 nach Lübeck in das Reuter'sche Haus, wo er es wohl geborgen wußte, von mütterlicher Liebe getragen und behütet. Zu Anfang Juli's kehrte er dann nach München zurück, wo ihm von Freunden eine Wohnung in der Dachauer Straße gemiethet war. Von hier schrieb er gleich nach seiner Ankunft seinem Schwager Reuter:

München, 25. Juli 1856.

— — Vorgestern Abend bin ich glücklich wieder in München eingetroffen. In Celle blieb ich über vierzehn Tage, ordnete mit Goedeke's Beihülfe den dritten Band meiner Gedichte, und vollendete im Unreinen den fünften Aufzug der Brunhild.

— — — — — — — — — — — — —

Meine Wohnung ist besser, als ich erwartete, und bei dem wundervollen Wetter, das wir seit gestern Mittag haben, wirklich überaus freundlich. Ich habe Alles in schönster Ordnung und mit Geschmack eingerichtet vorgefunden; zu meiner hohen Freude auch eine sehr gelungene große Photographie von Musch. Wie sehr der kleine Schelm mir hier jetzt fehlt, kannst Du denken. Sag' ihm einen schönen Gruß von Papa und von der Esa.

Mit meinem Befinden wechselt es noch immer. Heute fühl' ich mich recht leidlich. — — — — — — — —

Im Spätsommer brachte Geibel mehrere Wochen bei seinem Bruder Karl in Achern zu, wohin derselbe in diesem Jahre von Lübeck mit seinen Töchtern gezogen war; kehrte von da vorübergehend nach München zurück, um hier mit dem Fürsten und der Fürstin Carolath zusammenzutreffen; und ging dann noch auf einige Zeit nach Stuttgart, wo er besonders an dem Verkehr mit Mörike sich erfrischte. In München arbeitete er zunächst an der Vollendung seiner Brunhild und besorgte die Correctur des dritten Bandes der Gedichte, welcher zu Weihnachten erscheinen sollte. Am 9. Februar 1857 las er im Liebig'schen Hörsaale die beiden letzten Acte der Brunhild. In einem einleitenden Vortrage, dessen Concept mir vorliegt, sprach er sich zunächst über das Verhältniß zwischen Tragödie und Heldensage in alter und neuer Zeit aus, und wies auf die Schwierigkeiten hin, welche der moderne Dramatiker zu überwinden habe, wenn er es wage, seinen Vorwurf aus der Sphäre der mittelalterlichen Heldenpoesie zu wählen. Er sah die Hauptschwierigkeit in der doppelten Anforderung, „einerseits die überlieferten Heroengestalten durch psychologische und ethische Vertiefung unserem Bewußtsein so nahe zu bringen, daß sie ein menschliches Interesse in uns zu erregen vermöchten, andererseits aber dennoch denselben von ihrer ursprünglichen starren Größe so viel zu lassen, als die ungeheuern, im Stoffe gegebenen Motive erforderten, um nicht als unwahr und mit ihren Trägern in Widerspruch zu erscheinen." Darauf erzählte er kurz den Gang der Handlung bis zum Ende des dritten Aufzugs. Die Schlußacte las er mit ganzem Feuer und riß, wie ich dem Briefe einer Zuhörerin entnehme, alle Anwesenden zur Bewunderung hin.

Mit dem Herannahen des Frühlings wuchs in ihm die Sehnsucht nach Lübeck, nach seinem Kinde. In einem Briefe an seine Schwägerin Pauline heißt es:

München, den 5. März 1857.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Für Deine Nachrichten über mein Kind und das sonstige Leben in Lübeck hab' schönsten Dank. Wie rührt es mich, daß

die Kleine öfters unaufgefordert von der lieben Mama spricht. Gott erhalte ihr diesen Schimmer von Erinnerung; er kann ihr noch ein unbezahlbarer Schatz werden, wenn sie einst verstehen lernt, was wir an Ada verloren. Du glaubst nicht, welche Sehnsucht ich in diesen lockenden Vorfrühlingstagen nach dem Kinde empfinde.

Deine Hinweisung auf die Geschichte des Saul hat mir viel zu denken gegeben. Der Griff ist äußerst glücklich; es ließe sich an diesen hohen Gestalten der ganze tragische Conflict zwischen Königsmacht und Priesterthum entwickeln. Vielleicht wäre Jonathan zur Hauptfigur zu machen. Denn, von der Bibel nur leicht skizzirt, giebt er der selbständigen Gestaltungskraft des Dichters am meisten Raum; außerdem wird bei ihm der äußere Kampf der beiden streitenden Gewalten zum tief innerlichen, da ihn sein Blut an Saul, sein Herz an David und Samuel fesselt. Doch das will länger und reiflicher überlegt und bebrütet werden, als es bis jetzt möglich war."[1])

— — — — — — — — — — — — — —

Zu Anfang April's brach er nach Lübeck auf. Er wohnte hier, wie das vorige Mal, im Gasthofe (Stadt Hamburg), brachte aber regelmäßig die Mittage und häufig auch die Abende in der Reuter'schen Familie zu; verkehrte außerdem besonders mit seinen Geschwistern Michelsen und den alten Freunden, Nölting's ꝛc. und nahm auch an den Versammlungen der „Rosenritter", welche in diese Zeit fielen, lebendigen Antheil. Sein Aufenthalt war jedoch auch dieses Mal nur von kurzer Dauer, denn schon zu Anfang Juni's trat er die Rückreise nach München an. Von hier schrieb er seiner Schwägerin Pauline:

München, Dienstag den 23. Juni 1857.

„Habe besten Dank, liebe Pauline, für Deinen freundlichen Brief, den mir Julie am Samstag Mittag zuschickte, und der

---

[1]) Später sagte Geibel seiner Schwägerin, daß er doch auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen sei.

mir durch alles, was Du mittheilst, große Freude machte. Nun will ich auch mein Wort halten und ordentlich wiederschreiben; es thut gar zu gut, wenigstens geistig mit einander fortzuleben; und ich bin diesmal bei euch so heimisch geworden, daß ich kaum weiß, wie ich ohne euch auskommen soll. Mein Mucius fehlt mir aller Enden, und wie gern ich Dich bei mir hätte, das weißt Du; zumal da es mir jetzt leidlich geht, und ich Dir nicht blos vorzuklagen brauchte.

Meine Reise ließ sich im Beginn nicht ganz glücklich an. Nach einer etwas strapazanten Fahrt traf ich am 10. Abends in Celle ein; es war nach 11 Uhr, der Regen strömte. Im Gasthof war schon alles dunkel, so ging ich gleich zu Bette; aber die Nacht war schlaflos, und am nächsten Morgen fühlte ich mich so unwohl, daß ich den halben Tag im Bette blieb. Da kam Goedeke und zwang mich, bei ihm Quartier zu nehmen. Am nächsten Tage ging es schon besser, so daß ich mich gern überreden ließ, bis Montag den 15. zu bleiben. Auf diese Weise hatten wir Zeit genug, Poëtisches, Geschäftliches und Persönliches mit einander auszutauschen, was denn auch auf weiten Spaziergängen in Wald und Haide reichlich geschah. Besonders der Tristan wurde vielfach durchgesprochen, und rückte um ein Paar Schritte weiter, so daß mir jetzt eigentlich nur noch die Einrichtung des zweiten Aufzugs fehlt. Am Sonnabend kam Colshorn von Hannover herüber. Er steht zur dortigen Bühne, etwa wie ich zur Münchener, und besprach mit mir die Aufführung der Brunhild, die im Herbst Statt haben soll. Wir haben uns über die Seebach für die Hauptrolle geeinigt. Ich weiß wohl, daß ihre körperlichen Mittel nicht völlig für die Brunhild ausreichen; allein wenigstens bin ich vor einem Vergreifen in der Auffassung sicher, und außerdem bleibt es immerhin ein bedeutender Vortheil für den Dichter, wenn er darauf rechnen darf, daß kein Wort verloren geht.

Am Montag fuhr ich bei wundervollem Wetter nach Cassel, nachdem ich mich kurz entschlossen, den Umweg über Braunschweig aufzugeben. Es war noch ziemlich früh, als ich ankam;

so brächte ich meine Sachen in den Gasthof und schlenderte dann gleich zum ersten besten Thor hinaus, in das Dunkel tiefschattiger Kastanienalleen hinein, zwischen Gärten hindurch, aus denen ein fast berauschender Jasminduft quoll. Ich dachte an Tristan und ging ziemlich achtlos weiter. Da hört plötzlich die dunkle Allee auf, und vor mir auf dem brennend goldenen Abendhimmel liegt der Schattenriß der Wilhelmshöhe mit der Herculespyramide; und zur Rechten, gerade in den glänzendsten Sonnenduft hinein, schlingt sich weithin sichtbar die bogenförmige wohlbekannte Straße nach — Escheberg. Ich war wie mit einem Zauberschlage sechszehn Jahre zurückversetzt. Wie oft war ich damals hier gegangen und in welchen Gedanken! Welche Lieder hatte ich hier gesonnen, auf welchen Gefühlen mich gewiegt! Mich überkam das Alles so plötzlich, so überwältigend, daß mir wirklich für einen Augenblick Vergangenheit und Gegenwart ineinanderfluteten, und ich hätte mich kaum gewundert, wenn die schlanke Reiterin mit den wehenden Federn, die, in Staub und Licht gehüllt, mir vorübersprengte, die Gräfin Holnstein gewesen wäre.

— — — — — — — — — — — — —

Mittwoch, den 24. Hier war mein erster weiterer Weg nach dem Friedhofe. Da blühen jetzt die weißen Levkoyen auf dem lieben Grabe; Luise Bluntschli hat zwei Rosenstöcke hingepflanzt, von denen der eine trägt. Der Abschied von dieser Stelle wird mir noch recht schwer werden, wenn ich einmal fortziehe. Ich weiß freilich, daß ich mein Liebstes nicht dort unten im Staube zu suchen habe; aber das Menschenherz ist ein eigen Ding; es will sich sein Sinnbild nicht nehmen lassen, und klammert sich gewaltsam an das Sichtbare.

— — — — — — — — — — — — —

Heyse fand ich munter und in voller Production. Seine Tragödie[1]), von der ich ja nichts wissen darf, ist nun auch

[1]) „Die Sabinerinnen", wegen der Preisconcurrenz Geheimniß, nachher preisgekrönt.

in der Ausführung vollendet. Außerdem hat er wieder eine Novelle geschrieben: „Die Mühle im Gebirg"; furchtbar tragisch; nicht lang, aber vielleicht die schönste, die er überhaupt geschaffen. Gestern Abend las er sie bei mir vor; ich hatte außer Grete nur Sybel's und Julie eingeladen, und ließ nachher bei Tisch ein Paar Flaschen Jesuitengarten springen. Es war ein schöner, traulicher Abend, ernst und heiter durch einander, wie wir nur je einen in der Ecke erlebt.

— — — — — — — — — — — — —

Vorgestern Abend waren wir wieder in alter Weise beim König. Der hohe Herr ist außerordentlich frisch und liebenswürdig von seiner Reise zurückgekehrt; die fremde warme Luft hat ihn aufgethaut. Während er sonst bei der Unterhaltung nur zu fragen und anzuregen pflegte, war er diesmal außerordentlich mittheilend und erzählte mit reizendem Humor eine Menge kleiner Geschichten und Abenteuer: wie man in Herculanum, wo er einer Ausgrabung beiwohnen wollte, ihm zu Ehren am Tage vorher ein schönes Basrelief eingescharrt und dann in seiner Gegenwart wieder herausgeholt; wie ihn in einem kleinen französischen Ort die schlecht instruirte Schuljugend eine Viertelstunde lang mit dem Rufe begleitete: „Vive le roi de Suède! Vive le roi de Suède!" u. s. w. Am Billard sagte er mir, er wünsche, daß gleich nach der Hannover'schen Aufführung die Brunhild in München gegeben werde; auch sprach er wegen der Preisrichter; Sybel wird wohl der Dritte in unserem Bunde werden.

— — — — — — — — — — — — —

Zu poëtischen Arbeiten bin ich begreiflicherweise noch nicht gekommen. Doch hoffe ich auf die nächsten Tage. Das erste, was ich vornehme, soll das Lachswehrgedicht sein; dann will ich mir, wenn nichts Lyrisches dazwischen kommt, ein ordentliches Scenar für den Tristan zusammenschreiben. Heyse findet den Stoff und die Fassung, so weit ich sie habe, schön und durchaus dramatisch; nur meint er, ich hätte an der Fabel fast zu viel geändert; der sinnliche Duft und Glanz der Sünde sei zu

sehr gedämpft; je wilder die Schuld sei, desto gewaltiger trete die Leidenschaft heraus. Er hat damit nicht Unrecht. Und doch kann ich nach meiner Natur nicht anders, und werde schwerlich von meinem Grundplan abgehen.

Donnerstag, den 25. Juni. Dein Urtheil über die Shakespeare'schen Stücke, die Du gelesen hast, kann ich völlig unterschreiben. Titus Andronicus ist des Dichters frühestes Jugendstück, seine „Räuber", noch ganz in Marlow's blutdürstiger Manier, maßlos und grausam; doch rauschen zwischen all den Greueln schon die ersten Flügelschläge des erwachenden Genius. In „love's labour lost", das Shakespeare ebenfalls noch als junger Mann, indessen allen Anzeichen nach, mit besonderer Vorliebe schrieb, wird auch mir des bloßen Spieles und Witzfeuerwerkes zu viel, so sehr ich mich an einzelnem zu ergötzen vermag. Das Stück ist, wie ganz leichter Champagner, der mehr Schaum, als Weingehalt hat; ich meinerseits ziehe den tiefer gefärbten, langsam fortperlenden Crêmant vor. Ob ich Dir überhaupt rathen soll, noch viel von Shakespeare für Dich allein zu lesen, weiß ich kaum. Er ist so durch und durch Bühnendichter, daß er eigentlich erst laut gelesen zu seinem vollen Rechte kommt; auch kennst Du, so viel ich weiß, die bedeutendsten Sachen. Nur „Maß für Maß" könnte ich Dir noch empfehlen, ein häufig ganz mißverstandenes Stück, dessen zweiten und dritten Aufzug ich zu dem Mächtigsten zähle, das der Dichter hervorgebracht. An dem Stoffe mußt Du Dich freilich nicht stoßen; der Sinn aber ist vom allertiefsten Ernst. Ich wüßte kaum, daß die Unzulänglichkeit der selbstgerechten Tugend, daß das: „Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern" irgendwo gewaltiger durchgeführt wäre.

Von Julie höre ich, daß Du jetzt den „Antiquar" liest. Ich halte ihn für Scott's besten Roman. Charakterzeichnung und Schilderung der Culturzustände sind nirgend so vortrefflich bis in's Kleine herausgearbeitet; der Verlauf der Begebenheiten und die Sphäre, in welcher sie vorgehen, würden Dich freilich

bei „Quentin Durward" vielleicht mehr angezogen haben. Nun, das bleibt Dir ja für die Zukunft.

Gestern Abend war ich trotz des schönen Wetters auf anderthalb Acte im Theater. Der „Wasserträger" von Cherubini wurde gegeben. Welche einfach menschlichen Motive und welche Fülle schöner gesunder Melodie! Wie fällt neben dieser simpeln Grazie aller Meyerbeer'sche Ueberreiz und aller Zukunftsspectakel weg!

Sonst wüßte ich Dir kaum mehr zu erzählen, als von ein Paar interessanten Briefen, die ich dieser Tage erhielt. Der Eine war aus Massachusetts in Nordamerika und begleitete ein in Boston gedrucktes Buch, welches sieben und vierzig meiner Gedichte in englicher Uebersetzung enthält. Der Uebersetzer heißt William Coldwell. Der andere Brief kam von meinem alten holländischen Freunde van Herwerden, Professor der Theologie an der Universität Groningen, und war mir namentlich durch das Urteil merkwürdig, welches dieser, durch seine christliche Strenge bekannte Mann über die jüngsten religiösen Bewegungen in Deutschland fällt. „Uns blutet hier das Herz", schreibt er wörtlich, „wenn wir es lesen, wie der freie Geist der Wahrheit und der Liebe fast allerwärts von der protestantischen Geistlichkeit in Fesseln gelegt wird, und ein Lutherthum hervorgerufen, darin am allerwenigsten Luther sein Werk erkennen würde".

Und nun leb wohl, liebes Herz, küsse mir den Musch tausend mal und sorge dafür, daß er seinen Papa nicht vergißt. Für Gottlob die herzlichsten Grüße und für meine liebe treue Elise. Ich denke noch immer mit Leidwesen daran, wie viel Unbequemlichkeiten ich ihr verursacht; aber ich weiß ja, daß sie es gerne that, und das tröstet mich. Könnt' ich nur öfter einmal zu euch herüber; es thut gar zu sanft, bei den Seinigen sein. Und die Meinigen seid ihr einmal, an Sinn und Gemüth und Geist. Gott sei mit euch! Und behaltet mich lieb!" — — — — — — — — — — —

An dieselbe:

München, Freitag d. 10. Juli 57.

— — — — — — — — — — — — —

„Hier fängt es jetzt an recht einsam zu werden. Schon zu Anfang voriger Woche hat der König München verlassen, was ja immer in unseren Kreisen das Signal zum allgemeinen Aufbruch giebt. Riehl ist nach Norddeutschland abgereist, um Volks- und Culturstudien zu machen; er wird wahrscheinlich auch nach Lübeck kommen, und ich habe ihn für diesen Fall an Milde adressirt; es wäre hübsch, wenn Du ihn sehen könntest. Heyse hat zunächst einen Ausflug nach Bern zu seinem Freunde Ribbeck, dem Mann von Emma Bayer, unternommen; für die späteren Monate will er mit der ganzen Familie nach Ebenhausen ziehen, das ein Paar Stunden hinter Groß Hesselohe an der oberen Isar liegt. Letzten Sonntag sind auch die Staatsräthin und Julie nach Lindau abgereist, um sich dort in der herrlichen Luft, die von See und Gebirg weht, gründlich zu erholen. So bin ich denn in der That ziemlich auf mich angewiesen, es kommen Tage vor, an denen ich kaum ein Wort spreche. Aber es giebt ja Bücher, Gedanken und Erinnerungen, und oft ist es mir, als ob ich in dieser tiefen Stille mit der Natur inniger vertraut würde und sie doppelt genösse. Der englische Garten ist jetzt aber auch entzückend schön, diese frischen sonnigen Wiesen, diese hohen Büsche und mächtigen Wipfel mit der hundertfach abgestuften Färbung des Laubes, und überall dazwischen das lichtgrüne rasch dahinschießende Bergwasser, winkend, blitzend, rauschend und jubilirend. Ich treibe mich dort fast jeden Abend ein Paar Stunden umher, ohne daß es mir je zu viel würde. Mein Heimweg ist dann gewöhnlich über Brunnthal und die Neuberghauser Höhe, wo jetzt ebenfalls bis an die Stadt hin große Parkanlagen gepflanzt werden; Du kennst ja den Weg; zur Rechten jenseits der Isar die endlosen Wipfel des englischen Gartens und München in seiner ganzen Ausdehnung, in lichtem Rauch- und Sonnennebel verschwimmend, geradaus und zur Linken die Dächer und Thürme der Au

und dahinter in unabsehbarem Bogen die blaue abendlich verduftende Alpenkette.

Eine große Freude hatte ich neulich dadurch, daß der Fürst und die Fürstin Carolath auf ihrer Reise nach Gastein zwei Tage hier verweilten. — — — — — — — Das war eine gute Zeit für mich; diese frohe harmlose Unterhaltung, die sich doch meist um bedeutende Dinge drehte, that mir unendlich wohl. Die Fürstin weiß eben auf Alles einzugehen; durch die Weise, wie sie hört und erwiedert, löst sie mir die Lippen, so daß das Beste, was in mir ist, selbst wenn es bis dahin nur gestaltlos dämmerte, ihr gegenüber unwillkürlich hervorspringt und feste Form gewinnt. — —

Montag, den 13. Juli. Der Brief ist nun doch noch liegen geblieben. Ich wurde gestört und hatte viel zu thun. Nicht eigentlich zu arbeiten, aber zu lesen. Die Stücke für die Preisconcurrenz langen massenhaft an, größtentheils Tragödien; kaum der fünfte Theil sind Lustspiele. Mir ist es höchst interessant, bei dieser Gelegenheit einmal im Großen zu übersehen, nach welchen Stoffen die Zeit greift. Das antike Element überwiegt; namentlich ist die römische Geschichte ausgebeutet worden. Appius Claudius ist dreimal da, außerdem die Horatier, Brutus der Aeltere, Cajus Gracchus. Man könnte aus diesen einfachen Vorwürfen, die sich meist wie von selbst gliedern, auf einen allgemeineren Zug zur Simplicität, auf ein Streben nach festen Formen schließen, das ich mit Freuden begrüßen will.

— — — — — — — — — — — — — — —

Eigentlich war es meine Absicht gewesen, Anfangs Juli gleich nach der Abreise des Königs auf ein Paar Tage zu Karl nach Basel zu gehen. Allein leider ward ich wieder so unwohl, daß ich die Fahrt nicht wagen mochte. Nun weiß ich in der That nicht, wann und wo ich Karl noch sehen werde, vielleicht im August oder September. Bestimmte Pläne habe ich noch gar nicht, will auch keine machen, bis ich mich wieder frischer fühle. Einstweilen kommt mir für diese halbkranke Zeit die pflichtmäßige Leserei ganz gelegen.

Dienstag, den 14. Juli. So weit hatte ich gestern Morgen geschrieben, als mich der Postbote mit euern lieben Briefen überraschte. Habt tausend Dank für die ausführlichen Mittheilungen, die mir euer ganzes Leben vergegenwärtigen. Wie gerne hoffe ich mit Dir, daß der Aufenthalt in Travemünde endlich eine entschiedene und nachhaltige Besserung für unseren kleinen Paul herbeiführen soll! Es wäre gar zu herrlich, wenn Elise dieser Sorge los würde, und ihr einmal wieder mit ungestörter Heiterkeit in den Herbst hineinleben könntet. Wäre Lübeck nicht so weit[1]) — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Was Du mir über Deine Lektüre schreibst, hat mich lebhaft interessirt. Barfüßele habe ich auch mit reiner Freude gelesen; nur mußte ich mir freilich hinterher gestehen, daß das reizend geschilderte Mädchen oft über ihren Horizont hinaus denkt. Das ist immer ein gefährlicher Punkt, wenn ein Culturdichter das innere Leben von Naturmenschen darstellt. Darf er sie klar sein lassen über Dinge, die sie nach ihrer ganzen Bildungsstufe höchstens dunkel ahnen und empfinden können? Wie weit geht das Recht des Idealisirens, namentlich in der Novelle, die doch nicht bloß ein menschlich-sittliches Problem lösen, sondern auch thatsächlich vorhandene Culturzustände schildern will?

Ueber Maß für Maß wirst Du noch anders urtheilen lernen; ich fühle, daß Dich der Stoff abstoßen muß, kann aber doch kein Wort von dem Gesagten zurücknehmen. Lies das Stück in zehn Jahren wieder und Du wirst mir Recht geben. Dagegen stimme ich Dir völlig bei in dem, was Du über Coriolan und Antonius und Cleopatra sagst. Ich wollte Du hättest den ersteren[2]) — — — — — — — —

Antonius und Cleopatra ist reicher, blühender, farbiger, als der in sich herbe Coriolan, aber es ist auch loser gebaut

---

[1]) Die folgende Stelle habe ich bereits früher citirt. S. 106.

[2]) Die hier folgende Stelle habe ich ebenfalls früher citirt. S. 106.

und zerfällt in fast epischer Weise in eine Reihe wechselnder Tableaux. Ich zweifle daher, daß es sich auf unserer gegenwärtigen Bühne recht ausnehmen würde; auch wüßte ich keine Darstellerin für die Cleopatra. Der . . . . . fehlt doch wohl die leichte, schlangenartig schillernde Anmuth, die die Rolle neben aller tragischen Kraft erfordert. Im Uebrigen bewundere ich das Stück, wie Du. Welche Charakteristik! Welche Fülle von Leidenschaft, Pracht und Humor. Das Bacchanal auf dem Schiff des Sextus Pompejus gehört wohl zu dem Köstlichsten, was Shakespeare gedichtet. — — — — — — —

Meine „Lachswehr“ ist fertig, gefällt mir aber noch nicht. Tristan ruht; ich nehme jetzt gar zu viel Fremdes auf, um für das Eigene die rechte Sammlung zu finden.“ — —

— — — — — — — — — — — — —

Im August brachte Geibel das geplante Wiedersehen mit seinem Bruder Karl, der jetzt mit seiner Familie in Basel lebte, zur Ausführung. Der Bodensee besaß für beide Brüder eine große Anziehungskraft, und so hatten sie beschlossen, wieder in Lindau zusammenzutreffen, wohin denn auch ihre Geschwister Michelsen von Stuttgart her kamen. Sie wohnten alle in demselben Gasthof „Zur Krone“, auf dessen Terrasse sie vor drei Jahren, wie Ada damals der Schwester schrieb, am Abend vor der Trennung noch so „still und fröhlich“ vereint gewesen waren. Nach München zurückgekehrt, schrieb Geibel seiner Schwägerin Pauline:

München, d. 6. Nov. 57.

„Liebe Pauline! Endlich komme ich dazu, Dir für Deinen lieben Brief zu danken. Verzeih', daß ich so lange damit zögerte; aber ich war von so vielen kleinen Geschäften in Anspruch genommen, daß ich kaum einen Augenblick freier Muße finden konnte. Du hast es ja selbst erlebt, wie sich oft bei mir die Störungen drängen.

Daß ich zu Anfang Oktobers in mein neues Quartier[1])

[1]) In der Karlstraße.

übersiedelte, wirst Du durch Elise wissen. Die Zimmer sind höchst wohnlich und jetzt, da alles eingerichtet ist, wirklich reizend. Wäre mein Befinden nur anders, daß ich ihre sonnige Stille besser genießen könnte! Aber es geht leider wieder in alter Weise, die guten Tage gehören zu den Ausnahmen. Ich wage kaum zu hoffen, daß es noch viel anders wird; und so wird es denn auch so gut sein. Ich habe eben mein herrlich Theil gehabt.

Allmählich sind nun alle Zugvögel aus unserem Kreise heimgekehrt, und man begegnet überall wieder bekannten Gesichtern. Nur der König fehlt noch; doch wird auch er in der nächsten Woche von der Gemsjagd zurückerwartet. Das Wetter ist übrigens so, daß ich es keinem verdenke, der noch draußen bleibt; blaue, durchsichtig sonnige Tage und eine Luft, wie im Frühling. Dabei das Laub der Bäume in voller Herbstpracht und in den Gärten alles voll Blumen. Am Allerseelentage standen die Rosen auf Ada's Grabe über und über in Blüte. Ich hätte beinahe für Mariechen eine gebrochen; aber es hielt mich etwas zurück, ich weiß selbst nicht, was.

Gedichtet hab' ich nicht viel. Nur eine Ballade vom Omar, ein Paar Lieder und in den letzten Tagen einen Prolog zur Eröffnung der neuen Bühne. Der König hat nämlich das ältere kleine, neben dem großen Theater gelegene Schauspielhaus wieder herstellen lassen; am 28. November, seinem Geburtstage, soll zuerst darin gespielt werden. Die neuen Räume sind außerordentlich behaglich und mit vielem Geschmack eingerichtet; das Logenhaus in ächtem prächtigsten Rococco, Weiß mit reichem Goldschnitzwerk; die Bühne kleiner, wie die im anderen Theater, aber für Lustspiele und Tragödien immer reichlich groß genug. Wird der Inhalt so gut, wie die Schale, so dürfen wir uns Glück wünschen. Daran zweifle ich freilich; doch will ich versuchen, das meinige dazu beizutragen. Auf den Abend der Einweihung ist Calderon's lautes Geheimniß angesetzt.

In dem Prolog habe ich einmal meine Ansicht über den

Zweck der Bühne auszusprechen versucht. Wenn nämlich das Theater außer der Darstellung des Lebens und der Schicksalsmächte (die ja an und für sich, freilich nicht im schulmeisterlichen Sinne, immer belehrend sein wird) noch einen anderen bestimmten Zweck hat, so ist es der einer mächtigen und wohlthätigen Erschütterung. Der Mensch bedarf durchaus der leidenschaftlichen Aufregung, damit sein geistiger Organismus nicht stocke, und da nun das Leben diese in den meisten Fällen nur halb, gebrochen, oder unrein giebt, oder ihr doch nicht voll und ganz auszutönen erlaubt, so tritt die Kunst vermittelnd dazwischen, und bringt, indem sie ein ergreifendes Bild vor uns vollendet, durch die Schauer des Mitgefühls unser Gemüth dergestalt in Fluß, daß dasselbe einmal bis zum Grunde bewegt, nun auch der eigenen beklemmenden Ueberfülle sich zu entladen vermag. Diese Entlastung aber, welche die Seele lauter macht und welche, bewußt oder unbewußt, jener Empfindung von Erhebung und Erleichterung zu Grunde liegt, mit der wir nach einem guten Stücke heimkehren, ist eben nichts anderes, als was die Alten „die Reinigung der Leidenschaften durch Furcht und Mitleid" nannten.

Das Theater hab' ich übrigens in letzter Zeit wenig besucht, weil ich meine Abende zu Rathe halten mußte. Doch sah ich neulich Wallensteins Lager und zwei Tage darauf Wallensteins Tod. Das Lager war trefflich eingerichtet; die Bühne, in ihrer ganzen Tiefe benutzt, stellte eine Hügelgegend dar, auf der sich die Zeltreihen malerisch aufbauten; im Hintergrunde eine Brücke, über die fortwährend Truppen einrückten, Posten aufzogen, Proviant- und Fourage-Vorräthe eingebracht wurden, im Mittelraume Wachtfeuer von stets wechselnden Gruppen umgeben, vorne zur Rechten das Marketenderzelt, davor Kisten und Tonnen, von welchen nachher der Kapuziner herabpredigte, links ein großmächtiger Zechtisch, an dem Wachtmeister und Trompeter als Stammgäste thronten. Alle bedeutenden Sänger spielten mit, und das Reiterlied, zuerst auf der Bühne selbst von schmetternden Trompeten begleitet, bis bei

den letzten Versen das volle Orchester einfiel, wirkte so hinreißend, daß um ein Haar das ganze Publikum mitgesungen hätte. Auch von der Tragödie erhielt ich diesmal einen reinen und würdigen Eindruck. — — — — — — — — — — —

Meinen Gebutstag hab' ich in aller Stille gefeiert. Heyse war in Stuttgart; so hatte ich mir nur Gütschow [1]) zu Tische eingeladen, und da mich ganz unerwartet mein Freund, Lindemann-Frommel aus Rom besuchte, bat ich auch ihn, zu bleiben. Das wurde ganz traulich bei einer Flasche vom besten, zu der sich schließlich auch noch Schack einfand. Nachmittags fuhren wir nach Mittersendling, tranken dort auf dem Balkon unsern Kaffee und freuten uns an dem prächtigen Farbenspiel der Harlachinger Waldhöhen,[2]) über die das klare goldene Herbstlicht einen beinahe feurigen Schimmer ausgoß. — — — —

Neulich war Gervinus auf ein Paar Wochen hier, und ich habe mich mit ihm, trotzdem, daß unsere Ansichten über viele Dinge fast diametral entgegengesetzte sind, doch ganz wohl zu befreunden vermocht. Er ist keine eigentlich geniale Natur, aber ein geistvoller Mensch, der unendlich viel gelernt hat, und nun das erworbene Material zu konstruiren sich getrieben fühlt, was denn freilich oft in sehr subjektiver Weise geschieht. Jetzt treibt er außer Geschichte fast nur Musik und schwärmt für Händel, dessen Werken er eine Kräftigung des sittlichen Gefühls zuschreibt. Ich theile seine Verehrung für den großen Meister, aber — wenigstens zunächst — aus anderen Gründen.

Neues gelesen hab' ich nicht viel, außer den Concurrenzstücken, von denen ich nicht reden darf. Eine so eben erschienene Gesammtausgabe von Hebbel's Gedichten enthält neben manchem Abstrusen und Spitzfindigen auch viel Schönes, namentlich eine Reihe ganz kleiner Naturbilder von zauberhaftem

---

[1]) Späterer Inhaber der Springer'schen Buchhandlung in Berlin, früh auf Madeira verstorben.

[2]) Immer Geibel's besondere Freude. Er erzählte, daß Claude Lorrain hier einen Sommer und Herbst verlebt, um Baumstudien zu machen.

Reiz. Doch ist mir, als ich die Sammlung durchgelesen hatte, von dem innersten Wesen des Dichters kein runder und harmonischer Eindruck zurückgeblieben. Otto Ludwig's „Thüringer Naturen" haben mir nicht gefallen. Die realistische Kleinmalerei, mit der diese Erzählungen ausgeführt sind, wirkt auf mich geradezu peinlich und beklemmend. Glücklicherweise stammen sie aus früherer Zeit; ich hätte sonst zu meinem höchsten Bedauern in diesem Buche einen Rückschritt des von mir so hoch gehaltenen Dichters erkennen müssen. — Wenn er nur Dramen schreiben wollte! Da ist er auf seinem Felde. — — — —

Und nun lebwohl! Meine Gedanken sind in diesen Tagen viel bei Dir; die Zeit vor zwei Jahren steht lebhaft vor meiner Seele." — — — — — — — — — — — —

In einem späteren Briefe vom März 1858 an seine Schwägerin Elise heißt es:

(Frühjahr 58.)

— — — — — — — — — — — — — —

„Zur rechten Produktion bin ich immer noch nicht gekommen, und dies Gefühl, nicht der Unthätigkeit, sondern des Nicht-Schaffens liegt, wie ein Nebel auf mir. Ich habe rechte Sehnsucht nach dem Frühling; hier liegt noch hoher Schnee, und der trockene kalte Wind pfeift Tag für Tag durch die Straßen. — — — — — — — — — — —

Grüße Gottlob und Paulinen auf das Beste und laßt mich bald wieder hören, wie es mit meinem Kinde steht." —

— — — — — — — — — — — — — —

Ein großer Schmerz traf ihn zu Ende des Monats durch den plötzlichen Tod seines Freundes Franz Kugler. Da der König in diesem Jahre länger, als gewöhnlich in München blieb, und Geibel keinen Urlaub nehmen mochte, so konnte er nicht, wie er bisher gewohnt war, den Geburtstag seiner Tochter in Lübeck feiern. Erst in der zweiten Hälfte des Juni wurde er frei und ging zunächst zu seinem Bruder Karl, der in der Nähe von Achern das „Lindenhaus", eine von hohen alten Linden beschattete und von Rosenhecken umgebene Villa

gemiethet hatte. Er traf hier wieder mit seinen Geschwistern Michelsen zusammen. Den Wunsch, daß seine Schwägerin Elise ihm auch seine Tochter dorthin bringen möge, konnte diese nicht erfüllen, und so machte er sich denn im Juli selbst auf den Weg nach Lübeck. Das Leben im Gasthofe war ihm hier verleidet, er sehnte sich nach einer gemüthlichen Häuslichkeit und zog daher zu seinen, von ihrer Reise zurückgekehrten Geschwistern. Es war das letzte Mal, daß er seine Schwester Johanna sah. Im September folgte er einer Einladung des Fürsten Carolath nach Schlesien. Von hier schrieb er seiner Schwester Elise:

Carolath, 24. Sept. 58.

„Liebe Elise! Ich grüße Dich tausendmal und danke Dir von Herzen für Deinen Brief. Wie freut es mich, daß alles gut steht. — — — — Mit meinem Befinden geht es — Gott sei Dank — noch immer recht leidlich. Diese klaren Septembertage mit den leichten blauen Lüften, der herbstkräftigen Morgenfrische und den warm durchsonnten Mittagstunden thun mir sichtlich wohl und verwandeln mir meine weit ausgedehnten Pflichtgänge oft zum wahren Genuß. Und dabei die prächtige Landschaft, die reichen buntabwechselnden Waldgruppen, der Strom, der sich zum breiten silbernen Bogen krümmt, die weiten unabsehbaren Wiesen. Ich nenne Dir, was gerade unter den Fenstern der beiden großen Zimmer liegt, die ich an der äußersten Westseite des Schlosses bewohne. Die Fürstin hat mir das Quartier selbst ausgesucht und dasselbe mit der liebenswürdigsten Fürsorge für alle meine kleinen Bedürfnisse eingerichtet. Auch an behaglichem Schmuck, an Teppichen und Blumen fehlt es nicht; auf meinem Schreibtische fand ich Ada's Bild, mit Grün und Immortellen bekränzt. In diesen Zimmern habe ich mit dem mir zugewiesenen Diener, der nebenan schläft, ganz mein eigenes Reich und kann, selbst wenn das übrige Schloß von Gästen wimmelt, in völlig ungestörter Stille thun und lassen, was ich mag. Den Vormittag bringe ich nach einem kurzen Gang durch Wald und Feld meistens

mit Schreiben und Lesen zu; um 2 Uhr wird in der großen Säulenhalle gespeist, die sich auf die Terrasse des Gartens öffnet, wo jetzt eben die Orangenbäume mit einer Ueberfülle von Früchten prangen. Häufig sind Gäste bei Tafel, Verwandte, die das Haus grüßen, benachbarte Edelleute, Jagdfreunde, fürstliche Beamte. Am liebsten aber bin ich mit meinen hohen Wirthen allein. Die Unterhaltung geht uns niemals aus, denn die Fürstin besitzt im höchsten Grade die Gabe, durch ein hingeworfenes Wort ein bedeutendes Gespräch auf die Bahn zu bringen, und weiß durch feines Eingehen aus jedem das Beste hervorzufördern, was er geistig sein eigen nennt. Nach Tische wird meistens ausgefahren; ich steige dann nach einer Stunde aus und wandere bis zum Sonnenuntergang. Später findet man sich in dem Zimmer der Fürstin wieder zusammen. Ein Streichquartett von Haydn, Mozart, Beethoven, Mendelssohn, von der kleinen, aber gewählten Capelle des Fürsten meisterhaft ausgeführt, beginnt gewöhnlich den Abend, dessen Rest sich ungezwungen mit Lektüre und Unterhaltung ausfüllt, bis man gegen 10 Uhr, der Stunde, wo der Schloßherr zur Ruhe muß, meist ungerne auseinandergeht. Du siehst, ich führe hier ein Leben, wie im Schlaraffenland, und in der That, es würden himmlische Tage sein, wenn mein Herz fröhlicher wäre. Aber zwischen all dem heiteren Glanz befällt es mich immer wieder, wie den Schweizer, der in der Fremde das Alphorn blasen hört. Ich habe Heimweh, Heimweh nach der Vergangenheit, nach dem alten verlorenen Glück. — — — — —

Ueber Windscheid's Verlobung freue ich mich um seinetwillen. — — Ich meinerseits werde wohl bei der Sache verlieren. Windscheid war fast der Einzige, mit dem ich noch einen Abend still verplaudern konnte; bei einem jungen Ehepaar ist jeder Dritte überflüssig.

Wann ich nach München gehe, kann ich noch nicht sagen. Der Fürst dringt in mich, so lange als irgend möglich zu bleiben, und so kann es Mitte Oktober's werden, bis ich fortkomme.

Und nun lebwohl. Grüße Alle, Gottlob, Pauline, Ludwig, auch die Hamburger und küsse mir meinen Musch. Die Fürstin läßt Pauline grüßen und möchte gern in der Seele des Kindes ihr Andenken erhalten wissen." — — — —

Die folgenden Briefe sind wieder von München aus geschrieben.

An Pauline Trummer.

München, 19. Jan. 59.

— — — „Am Weihnachtsabend habe ich viel zu euch nach Lübeck hinübergedacht; wie still vergnügt wir hier auch beisammen waren, so fehlte mir doch an diesem Abend mein Töchterchen recht sehr. — — — —

Und nun für Euer ganzes Haus Glück und Segen zum neuen Jahr! Grüße Elise mit ihrem Kleinsten und küsse mein Kind und erzähl' ihr von mir. Ich hätte ihr so gern einen Bayrischen Löwen zu Weihnachten geschickt, aber weder ich, noch die Theres konnten einen auftreiben.

Hast Du schon Heyse's Thekla gelesen? Die ist wundervoll und wird Dich anziehn und erschüttern, wiewohl Du vielleicht einzelne Motive lieber anders hättest." — — —

An Elise Reuter.

München, 29. März 59.

„Wie freundlich ist es von Dir, meine liebe, treue Elise, daß Du Dir, trotz meines langen Schweigens und trotz Deiner vielen häuslichen Geschäfte, doch noch die Zeit abmüßigst, mir zu schreiben. Es hat mir aber auch recht innig wohlgethan, wieder einmal von euch und von meinem Kinde zu hören. — — — — — — — — — — — — — — —

Wie schmerzlich mich die Nachricht von dem Tode meiner Schwester Johanna überraschte, brauche ich wohl kaum zu sagen. Ich war völlig ahnungslos und noch ganz erfüllt von den heiteren Bildern der Silberhochzeitsfeier, als ich den Trauerbrief erhielt. Und gerade in dem letzten Sommer, auf dem Lindenhause, wie in Lübeck, hatte ich sie frischer und jugendlicher gefunden, als früher wohl. Wir haben alle viel

an ihr verloren; aber der eigene Schmerz tritt fast zurück, wenn ich an den armen Michelsen denke, der nun ganz vereinsamt dasteht, ohne Geschwister, ohne Kind. Wie glücklich bin ich doch, daß ich meinen Musch habe und in ihm eine lebendige Erinnerung an die schöne Vergangenheit, eine liebe Verpflichtung für die Zukunft. — — — — — — — —

Von mir hab' ich wenig zu berichten. Bis zur Mitte des Januar's war ich leidlich wohl; seitdem hab' ich wieder in gewohnter Weise viel auszustehn. Doch bin ich fleißig gewesen und habe ziemlich viel zuwege gebracht, wenn auch meist nur Uebersetzungen; ein halb Hundert spanische Romanzen, Stücke aus altgriechischen Dichtern, aus Homer, aus Lord Byron. Ueber meinen geselligen Verkehr darf ich nicht klagen; ich habe mich jetzt daran gewöhnt, des Abends allein zu sein, und was ich an geistiger Anregung und Erfrischung bedarf, gewährt mir unser kleiner, immer traulicher werdender Kreis vollauf. Nur der unmittelbare gemüthliche Austausch, die Möglichkeit, nicht nur das Gedankenleben, sondern auch die Geheimnisse des Gefühls und der Stimmung in ihrem Werden und Wachsen mitzutheilen, fehlt mir nach wie vor, und das ist eine schmerzliche Lücke, die sich schwerlich jemals wieder ausfüllen wird.

Ueber diesen Sommer vermag ich noch gar nichts zu bestimmen. Der König, der anfangs schon im Laufe des März nach Italien reisen wollte, ist durch die kritische Weltlage hier zurückgehalten worden, und nun scheint es zweifelhaft, wann, ja ob ich überhaupt zu einer weiteren Reise kommen werde. Doch werde ich jedenfalls alles thun, um so oder so mein Kind wiederzusehen.“ — — — — — — — —

An Gottlob Reuter.

München, den 5. May 1859.

— — — „habe dabei aber doch mancherlei arbeiten können. Jetzt leb' ich fast ganz in Politik; die Stimmung ist hier bereits seit sechs Wochen eine stürmisch bewegte. Ich freue mich über die Bayern, die fanatisch deutsch sind; es ist, als

fühlten sie, daß sie in dieser Beziehung etwas gut zu machen haben. — — — — — — — — — — — —

Seltsam ist es, daß Heyse's Töchterchen meiner Marie merkwürdig ähnlich wird. Wenn ich sie sehe, überfällt mich jedesmal die Sehnsucht nach meinem eigenen Kinde. Könnte ich sie nur einmal ein Paar Wochen lang hier haben!"

— — — — — — — — — — — — — — —

An Elise Reuter.

München, den 9. Juli 1859.

„Liebe Elise! Ich will Dir offen gestehen, daß ich den Gedanken, diesen Sommer nach Lübeck zu kommen, schon fast aufgegeben hatte. Es war meine Absicht, die zweite Hälfte des Juli und den August bei meinem Bruder Karl zu verleben und Michelsen zu bitten, mir mein Kind dorthin mitzubringen. Nun schreibt mir aber gestern der Fürst Carolath, er müsse mit seiner Frau ein Seebad brauchen und habe sich zu diesem Zwecke Travemünde ausgewählt, in der sicheren Hoffnung, daß er mich dort treffen und dann nach Carolath mitnehmen könne. Einer so großen Freundlichkeit darf ich mich nicht entziehen und so habe ich denn meinen Plan dahin abgeändert, nur bis zum Schlusse des Juli bei Karl zu bleiben und dann auf einige Wochen nach Travemünde zu gehen. Da ich jedoch Lübeck nur vorübergehend berühren würde, den Verkehr mit meinem Töchterchen aber um keinen Preis missen darf, so ließe es sich vielleicht einrichten, die Kleine für die Zeit meines Aufenthalts irgendwo unterzubringen." — — — — —

Die in diesem Briefe besprochenen Reisepläne wurden ausgeführt. Im „Lindenhaus" fand Geibel seinen Bruder Karl von einer ernsten Krankheit völlig wieder genesen, so daß er, „nicht die geringste Veränderung an ihm wahrnahm". In Lübeck blieb er nur zwei Tage und ging dann mit seinem Töchterchen nach Travemünde, wo seine Freunde aus Carolath bereits eingetroffen waren. Mit ihnen verlebte er hier vier Wochen,[1]) verweilte nach ihrer Abreise im September noch

[1]) Am 26. August 1859. Ges. Werke, Band III, S. 235—236.

vierzehn Tage in Lübeck und folgte ihnen dann nach Carolath, wo er bis gegen Ende October's blieb. In München erhielt er einige Wochen nach seiner Rückkehr die Nachricht von dem Tode seines Jugendfreundes Röse.

In einem Briefe vom März 1860 an seinen Schwager Reuter heißt es:

— — — „Bis zum 4. Februar war Karl mit seinen Töchtern hier, und wir hatten, obwohl es mit meinem Befinden gerade damals nicht sonderlich stand, doch manche frohe und trauliche Stunde. Jetzt fühle ich mich seit einigen Wochen — Gott sei Dank — im Ganzen leidlicher und habe viel Poëtisches producirt, da meine alten griechischen Erinnerungen jetzt nach 20 Jahren plötzlich anfangen, flüssig zu werden."

Zu Ende April's mit dem Eintritt milderer Witterung brach Geibel wieder nach dem „Lindenhaus" auf, um bei seinem Bruder Karl die Hochzeit von dessen Tochter Johanna mit seinem verwittweten Schwager Michelsen mitzufeiern. Von hier schrieb er seiner Schwägerin Elise:

Lindenhaus, den 6. Mai 1860.

„So eben fällt mir ein, liebe Elise, daß wir am nächsten Donnerstag den Geburtstag meiner Marie haben. Ich bitte Dich daher, ihr nach Gutdünken und Bedürfniß in meinem Namen ein Geschenk zu machen, an dem sie Freude hat. Außerdem aber bitte ich Dich, an jenem Tage — wenn es euch anders paßt, und das Wetter günstig ist, sonst an einem der nächstfolgenden — einen Omnibus oder zwei Wagen zu nehmen, die ganze kleine Sippschaft sammt dem Brautpaar[1]) in's Grüne zu führen und es euch, Groß und Klein, in jeder Beziehung wohl sein zu lassen. — — — —

Letzten Donnerstag (13. Mai) feierten wir denn hier Michelsen's Hochzeit. Die Trauung fand in Illenau Statt, das Festmahl im großen Gasthofe zu Achern. Das Schönste

[1]) Seine Schwägerin Pauline hatte sich mit dem Professor Matthias Claudius in Marburg verlobt.

von allem aber war wohl die Fahrt vom Lindenhause zur Kirche, das Brautpaar, Karl, Elisabeth, Bertha und ich in drei offenen Extrapostwagen, der wolkenlos blaue Frühlingshimmel über uns und der reizende halbstündige Weg, über und über voll Sonnenschein und Blüthenschnee. Gott schenke Paulinen solchen wundervollen Hochzeitstag. — — — —

Wie lange ich hier bleiben kann, weiß ich noch nicht; das hängt von der früheren oder späteren Rückkehr des Königs nach München ab. Eben so wenig vermag ich Pläne für den weiteren Sommer zu machen, bevor ich erfahren, was man höchsten Ortes vor hat.

Grüße die Deinen sämmtlich, wünsche dem Brautpaare noch einmal in meinem Namen Gottes Segen und küsse mein Kind, nach dem ich mich täglich und stündlich von Herzen sehne.“ — — — — — — — — — — —

Vom „Lindenhaus“ kehrte Geibel auf kurze Zeit nach München zurück und trat im Juli die Reise nach Lübeck an. Nach der Heirath seiner Schwägerin Pauline versäumte er nie, mit dieser Reise einen Besuch in Marburg zu verbinden. In Lübeck wohnte er wieder bei seinem Schwager Michelsen, lebte aber mehr in der Reuter'schen Familie. Wie Frau Reuter mir erzählt, beschäftigte ihn damals besonders der Plan eines neuen Drama: „Constanze von Sicilien“, über den er sich häufig mit ihr unterhielt. Im Familien- und Freundeskreise las er u. a. einige neu entstandene Zeitgedichte vor, die großen Anklang fanden; doch weigerte er sich, sie zu veröffentlichen. Sie seien, sagte er, aus dem Volksgeiste heraus gedichtet und nur ein Zeichen desselben; es nütze nichts mehr, sie drucken zu lassen. Zu Ende des Sommers war auch sein Bruder Karl von „Lindenhaus“ wieder dauernd nach Lübeck übergesiedelt. Am Vorabend von Geibel's Abreise fanden sich alle drei Brüder an der Reuter'schen Familientafel zusammen. Trotz des nahen Abschieds herrschte eine fröhliche Stimmung. Geibel sang viel und improvisirte zuletzt einen „Chor der Seehunde“ zu allgemeinem Ergötzen.

Von München aus schrieb er seiner Schwägerin Elise:

München, 11. November 1860.

„Liebe Elise! Ich hätte Dir und meiner lieben Marie längst für euer freundliches Schreiben zum 18. v. M. gedankt, wenn ich nicht durch dauerndes Unwohlsein und durch eine Unmasse kleiner geschäftlicher und sonstiger Anforderungen in meiner freien Zeit fortwährend auf das äußerste beschränkt gewesen wäre. — — — — — — — — — — —

Der König ist noch immer nicht hier, und so habe ich mein Entlassungsgesuch zwar abfassen, aber noch nicht einreichen können. Dies letztere soll gleich nach seiner Rückkehr geschehen, die wohl im Laufe der nächsten Woche Statt haben wird. Ich bin begierig zu erfahren, wie er die unerwartete Bitte aufnimmt; mein Entschluß steht übrigens fest, mich höchstens auf einen Compromiß einzulassen.

Von meinem Geburtstage nahm hier Niemand Notiz, außer meiner alten Staatsräthin, die mir in einem Korbe voll Blumen vier Flaschen alten Marsala schickte. Dagegen erhielt ich von auswärts viele Beweise liebevoller Theilnahme, Briefe aus Lübeck, Carolath, Marburg 2c.; aus Frankfurt eine prachtvolle Blumensendung (anonym); aus Illenau noch spät ein heiteres Glückwunschtelegramm. Den Abend brachte ich still auf meinem Zimmer zu, in liebe Erinnerungen vertieft, zu denen ich mich in festlicher Stimmung immer am liebsten flüchte.

Mein geselliges Leben läßt sich diesen Winter etwas reicher an, wie früher. Ich esse wöchentlich einmal bei Schack und bin Abends nach Tische öfter bei Windscheid's, wo wir dies und jenes zusammen lesen und dann ganz behaglich plaudern. Gestern, als am Schillertage[1]) — — — — — —

In poëtischer Hinsicht bin ich jetzt leider unproduktiv, das fortdauernde Unwohlsein läßt mich zu nichts Rechtem kommen. Doch studir' ich eifrig normännische und hohenstaufische Ge-

[1]) Die folgende, auf seinen Bruder Konrad bezügliche Stelle habe ich bereits früher citirt. S. 27.

schichte und finde fast täglich neues brauchbares Material für die Constanze. Zur Ausführung aber muß ich bessere Zeit abwarten. Gestern hab' ich denn auch endlich die letzten Correkturen des „Romanzero“ erledigt. Die „Loreley“ muß bereits zum zweiten Male gedruckt werden. Daß ich Dir zu Weihnacht ein Exemplar schicke, versteht sich von selbst.

Und nun lebwohl, liebe Elise. Gott sei mit Dir und Deinem ganzen Hause. Grüße Gottlob und die Kinder alle; mein Muschele aber küsse ganz besonders und sag' ihr, daß ich täglich und stündlich an sie denke. Das Kind fehlt mir gar zu sehr, ich meine mehr, als je. Nun, so Gott will, brauchen wir ja nicht wieder auf so lange Zeit zu scheiden.“

— — — — — — — — — — — —

Geibel hatte gewünscht, gänzlich wieder nach Norddeutschland und zwar nach seiner Vaterstadt Lübeck überzusiedeln. Auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs aber entschloß er sich, sein Entlassungsgesuch theilweise zurückzuziehen und wenigstens einige Wintermonate nach wie vor in München zuzubringen.

Im December nahmen die Vorbereitungen zur Aufführung seiner „Brunhild“ ihn sehr in Anspruch. Man hätte, wie es in einem Münchener Bühnenberichte[1]), unter Hinweis auf eine schon vor drei Jahren gegebene Kritik des Stückes, heißt, die Aufführung längst erwartet; aber das Bedenkliche des Stoffes solle im letzten Augenblicke doch davon zurückgehalten haben. „Desto dankbarer“, fährt der Bericht fort, „sind wir dem Dichter und der jetzigen Bühnenleitung, daß sie die Aufführung dieses großartigen Stückes durchgesetzt und damit bewiesen haben, daß es sich wohl der Mühe verlohne, das Höchste zu wagen, und daß der Geschmack unseres Publicums noch nicht so abgestumpft ist, um vom Höchsten nicht ergriffen zu werden — wenn man nur den Muth hat, es ihm zu bieten“.

---

[1]) Abendblatt zur „Neuen Münchener Zeitung“ vom 9. Januar 1861.

Geibel selbst sprach sich über die Aufführung in einem Briefe an Professor Claudius in Marburg aus.

München, den 8. Januar 61.

„Lieber Matthias! Vor allem nimm meinen herzlichsten Dank für den allerliebsten kleinen Nilwurm, der sich mit der Jacobinermütze auf dem Kopfe am Sylvesterabend als rother Demokrat bei mir einführte. Du glaubst nicht, welche unendliche Heiterkeit mir seine Ankunft bereitete. Theres, die vor Neugier brannte und, Gott weiß was, in der Kiste vermuthete, half mir äußerst geschäftig beim Oeffnen. Das staunende Entsetzen, mit welchem sie zurückfuhr, als ihr endlich statt der gehofften Schätze das lange Zähnefletschende Crocodilgesicht entgegen grinste, war von grenzenlos komischer Wirkung. Einstweilen wohnt das edle Thier in meinem Erkerzimmer. Und zwar incognito. Ich habe nämlich Niemanden als Heyse in's Geheimniß gezogen; wir wollen zusammen für das Jahresfest unserer Crocodilgesellschaft, das in einigen Wochen Statt haben soll, irgend einen ganz solennen Spaß ausdenken, wovon Du seiner Zeit Bericht erhalten wirst. Der einliegende Theaterzettel[1]), der Pauline interessiren wird, da sie die hiesige Bühne kennt, sagt Dir zugleich den Grund, warum ich nicht eher schrieb.

Die tausend Vorbereitungen und Anordnungen für das Stück, die Besprechungen wegen des Costüm's, der Decorationen, der Musik, die vielen Proben im Zimmer und auf den Brettern nahmen Wochenlang fast alle meine Zeit in Anspruch. Am 3ten fand dann endlich die Aufführung Statt, und zwar mit dem entschiedensten Erfolg. Der erste und vierte Aufzug zogen am wenigsten, der zweite und fünfte schlugen gewaltig durch, der dritte aber war von so kolossaler Wirkung, daß ich erstarrt

---

[1]) Donnerstag, den 3. Januar 1861
zum ersten Male
Brunhild,
Tragödie in fünf Aufzügen aus der Nibelungensage von Emanuel Geibel.
Nach dem vom Verfasser für die Aufführung eingerichteten Manuscript
in Scene gesetzt vom K. Regisseur, Herrn Dahn.

und völlig überwältigt dem eigenen Werke gegenüber saß. Frau Straßmann-Damböck übertraf sich aber auch selbst und spielte mit so hinreißender Leidenschaft, daß unsere kleine liebenswürdige Dahn-Hausmann mit all dem reizenden Zauber ihrer Weiblichkeit, wie der bleiche Mond des Tages neben der feuersprühenden Sonne verschwand. Dahn war sehr gut als Günther; Böttger sprach sehr gut, doch fehlte es ihm an dämonischer Macht des Spiels; die kleine Rolle des Giselher[1]) wurde mit erschütternder Vollendung ausgeführt. Zu klagen hab' ich über Niemand. Und da die neuen Costüme reich und würdig, die Decorationen prachtvoll waren, so kam eben Alles zusammen, um eine Vorstellung zuwege zu bringen, wie sie in München seit Jahren nicht gesehen war. Das Publikum war denn auch in Einem Jubel. Alle Hauptdarsteller wurden vielfach gerufen. Ich selbst mußte nach dem zweiten, dritten und fünften Aufzug vor die Lampen. Wie Schade, daß Du mit Paulinen den Abend nicht hier sein konntest! Ihr würdet mit mir eure Freude daran gehabt haben.

Verzeih', daß ich Dir von nichts vorschwatze, als von meinem Stück. Ich bin aber noch so voll von den frischen Eindrücken, daß ich Mühe habe, meine Gedanken anderswohin zu lenken. Für Paulinen tausend Grüße, auch von J. und L. H. und den schönsten Dank für die rothe Abendwolke über den Mond![2]) Gott schenke euch und uns allen ein glücklich Jahr!"

— — — — — — — — — — — —

An Pauline Claudius.

München, d. 9. Januar 61.

„So eben, liebe Pauline, erhalte ich eure freundlichen Briefe, die sich leider mit dem meinigen gekreuzt haben. Tausend, tausend Dank für eure liebevolle Theilnahme.

Das Crocodil hält sich doch aber auch in einem warmen

---

[1]) Fräulein Muscheck.

[2]) Ein kleines rothes Sammetkäppchen in der Art, wie Geibel zu tragen pflegte, welches dem ausgestopften schwarzen Crocodil aufgesetzt war.

Zimmer? Ich habe nämlich keineswegs die Absicht, es irgend einer Sammlung zu schenken. Vielmehr denke ich, daß es, nachdem es durch irgend einen Hauptwitz eingeführt worden, im (öffentlichen) Locale unserer Gesellschaft in einem großen Glaskasten aufgestellt werden soll.[1] — — — — —

Die starken Aufregungen der vorigen Woche bei Gelegenheit der Brunhildaufführung haben mich doch recht mitgenommen. Trotz alledem arbeite ich schon wieder rüstig an einem neuen Stücke[2]) und hoffe zum Schlusse des Januar den ersten Akt vollenden zu können.“

Für diese Arbeit erfuhr er im März eine sehr fördernde Anregung durch das Gastspiel der Frau Bulyovsky, über deren hohes, ja „einziges“ Talent er sich gegen seine Freunde Hemsen und Heinrich Kruse in Köln mit Begeisterung aussprach. „Ich meinerseits,“ schrieb er an Hemsen, „habe seit zwanzig Jahren auf der deutschen Bühne nichts gesehen, was an ihre Maria Stuart, oder Sappho reichte.“ — — — „Dabei jede der Rollen ein rein für sich abgeschlossenes Kunstwerk, ohne die mindeste Aehnlichkeit unter einander.“ Die Wirkung ihres Spiels auf ihn war so mächtig gewesen, daß er sich zu Anfang April's entschloß, nach Lübeck über Köln, wohin Frau Bulyovsky von München gegangen war, zu reisen, „um noch einmal diese Eindrücke hoher Tragödie zu empfangen.“ Von Lübeck schrieb er zu Anfang Juni's an Hemsen: „Ich schreibe Dir erst heute, weil ich zu Anfang meines hiesigen Aufenthalts sehr wohl und produktiv und darum jeder Correspondenz abgeneigt, später in Folge des winterlichen Maiwetters recht krank war.“ — — — „Die Kölner Tage liegen hinter mir, wie ein Märchentraum. Wir lebten dazumal in wundersam gesteigerten Ausnahmezuständen; das ist mitunter eine wahre Erquickung, ein rechtes Verjüngungsbad. Nur muß die Seele

---

[1]) Das Thier wurde wirklich dort aufgestellt.

[2]) „Sophonisbe.“ In einem Briefe an seinen Freund Hemsen aus dieser Zeit nennt er das Stück „eine antike Leidenschaftstragödie“.

sich, wenigstens in ihrem tiefsten Grunde, bewußt bleiben, daß solche Zustände eben so leicht gewoben und vergänglich, als schön sind, ja daß ihr höchster Reiz eben durch diese Vergänglichkeit bedingt wird." — — — — — — — — —

Da Geibel beschlossen, fortan den größten Theil des Jahres in Lübeck zu leben, so wünschte er hier ein ständiges Heim zu haben, und hatte nur vorläufig im Gasthofe Quartier genommen. In der Zwischenzeit, bis er in die gefundene Wohnung einziehen konnte, machte er in der zweiten Woche des Juni mit seinem Bruder Karl einen mehrtägigen Ausflug zu ihrem gemeinschaftlichen Freunde Frankenfeld nach Eutin, das in dieser Jahreszeit immer eine besondere Anziehungskraft auf ihn ausübte.[1]) Im Juli verweilte er einige Wochen bei seinem Freunde Putlitz auf dessen Gute Retzien. Nach seiner Rückkehr bezog er sogleich die neue Wohnung im Hause der Räthin Duroi in der Mühlenstraße. Von seinen freundlichen, nach hinten gelegenen Zimmern hatte er den Blick auf den Dom; im Garten vor seinen Fenstern stand ein prächtiger Apfelbaum, etwas entfernter ein großer Birnbaum, unter dem sein Kind zu spielen pflegte.[2]) Die Mittage brachte er nach wie vor regelmäßig in der Reuter'schen Familie zu. Auf seinen nachmittäglichen weiten Spaziergängen begleiteten ihn dann öfters sein Töchterchen und die älteren Reuter'schen Kinder. In der zweiten Woche des Novembers kehrte er über Marburg nach München zurück. Von hier schrieb er seinem Schwager Reuter:

München, d. 13. December 61.

— — — „Ich bin jetzt, wiewohl mir mein Kind sehr fehlt, recht gern in München. Die literarische Luft und die bequemer eingerichtete Häuslichkeit, die Anregungen durch Musik und Theater thun mir doch wohl. — — — — — —

Ueber das Gehen oder Bleiben des Königs verlautet immer

---

[1]) „Eutin" Gesammelte Werke Band III S. 227—230.

[2]) „Mittagszauber." Gesammelte Werke Band III S. 237—238.

noch nichts bestimmtes. Ich vermag daher noch gar keinen Plan für die Zukunft zu machen.“ — — —

München, d. 3. Februar 62.

„Verzeih, lieber Gottlob, daß ich erst heute Deine beiden freundschaftlichen Briefe beantworte. Ich bin fortwährend gründlich unwohl und dabei von den verschiedensten Seiten in Anspruch genommen, so daß ich oft in der That nicht weiß, wo mir der Kopf steht. — — — —

An meine Reise nach Lübeck würde ich bei meinem gegenwärtigen Zustande auch dann nicht denken können, wenn es hier weniger zu thun gäbe. Ich glaube kaum, daß ich vor Ostern fortkomme.

Grüße Elise und alle die Deinen, ganz besonders meine Marie, der ich für ihren Brief bestens danke.“ — — —

Erst wenige Tage vor seines Kindes Geburtstag traf Geibel wieder in Lübeck ein. Die Heimathsluft schien belebend auf ihn zu wirken. Die Seinigen hatten ihn lange nicht so jugendlich frisch gesehen, was sie nach den wiederholten Klagen in seinen letzten Briefen kaum hatten erwarten können. Es war immer ein gutes Zeichen, wenn er im engeren Familien- und Freundeskreise seine alten Lieder sang. Dann sprudelte auch der Quell der Improvisation in unerschöpflicher Fülle, zumal wenn sein Bruder Konrad mit dabei war und ihn auf dem Klavier begleiten konnte. In der Mitte Juni's besuchte er mit seiner Tochter und seiner Nichte Elisabeth Geibel seinen Freund Putlitz in Retzien. In einem Briefe, den er von hier seiner Schwägerin Elise schrieb, heißt es:

Donnerstag, 29. Juli 62.

— — — — „Wir haben im Ganzen mehr gute, als schlechte Tage. Marie ist glückselig; sie verträgt sich gut mit den Knaben und fast noch besser mit Hunden und Hühnern, die ihr nachlaufen, sobald sie sich draußen blicken läßt. — —

— — — Doch bin ich durch Putlitz Anregung mitten in einem neuen und, wie mir bis jetzt scheint, glücklichen Entwurf für die späteren Akte der Sophonisbe, und das ist es

hauptsächlich, was auch mir ein längeres Bleiben wünschenswerth macht." — — — — — — — — — — —

Am 5. August kehrte er nach Lübeck zurück. An den Gedenktagen dieses Monats mochte er nicht fern sein. Am 15. August (Ada's Geburtstag) machte er mit seiner Tochter und den beiden ältesten Reuter'schen Kindern eine Ausfahrt nach dem „Riesebusch" und am 26. August, ihrem Hochzeitstage, nach der an Erinnerungen für ihn so reichen Lachswehr. Sein eigener Geburtstag wurde von der Familie im Reuter'schen Hause „mit allerlei Musik" gefeiert. Am 26. October waren dann Alle noch einmal bei seinem Bruder Karl vereinigt. Geibel war in sanglustiger Stimmung und improvisirte in reizender Weise, besonders über einen „Rosen-Plan" für den nächsten Sommer, daß nämlich sämmtliche Ritter mit ihren Damen in fünf Wagen eine Tour durch Holstein unternehmen sollten u. s. w. Am 28. October schied er von Lübeck; die ganze Familie brachte ihn auf den Bahnhof. „Er wäre gern geblieben", schrieb Frau Reuter ihrer Schwester Pauline, „und hofft vielleicht schon im Februar wiederkommen zu können."

In München lebte er während dieses Winters noch zurückgezogener, als sonst. Der Aufenthalt wurde ihm durch eine litterarische Fehde verbittert, zu der Bodenstedt's Aufnahme in den Maximilianorden den Anlaß gegeben. Sie hatte jedoch das Gute für ihn, daß sie eine Erneuerung der alten herzlichen Beziehungen zu Freiligrath herbeiführte.[1]) Freude bereitete ihm das Gastspiel der Janauscheck, die ihn besonders in der Rolle der Brunhild entzückte und zu neuen dramatischen Arbeiten begeisterte. Er bedauerte daher sehr, daß Krankheit ihn hinderte, ihren letzten Vorstellungen beizuwohnen. Als der Frühling kam, litt es ihn nicht mehr in München. Er nahm seinen Weg über Mannheim Rheinabwärts; ihn verlangte, die Stätten wiederzusehen, wo er jung geschwärmt. „Ich fuhr von St. Goar" u. s. w. Am 9. April wurde er von den

[1]) Gedenkbuch S. 76—77. Gäbertz a. a. O. S. 149—151.

Seinigen in Lübeck empfangen. Hier im engsten Familien- und Freundeskreise fühlte er sich stets am wohlsten. Dann erwachte in ihm die Lust zu singen und zu improvisiren; öfter variirte er dabei das Thema: „Als ich noch Prinz war von Arcadien“. Hier las er seine neuen Sachen vor. Das Gedicht auf Uhland's Tod hatte er mitgebracht; andere wie „Eutin“, „Die Blutrache“ waren hier entstanden. Auch die fertigen Theile der „Sophonisbe“ las er zum ersten Mal in diesem Kreise; ein zweites Mal später vor einer größeren Versammlung am Schillerabend (10. November) den ersten Act mit allgemeinem Beifall[1]). Im Sommer besuchte er gern das Tivoli-Theater, mit dessen Leistungen er, abgesehen von der Ausstattung, sehr zufrieden war, nahm auch bisweilen die Kinder mit.

Da König Max den Winter in Italien weilte, hatte Geibel beschlossen, das Weihnachtsfest mit den Seinigen in Lübeck zu feiern. Leider wurde ihm das langersehnte Fest durch den Tod seines Bruders Karl schmerzlich getrübt. Noch am 18. October hatte dieser zur Feier von Emanuel's Geburtstag in seinem Hause einen größeren Freundeskreis um sich versammelt, fühlte sich jedoch an dem Abend schon sehr unwohl. Es war der Anfang der tödtlichen Krankheit; er starb am 14. December. Geibel war bei seinem Tode zugegen. Kurz vorher hatte er aus München die Nachricht von dem Tode seiner alten Freundin, der Staatsräthin von Ledebur, erhalten.

Befreiend wirkten in dieser Zeit der Trauer auf sein Gemüth die Ereignisse, welche sich in Schleswig-Holstein vorbereiteten, und an denen er mit ganzer Seele Theil nahm. Besonders freute ihn, daß Bayern im Bundestage so entschieden für die Sache der Herzogthümer eintrat. Schon am 18. October hatte er in einer, dem Gedächtniß dieses Tages gewidmeten Ode[2]) Preußen und Oesterreich, „die Hüter des Reichs“, „die Adler Deutschlands“ gemahnt, die alte Zwietracht zu vergessen.

---

[1]) Vollendet wurde die Sophonisbe erst nach 5 Jahren. Im Mai 1868 verzeichnet das Tagebuch: „Letzte Ueberarbeitung der Sophonisbe“.

[2]) „Am 18. October“. Gesammelte Werke Band V S. 65—67.

„Und statt mit abgewandten Häuptern
Finster zu grollen, begeht auf Leipzigs
Glorreichen Schicksalsstätten ein Sühnungsfest
Und Hand in Hand vorschreitend dem deutschen Volk,
Wählt andern Pfad! denn dieser führt uns
In die Gefilde von Chäronea.

Seiner jetzigen Stimmung entsprangen mehrere politische Gedichte. Ein „Lied für Schleswig-Holstein“, welches er am 13. Januar an die Redaction der „Leipziger illustrirten Zeitung“ gesandt hatte, schickte diese ihm zurück, wohl aus Furcht, sich durch den Abdruck ein Verbot zuzuziehen. Der Abschied von Lübeck wurde ihm dieses Mal, nachdem er sich dort in Freud und Leid so vollständig wieder eingelebt hatte, besonders schwer. Von München schrieb er nach seiner Rückkehr seiner Schwägerin Elise:

München, d. 6. Februar 64. Abends.

— — — — — — — — — — — — —

„Jetzt bin ich hier schon ziemlich wieder eingerichtet und empfinde allerdings die größere äußere Behaglichkeit meines hiesigen stattlich eingerichteten Winterquartiers. In das übrige werde ich mich dann auch schon finden lernen, zumal da Heyse das Bedürfniß eines herzlicheren Verkehrs zu fühlen scheint und mir mit großer Wärme entgegenkommt. Er ist sehr fleißig gewesen; ich lese jetzt nach und nach seine sämmtlichen Manuskripte, habe ihm aber versprochen, nicht darüber zu reden. Windscheid's sind ganz die alten. Auch Julie ist wieder hier und haust in zwei kleinen Zimmern ihrer früheren Wohnung; der Rest ist vermiethet.

Vom König wurde ich bei meiner Antrittsaudienz überaus freundlich und herzlich empfangen. Da wir unter vier Augen waren, und er selbst von der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit anfing, so konnte ich ihm mein ganzes Herz unverhohlen ausschütten. Er hat offenbar allen möglichen guten Willen; wenn er nur rascher zum Entschlusse und zur That wäre. Unterdessen gehen die Ereignisse ihren Gang, schneller und mächtiger, als ich erwartet hatte. Ein Glück immer, daß es

überhaupt zu wirklichem ernsten Kampfe kam. Jede Wunde, die am Dannewerke geschlagen wird, ist ein Riß in's Protokoll.

Mein Befinden ist leidlich. Bis dahin war ich, mit Ausnahme eines Crocodilabends, Mittags und spät noch immer allein zu Hause; doch die nächste Woche bringt allerlei. Auf morgen Mittag bin ich zu Liebig geladen; auf Dienstag Abend in die Residenz zu einem großen costümirten Kammerball, wo die Königin mit ihren Damen und Cavalieren in der Tracht eines früheren Jahrhunderts erscheinen wird, und die Gäste im Domino kommen müssen; auf Freitag zu einem Diner bei Schack.

Producirt habe ich hier noch keine Zeile; ich glaube wirklich, das Bier macht dumm, wenigstens im Anfang." — — —

An dieselbe:

München, den 10. März 1864.

„Liebe Elise! Ich kann Dir heute nur die betrübte Mittheilung machen, daß unser guter König Max schwer, wie es scheint, hoffnungslos erkrankt ist. Nachdem er gestern noch bis Mittag gearbeitet, fühlte er sich plötzlich von einem heftigen Unwohlsein befallen, und schon Nachmittags um vier Uhr erschien ein beunruhigendes ärztiches Bulletin. Da ich jedoch von meinem weiten Spaziergange nach Tische geradeswegs nach Hause zurückgekehrt war, so erfuhr ich erst gestern Abend davon. Die Nachricht traf mich, wie ein Blitz, und ich eilte, mir Gewißheit zu verschaffen. Das Volk umstand bereits in dunkeln flüsternden Gruppen das Schloß, als ich dort anlangte; auf den Treppen und Gängen wogte es leise; ich drang bis in's letzte Vorzimmer, wo halbstündlich neue Krankheitsberichte ausgegeben wurden, und blieb dort zwischen bestürzten Officieren, neugierigen Diplomaten und schreckbleichen Damen bis Mitternacht. Die Berichte gewährten wenig Hoffnung, sie lauteten auf heftigen Rothlauf auf der Brust mit zunehmender Eiterabsonderung, auf eiskalte Hände und Füße und stark aussetzenden Puls. Endlich ging ich, konnte aber die Nacht wenig schlafen. Als mich heute Morgen um fünf Uhr das Geläut von allen Thürmen weckte, glaubte ich schon, mein hoher Freund sei

verschieden. Aber die Glocken sollten nur das Volk zum Gebete für die Rettung des Herrschers in die Kirche rufen. Noch lebt er; es ist also immer noch ein Schimmer von Hoffnung.

Mittags 12 Uhr. Eben kehre ich wieder aus dem Schlosse zurück. Der König hat Abschied genommen von seinen Kindern; es werden keine Bulletins mehr ausgegeben; man erwartet jeden Augenblick die Auflösung. Ueberall begegnete ich weinenden Augen, und ich will gern gestehen, daß ich mit weinte. Ich verliere einen edlen Schutzherrn, der mir herzlich zugethan war.

Und was soll aus dem Lande werden, dessen Zügel nun in die Hände eines kränklichen, kaum siebenzehnjährigen Knaben fallen? Und dazu in dieser Zeit! An meine eigenen Verhältnisse zu denken, habe ich noch nicht Zeit gefunden. Nur das fühle ich, daß das stärkste Band, das mich an München fesselte, durch den Tod des Königs gelöst sein wird." — — — —

An dieselbe:

München, den 27. April 1864.

„Liebe Elise! Gestern ist hier ganz unerwartet die Prinzessin Luitpold gestorben, seit sechs Wochen nun das dritte Glied des Königlichen Hauses, das dem Tode anheimfiel. Dadurch wird, nachdem alles weitere geordnet war, meine Abschiedsaudienz sich wahrscheinlich um einige Zeit hinausschieben, so daß ich kaum, wie ich gewünscht hatte, zu Mariens Geburtstag werde eintreffen können. Tröste sie darüber; wir können ja einmal auf einem Sonntag nachfeiern.

Uebrigens wollte ich, daß ich diese Luft erst hinter mir hätte. — — — Nach einem eisigen Rückfall in den Winter haben wir seit einigen Tagen ganz plötzlich flammenden Sommer, so daß man sich vor Staub, Hitze und Blendung kaum zu retten weiß. Alle Welt ist krank, und die Menschen sterben, wie die Fliegen." — — — — — — — —

Am 11. Mai traf er in Lübeck ein. Er brachte sein „Lied von Düppel" mit, welches der Schleswig-Holsteinische Verein in Hamburg in 10,000 Exemplaren an die Sieger

sandte. Der Geburtstag seiner Tochter wurde, wie es ihr versprochen, nachgefeiert, indem man am 14. Mai mit allen Kindern eine Fahrt zu Wagen nach dem „Riesebusch“ unternahm. Einige Tage später fiel der Besuch des Kronprinzlichen Paares in Lübeck. Beide hohe Herrschaften bewiesen dem Dichter große Aufmerksamkeit und Theilnahme. In den Kreis seiner Freunde riß auch dieser Sommer eine schmerzliche Lücke: am 14. Juli starb in Carlsbad Fürst Carolath. Ein anderes — freudiges — Ereigniß dieses Monats wurde für sein äußeres Leben bedeutungsvoll. Am 26. Juli fand die Hochzeit seines Jugendfreundes Frankenfeld mit Elisabeth Geibel, der Tochter seines verstorbenen Bruders Karl, Statt. Bertha, die dritte der Töchter, stand jetzt allein. So lag der Gedanke für Geibel nahe, sie mit seiner Tochter zu sich zu nehmen und sich wieder eine eigene Häuslichkeit zu schaffen, die er so lange entbehrt. Sobald dieser Entschluß feststand, miethete er für das kommende Frühjahr eine geräumige Wohnung. Zu Ende Novembers riefen ihn die Sitzungen des Maximilianordens-Capitels nach München zurück. Einer seiner ersten Gänge war in das Atelier des Malers Correns, welcher das Bild seiner Ada malte. Am 19. Januar 1865 schrieb er in sein Tagebuch: „Gang in Correns Atelier. Ada's Bild vollendet“ und am 30. Januar: „Ada's Bild von Correns“. Wahrscheinlich also hatte er es an diesem Tage aus der Hand des Malers empfangen. So konnte er nun täglich die geliebten Züge anschauen, die ihn, wie aus dem Jenseit grüßten.[1]) Und wohl mochte es ihn eigenartig bewegen, als kaum eine Woche darnach an ihn eine Mahnung erging, die er selbst als eine Todesmahnung deutete. Er schrieb darüber an seinen Schwager Reuter:

„Lieber Gottlob! Was ich Marie nicht schreiben mag, will ich Dir, als meinem Arzte, doch lieber im Vertrauen mittheilen, daß mir nämlich in diesen Tagen mein Körper ein kleines memento mori zugerufen hat, wahrscheinlich in Folge sehr

---

[1]) „Um Mitternacht“. Gesammelte Werke Band III S. 236—237.

erregten poëtischen Arbeitens bei schlechtem Befinden. Der Zufall äußerte sich nach vorhergegangenem Augenflimmern in fast vollkommener Unbesinnlichkeit bei wachem Zustande, die von heftigem halbseitigen Kopfschmerz im linken Hinterkopf begleitet wurde. Ich konnte plötzlich, weder das rechte Wort finden, noch überhaupt irgend einen zusammenhängenden Satz denken oder erinnern. Wolfsteiner, den ich sogleich rufen ließ, legte mir ein starkes Senfpflaster in den Nacken, worauf sich der Schmerz bald verzog; die Klarheit war bereits früher von selbst wiedergekehrt. Er nennt es höflich eine heftige momentane Ueberreizung; hat mir aber auf längere Zeit hinaus alles Arbeiten auf das strengste untersagt, und ich denke eben mein Theil, wenn ich in diesem Augenblicke auch nichts mehr empfinde, als eine gewisse Dumpfheit und Schwere im Kopfe und den hergebrachten bösen Druck im Unterleibe, der wohl auch diesmal wieder die Hauptschuld an dem Elend trägt. Wollte Gott, ich wäre erst glücklich wieder bei euch! Jetzt, da meinen Tagen ihr eigentlicher Inhalt genommen ist, lastet das Gefühl der Einsamkeit doppelt schwer auf mir." — — — — —

München, 12. Februar 65.

Den 13. „Uebrigens bitte ich Dich, mit der Nachricht Niemand zu beunruhigen. Ich schrieb Dir nur, damit für den Nothfall irgend eine Seele Bescheid wüßte. Heute geht es ganz leidlich; mein altes Uebel plagt mich, und der Kopf ist mir noch etwas eingenommen, weiter nichts. Wolfsteiner, der sonst immer ehrlich ist, nimmt die Sache nicht bedenklich und schwört mir zu, es sei nichts Schlagartiges gewesen, sondern eine Congestion in Folge nervöser Ueberreizung. Damit weiß ich denn freilich auch nicht viel mehr."

Obwohl der Zufall sich nicht wiederholt hatte, konnten doch die Seinigen, als Geibel zu Anfang April's nach Lübeck kam, deutlich wahrnehmen, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen, und daß er entschieden leidender sei, als da er sie verlassen. Am 24. Mai, dem Tage vor Himmelfahrt wurde der Umzug in die neue Wohnnng in der breiten Straße bei

St. Jacobi bewerkstelligt. Er war glücklich, wieder eine eigene Häuslichkeit zu besitzen und Abends die Familie und gute Freunde bei sich sehen zu können. Auch an den „Rosensitzungen", die er seit dem Tode seines Bruders nicht mehr besucht hatte, nahm er in diesem Sommer wieder Theil. Fortan blieb die Vaterstadt seine dauernde Heimath. Nur die Monate October und November brachte er in München zu. Er hatte hier seine Wohnung behalten; den Haushalt führte ihm Ada's frühere Pflegerin, welche in der Nähe von München verheirathet war und für diese kurze Zeit zu ihm zog. Gewöhnlich begleiteten ihn Nichte und Tochter nach München, kehrten aber schon nach einigen Wochen nach Lübeck zurück, da Marie die Schule nicht zu lange versäumen sollte. Im Herbst 1866 nahm Geibel, um Beiden eine Freude zu machen und Marien neue Eindrücke zu verschaffen, den Weg nach München mit ihnen über Frankfurt und Heidelberg[1]). In Heidelberg, das einst ja auch Mariens Mutter so schön erschienen war, schwärmten sie den Abend am Neckar im Mondenschein. Am anderen Morgen besuchten sie Wilhelm Wattenbach, der als Universitätsprofessor mit seiner Schwester Cäcilie — Sophie war schon vor einem Jahre gestorben — hier lebte. Es war nicht das erste Wiedersehen Geibel's mit Cäcilien. Im April dieses Jahres hatte sie in Lübeck in einem befreundeten Hause kurze Zeit verweilt; Geibel hatte sie hier aufgesucht, und ein versöhnendes Aussprechen zwischen beiden Statt gefunden.

Im Sommer 1868 brachte Geibel mit Bertha und Marie einige Wochen in Carolath zu. Er selbst hatte nach dem Tode des Fürsten schon einmal im December 1865 auf der Heimreise nach Lübeck die verwittwete Fürstin dort besucht. Wenige Wochen nach ihrer Abreise trat die bekannte Katastrophe ein: die Begrüßung des Königs Wilhelm in Lübeck durch Geibel, der des letzteren Entlassung in München folgte. Am 31. De-

[1]) Gäbertz (a. a. O. S. 181) verlegt irrthümlich diese Reise in das Jahr 1870. Ein Besuch des Rheins war damit nicht verbunden. 1870 wagte Geibel nicht mehr, sich so weit von Lübeck zu entfernen.

tober schied er von der Isarstadt. Am 11. November schrieb er von Lübeck aus der Gräfin Holnstein (geb. von der Malsburg): „Ich freue mich jetzt der geliebten norddeutschen Heimath ganz und für immer wieder anzugehören und fühle mich in dem endlich wieder errungenen Einklange meiner Verhältnisse und Gesinnungen so überaus glücklich, daß ich in meiner Seele für Groll und Bitterkeit keinen Raum habe und nur in rein dankbarer Stimmung an die Stadt zurückdenke, in der ich einst so viel Liebes und Ehrendes erfahren und nun zwei theure Gräber zurückgelassen habe: meiner geliebten Frau und unseres unvergeßlichen Königs Max.“ [1])

[1]) Emanuel Geibel's Briefe an Karl Freiherrn von der Malsburg ꝛc. S. 107.



Schon einige Male hatte ich während der sechsziger Jahre bei gelegentlichen Anwesenheiten in Lübeck, wenn ich Geibel dort zu finden hoffte, ihn aufgesucht, aber nicht getroffen. Erst im December 1870 sah ich ihn wieder. Ich hatte Nachmittags in seiner Wohnung vorgefragt und von seiner Nichte den Bescheid erhalten, daß ihr Onkel Abends zu Hause sein werde. Gegen 8 Uhr ging ich zu ihm und wurde sogleich in sein von einer Lampe nur matt erleuchtetes Arbeitszimmer geführt. Er kam mir entgegen, reichte mir die Hand, und so standen wir uns nach 25 Jahren wieder gegenüber. Die Zeit war an ihm nicht spurlos vorübergegangen; er erschien mir schlanker von Gestalt, als da ich ihn zuletzt gesehen, sein damals volles braunes Haar war gebleicht, und den Scheitel deckte jetzt ein Käppchen von dunkelrothem Sammet; aber es waren noch dieselben freundlichen Augen, deren Blick voll Güte mir gleich beim ersten Sehen vor fast 40 Jahren so wohlgethan und mich zu ihm hingezogen hatte. Und auch die alte Herzlichkeit fand ich wieder; bald war es mir, als ob wir nie getrennt gewesen wären, von den Fäden, die in unserer Jugend uns verknüpft hatten, war keiner zerrissen. In Kürze besprachen wir unsere äußere Lebensgeschichte in den Jahren der Trennung; er sprach von seinem langjährigen Siechthum, das ihn in seinem dichterischen Schaffen hemme und mehr und mehr von der Welt isolire, ohne auf das Einzelne näher einzugehen. Eine Cur in Kissingen, die er im vorigen Jahre gebraucht, sei ihm nicht gut bekommen; jetzt habe er auf alle weiteren

Reisen verzichtet. Einsam gingen seine Tage dahin; nur die Abendstunden seien ihm für eine beschränkte Geselligkeit noch frei. Dann vertieften wir uns in Erinnerungen an die alten Zeiten, sprachen von unseren einstigen gemeinsamen Bestrebungen, von den heimgegangenen Freunden. Bei dem Abendessen, das wir in dem kleinen Mittelzimmer einnahmen, welches sein Arbeitszimmer von dem Wohnzimmer trennte, waren nur noch seine Nichte und seine Tochter zugegen. Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um die großen weltgeschichtlichen Ereignisse, den Krieg in Frankreich — ich hatte einen Sohn im Felde — die Hoffnungen für Deutschlands Zukunft, die Aussichten auf eine Verwirklichung unserer Jugendideale von Kaiser und Reich. Er war lebhaft, angeregt, voll jugendlichen Feuers, keine Spur von Kranksein verrieth sich. Es war fast 11 Uhr, als ich bewegten Herzens von ihm schied; wir sprachen Beide die Hoffnung aus, daß wir von nun an öfter uns wiedersehen würden.

Indeß ward mir diese Freude in den nächsten Jahren nur selten zu Theil. Wohl führten Berufsgeschäfte mich öfters nach Lübeck; aber zur Sommerszeit pflegte Geibel die Stadt zu verlassen, um sich in Travemünde oder Schwartau zu erfrischen; andere Male war meine Zeit zu knapp bemessen, um ihn aufsuchen zu können. Doch blieben wir in den Zwischenzeiten nicht ohne Verbindung mit einander; ich hörte öfter von ihm, so daß ich sein Leben theilnehmend verfolgen konnte. Nach dem Erscheinen der „Heroldsrufe" hatte es mich gedrängt, ihm zu schreiben und zu sagen, wie sehr ich mich an diesem Denkmal seiner politischen Gesinnung erfreut, dem laut redenden Zeichen, daß er auch in den Tagen größter vaterländischer Erniedrigung und tiefster Muthlosigkeit die Hoffnung festgehalten, deren Erfüllung zu sehen, ihm nun noch an seinem Lebensabend beschieden sei. Seit 1877 aber sahen wir uns häufiger, regelmäßig mehrmals im Jahre. Ich richtete, wenn möglich, meine Besuche in Lübeck so ein, daß ich dort übernachtete und also die Abendstunden für ihn frei hatte. Um sicher zu sein, daß ich ihn nicht störe, pflegte ich mich vorher

bei ihm anzumelden. Stets fand ich ihn dann allein; nur ein oder zwei Male gesellte sich später ein unerwarteter Gast hinzu. In seinem Arbeitszimmer plauderten wir zuerst eine halbe Stunde, oder länger mit einander, bis seine Nichte uns zum Abendessen einlud. Meist zwar antwortete er auf meine Frage, wie es ihm gehe, mit einer Klage über sein schlechtes Befinden; aber sehr bald schien im Laufe des Gesprächs die Erinnerung an sein Leiden völlig getilgt, Alles, was und, wie er es sagte, athmete Leben und zeugte von ungebrochener geistiger Kraft und Frische.

Häufig bildeten gemeinsame Erinnerungen „aus grüner Jugendwildniß" den Inhalt unseres Gesprächs. Wir sprachen von seinem Bruder Konrad, dessen reiche künstlerische Anlagen nie vermocht hatten, die äußeren und inneren Fesseln zu sprengen, welche ihre Entfaltung zum Lichte hinderten. — Mit gemischten Empfindungen gedachte Geibel seines Jugendfreundes Röse. Wohl äußerte er einmal, daß er in seiner Einsamkeit bisweilen Sehnsucht nach seinem anregenden Umgang empfinde; doch war ihm offenbar die Erinnerung an den traurigen Untergang des einst so geliebten Menschen peinlich, und er ging gewöhnlich rasch auf einen anderen Gegenstand über. — Mehrmals dagegen gab er der Freude Ausdruck, daß sein Verhältniß zu Cäcilie Wattenbach einen rein versöhnenden Abschluß gefunden habe. Seit jenem ersten Wiedersehen im April 1866 hatten sich ihre Lebenspfade öfter gekreuzt, und mündlich und brieflich ein Aussprechen zwischen ihnen Statt gefunden. Ihre letzte Begegnung fiel in den April 1880, in welchem Monat Cäcilie Lübeck noch einmal besuchte.[1]) Ich sah Geibel kurz darnach, und er wiederholte mir, daß das friedvolle Ausklingen einst schmerzlich verworrener Tage seinem Herzen eine Wohlthat sei.

Von den Zeiten seiner Vergangenheit, die ich nicht mit

[1]) Gäbertz (a. a. O. S. 211) läßt sie irrthümlich im August 1878 zum letzten Male Geibel begegnen.

ihm getheilt hatte, sprach er im Ganzen wenig. Als ich ihn zu Ende März 1874 besuchte, war Mittags die Fürstin Carolath, nach einem mehrtägigen Besuch in Lübeck, abgereist. Abends erzählte er mir Einiges von dem fürstlichen Hause und der Freundschaft, die seit langen Jahren ihn und später auch seine Frau mit demselben verknüpft. Sonst entsinne ich mich nur noch eines einzigen Males, als er mir Ada's von Correns gemaltes Bildniß, welches jetzt im Wohnzimmer hing, zeigte, daß er mit mir über sie gesprochen. Ich empfinde jetzt, nachdem ich durch seine und ihre Briefe dieses liebenswürdige, der Erde so früh entrückte Wesen kennen gelernt habe, sein Schweigen fast, wie eine Entbehrung.

Ein freudiger Ausdruck verklärte jedesmal seine Züge, wenn er von seinen Kindern und Enkeln sprach. „Ein Blick in diese stille Welt des Glückes hat mich schon oft in trüben und körperlich bedrückten Stunden erheitert und aufgerichtet.“ Mit Liebe verfolgte er die Characterentwicklung der heranwachsenden Knaben, von denen jeder seine eigene Weise habe. „Ob nicht in Einem von ihnen ein Baumeister steckt? Das war einst mein Traum. Aber Beispiel und Verhältnisse trieben mich in die Theologie und von da weiter.“ Im Kreise seiner Familie erwachte, wie seine Tochter mir sagte, auch in späteren Jahren bisweilen noch, wenn er heiter gestimmt war, die Lust zu improvisiren, ja er sang wohl, wenn Musik ihn angeregt hatte, mit halber Stimme ein Lied aus seiner Jugendzeit. Nur das: „Waldesnacht, du wunderkühle“ u. s. w., das Ada einst so gern von ihm gehört, mochte er nicht mehr singen.

Wer Geibel, wie ich, während der siebenziger Jahre nur in solchen Abendstunden sah, bekam keine Ahnung davon, wie dunkle Schatten über dem größten Theil seiner Tage lagerten. Wenn ich seine mit großer Gewissenhaftigkeit geführten Tagebücher durchblättere, kann ich mich der traurigen Wahrnehmung nicht verschließen, daß seiner leidensfreien Stunden in der That immer weniger geworden waren. Aber er hatte mehr und mehr gelernt, der guten Augenblicke sich unbefangen zu freuen.

„Es ist eben ein eigenes Ding“, schreibt er im Februar 1877 an Cäcilie Wattenbach, „mit den Freuden des Alters. An sich sind sie gewiß nicht geringer, als die der früheren Jahre, aber es fehlt ihnen der Goldgrund der Hoffnung, die beneidenswerthe Zuversicht, mit der die Jugend stets im gegenwärtigen Glück von einem schöneren, noch zu erwartenden träumt und tausend schimmernde Fäden in die Zukunft hinausspinnt. Uns Bejahrten gehört nur noch der Augenblick; lassen Sie uns dankbar genießen, was er noch Schönes bringt, und ihn ohne Bitterkeit scheiden sehen. Die Kunst, heiter zu verzichten, bleibt die wahre Lebensweisheit der Altgewordenen.“

Am meisten drückte ihn, wie er wiederholt mir klagte, daß er durch sein Leiden in seinem dichterischen Schaffen so sehr gehemmt sei. „Der Mensch gewöhnt sich freilich an Alles“, schreibt er im November 1871, „auch an ein gewisses Maß von Schmerzen und Beschwerden, und ich würde mich daher wohl allmählich in das Unabänderliche mit Heiterkeit schicken lernen, wenn ich mich nur durch dies stete Siechthum nicht an jeder zusammenhängenden Produktion, oft an jeder selbstthätigen Arbeit überhaupt gehindert sähe. Ich hätte, nachdem ich mir endlich über das Wesen und die Gesetze der dramatischen Kunst klar geworden, namentlich auf diesem Gebiete so gern noch etwas vor mich gebracht, allein dazu gehört eben ein, wenigstens zeitweilig ununterbrochener Strom, eine stetige Anspannung und Concentration der Kräfte, deren ich nicht mehr fähig bin und schwerlich jemals wieder fähig sein werde. Nun, ich will zufrieden sein, wenn mir nur hin und wieder noch eine lyrische Frucht beschieden ist, die sich meistens, wenn auch langsam gereift, doch in wenigen guten Stunden pflücken läßt.“

In einem späteren Briefe äußerte er freilich einmal, daß er für die eigentliche Lyrik allmählich zu alt werde, „und zum Drama bin ich nicht anhaltend frisch genug. Höchstens glücken mir noch einmal ein Paar Verse in einer Mittelgattung.“ Als

solche bezeichnete er die Epistel: „Aus Travemünde“,[1]) die er dort im Sommer 1872 schrieb, an guten Tagen, an denen er sich durch die Seeluft in der That erquickt und erfrischt fühlte:

„Dann aus Nebeln des Meers auftauchend grüßt mich die Muse
Wohl mit verheißendem Blick und wie ferne Musik auf der Nachtluft
Fittichen schwebt, undeutlichen Klangs, so regt sich die Ahnung
Künftiger Lieder in mir, noch wortlos.“

Wenn ihm zu eigener Production die Kraft fehlte, nahm er gern seine Zuflucht zum Uebersetzen. „Das ist immer eine gute Beschäftigung für kranke Tage, da es uns nöthigt, alle Gedanken in energischer Anspannung auf einen nicht erst zu suchenden, sondern bereits festgegebenen Punkt zu richten.“ So entstand allmälich das „Classische Liederbuch“, welches 1875 erschien.

Daneben stellte er eine letzte Sammlung Gedichte — „Spätherbstblätter“ — zusammen. Sie lag, wie er im November 1874 an Max Kalbeck schrieb, schon seit einem Jahre druckfertig, „doch“, fährt er fort, „habe ich mich zum definitiven Abschlusse und zur Herausgabe immer noch nicht entschließen können, einmal — — —, zum andern, weil man überhaupt schwer losdrückt, wenn man die letzte Kugel in der Büchse hat.“[2]) Noch drei Jahre vergingen, bevor die Sammlung gedruckt wurde, die allerdings durch eine Reihe inzwischen entstandener Gedichte noch einen Zuwachs erhalten hatte.

Im Februar 1877 gelangte seine Sophonisbe auf der Lübecker Bühne zur Aufführung. Die Vorbereitungen zu derselben nahmen ihn vollständig in Anspruch. „Ich habe“, schreibt er an Cäcilie Wattenbach, „all die Zeit mehr in Afrika, als in Lübeck gelebt, und meine Befangenheit am eigenen Werke wurde noch dadurch erhöht, daß in denselben Tagen die Correktur-

[1]) Gesammelte Werke Band IV. S. 34—38.

[2]) „Emanuel Geibel.“ Ein Gedenkbuch. Herausgegeben von Arno Holz. S. 200.

bögen einer dritten Auflage der Tragödie von Cotta eintrafen. Sie glauben nicht, wie viel zu einer solchen Darstellung gehört, wenn man die Sache ernst nimmt. Da gilt es fortwährend Rollen einzustudiren, Costüme und Decorationen auszuwählen, Einzel- und Gesammtproben zu halten, und des Fragens, Ueberlegens und Bescheidgebens ist kein Ende. Vorige Woche ist das Stück denn schließlich über die Bretter gegangen, und der Erfolg hat der aufgewandten Mühe entsprochen."

Die Aufregungen dieser bewegten Tage wirkten auf sein Befinden indeß eher günstig, als ungünstig ein. „Die herkömmlichen Schmerzen wurden freilich, weder seltener, noch schwächer, allein ich fühlte doch einmal wieder, daß ich lebte, zumal da um dieselbe Zeit der Quell dichterischer Produktion plötzlich reicher zu fließen begann. Ich habe seit Jahresbeginn mehr geschrieben, als in den letzten drei Jahren zusammengenommen." Schon im Herbst 1874 hatte er während einer besseren Zeit versucht, „wieder einmal dramatisch zu arbeiten, wenn auch nur an einem kurzen einaktigen Stücke, in welchem nur eine einzige Situation durchgeführt und ein psychologisches Problem, das mich reizte, gelöst werden sollte." „Allein", setzt er hinzu, „ich habe die mit Lust begonnene Arbeit für jetzt wieder aufgeben müssen, und wer weiß, ob sie nun jemals fertig wird." Erst die gehobene Stimmung der Sophonisbe-Tage gab ihm den Muth wieder, das dramatische Sprichwort („Echtes Gold wird klar im Feuer") zu vollenden, so daß es im Aprilheft der „Deutschen Rundschau" gedruckt werden konnte. „Außerdem aber sind noch allerlei Lieder, eine ganze Reihe von Distichen und kleinen Elegien entstanden, so daß es fast für die „Spätherbstblätter", die noch im Laufe des Jahres erscheinen sollen, zu viel wird. Daß ich mich durch diese nicht mehr erwartete Fülle gehoben fühle, ist natürlich, wenn mich auch dabei die Empfindung, daß ich nur auf einer dünnen Eisdecke wandle, niemals mehr verläßt." [1])

[1]) Dasselbe Bild gebraucht er einige Monate später in einem Briefe an Hemsen. „Das Bewußtsein, daß ich nur auf einer dünnen Eisdecke

Während des folgenden Sommers, in welchem er wegen der dauernd ungünstigen Witterung in Lübeck blieb und nur zwei- oder dreimal nach Schwartau in den Wald kam, wagte er sich sogar wieder an eine größere dramatische Arbeit — freilich ohne Erfolg. „Zur Lyrik fehlte mir die reine Stimmung, und ein Paar Scenen aus den „Albigensern“, die ich, durch die Herausgabe des Vorspiels [1]) angeregt, noch auszuführen versuchte, wollten durchaus nicht glücken.“ Der Gegenstand hatte ihn schon seit der Mitte der vierziger Jahre beschäftigt.[2]) Seine Aufzeichnungen verlegen die Anfänge der Ausarbeitung in die letzten Monate des Jahres 1847, nachdem er die „Juniuslieder“ abgeschlossen hatte. Er fuhr damit fort bis zum Februar 1848, wo er nach Berlin ging. „Kurz vor den Märztagen zurück. Den Sommer in Lübeck völlig unproduktiv, tief verstimmt durch den Gang der politischen Ereignisse.“ 1849 heißt es dann: „Ansätze zu einer Nibelungentragödie, dann zu einem Heinrich von Sachsen.“ [3]) Den Sommer verbrachte er in Heringsdorf. „Das waren blaue sonnige Tage“ schreibt er am Schluß des Jahres an Luise Kugler, „und die Lieder, die schon anfingen seltene Gäste bei mir zu werden, kehrten wieder fröhlich ein. Nachher verlebte ich eine bunte Herbstzeit in Schlesien bei dem alten Fürsten zu Carolath, und auch dort blühte die Lyrik munter fort.“ — — — „Seitdem ich wieder in Lübeck bin, ist's aber aus mit den Gedichten, die die rasch bewegte Stunde bescheert; ich habe mich mit aller Kraft wieder

---

wandle, die jeden Augenblick unter mir einbrechen kann, verläßt mich nicht mehr. Doch fühle ich mich leidlich frischen Geistes, und gerade im letzten Winter habe ich — oft unter heftigen Schmerzen — wieder mehr producirt.“

[1]) „Die Jagd von Beziers.“ Vorspiel zu einer Albigensertragödie. „Nord und Süd.“ Juni 1877.

[2]) S. Emanuel Geibel's Briefe an Karl Freiherrn von der Malsburg u. s. w. S. 80, 84—85, 87, 99—100.

[3]) „Heinrich der Vogelsteller.“ Der erste Act gedruckt im Morgenblatt. Goedeke a. a. O. S. 363—364.

auf's Drama geworfen und „Die Albigenser“, deren Anfang Sie kennen, schreiten rüstig und, wie ich meine, auch glücklich fort.“ [1]) In der Einleitung zu dem erwähnten Vorspiel sagt Geibel: „Ich hatte bereits das Vorspiel vollendet und eine weitere Reihe von Scenen bis etwa zur Mitte des dritten Aufzugs in erster Skizzirung auf's Papier geworfen, als ich in der Arbeit durch meine Berufung nach München unterbrochen wurde. Hier erwarteten mich völlig heterogene Aufgaben, und ich sah mich zunächst fast ausschließlich auf wissenschaftliche Ziele hingewiesen. Später, als ich, mit meiner neuen Thätigkeit vertrauter geworden, mehr dichterische Muße fand, ließ das inzwischen von mir wieder aufgenommene Studium unserer mittelhochdeutschen Literatur das angefangene Albigenserdrama hinter der gleichfalls schon begonnenen Brunhild zurücktreten, und der dramatische Aufbau dieser Tragödie führte mich wiederum, ihrem Stoffe gemäß, auf einen Stil, dessen knappe Geschlossenheit von der epischen Breite des früheren Werkes weit ablag, und den ich eine Zeit lang fälschlich für den unserer gegenwärtigen Bühne einzig angemessenen hielt. Nach Jahren aber, da ich meinen Irrthum erkannt hatte und den Versuch machte, die Albigenser wieder aufzunehmen, wollte es mir nicht glücken, den alten Ton wiederzufinden; die zuversichtliche Wärme der Begeisterung, mit der ich einst den Gegenstand ergriffen und seine spröden Massen in Fluß gebracht hatte, war eben zum besten Theile verflogen. So ist das Drama, das vielleicht gerade in unseren Tagen ein besonders empfängliches Publikum gefunden hätte, zur größeren Hälfte unausgeführt geblieben.“ Er bereute es sehr. Denn schreibt er in einem späteren Briefe, „hier lag eine Aufgabe vor, an der ich meine besten Kräfte hätte entfalten können.“ Was aber die Unterbrechung der Arbeit betrifft und die Gründe, wodurch sie in's Stocken gerieth, so muß ich glauben, daß Geibel nach so langer Pause darüber sich täuschte. In seinen Aufzeichnungen gedenkt er der Albigenser zuletzt im Anfang

[1]) Der Brief ist abgedruckt in der „Weserzeitung“ 31. October 1884.

des Jahres 1850: „Wiederaufnahme der Albigenser". Dann aber wurden sie schon, ehe er nach München ging, durch andere Arbeiten verdrängt: „Lyrisches", „Spanisches Liederbuch", „Julian". Auch in der ersten Münchener Zeit beschäftigte ihn neben seiner wissenschaftlichen Thätigkeit vorzugsweise noch der Julian, bis die Nibelungentragödie ganz in den Vordergrund trat.

Nicht nur durch die Aufführung des eigenen Stückes, sondern auch sonst empfing Geibel im Winter 1876/7 durch das Theater eine bei seinem einförmigen Leben doppelt wohlthuende Anregung. „Höheres Drama und feines Lustspiel sind hier diesen Winter ungewöhnlich gut, und da auch die Stunden mir bequem liegen, so besuche ich fast jede bedeutendere Vorstellung." — „Die Meininger Schule, der unser Direktor angehört, hat doch trotz aller Uebertreibungen und Einseitigkeiten, zu denen sie Anlaß gab, im Großen und Ganzen sehr wohlthätig auf das deutsche Schauspiel eingewirkt, nicht durch die Betonung unwesentlicher Aeußerlichkeiten, wohl aber durch die strenge Forderung eines fest in einander greifenden Zusammenspiels, das ja wiederum nur möglich ist, wenn jeder Einzelne seine Rolle vollkommen beherrscht." Weniger Freude gewährte ihm das Theater in den folgenden Wintern. „Dennoch gehe ich gewohnheitsmäßig hin, nicht sowohl um des Kunstgenusses, als um des bequemen Ausruhens willen. Man kann eben nicht immer allein sein und über den Büchern brüten." Wiederholt sagte er mir, daß er nach den einsamen Stunden des Tages das Bedürfniß fühle, Menschen zu sehen, wenn auch nur aus der Ferne. So ging er gegen Abend nicht selten, allein, oder mit seiner Nichte in die Halle des benachbarten Schifferhauses. Er hatte hier seinen bestimmten Sitz, von dem aus er dem Treiben der Gesellschaft zuschaute.

Obwohl er mehr und mehr auf die Hoffnung verzichten mußte, selbst noch im Drama Größeres zu leisten, blieb doch bis in die letzte Lebenszeit sein Interesse gerade diesem Gebiet der Dichtung mit besonderer Liebe zugewandt. „Ich lese jetzt",

schreibt er im November 1872 an Cäcilie Wattenbach, „mit großem Vergnügen in Grillparzer's Werken seine nachgelassenen Stücke. Wie thut das wohl, nach so viel Schwachem und Halbem einmal wieder einer reichen, großangelegten Dichternatur voll eigenthümlicher Kraft zu begegnen. Manches erscheint freilich im ersten Augenblick etwas herb, und Mängel sind auch da, aber die frische Fülle des Ganzen läßt sie mich völlig vergessen.“

Ein Dichter, dessen dramatische Kraft er stets sehr hoch gehalten hatte, war Otto Ludwig. „Ich studire“, schreibt er im November 1873, „mit höchstem Interesse den ersten Band von Otto Ludwig's Nachlaßschriften, der einen tiefen Einblick in die innerste Werkstätte des Dichters gestattet. Was hätte dieser gewaltige Mensch bei stärkerer Gesundheit und anderer Arbeitsmethode schaffen können! Nur die Gewohnheit, beim Aufbau seiner Dramen, anstatt von den Bedürfnissen der Fabel, einseitig von der Individualisirung der Charaktere auszugehen, stand ihm im Wege. So verlor er, in das Detail der einzelnen Gestalten sich hineinwühlend, nur zu häufig den Faden des Ganzen, und seine mächtigsten Anfänge bleiben Bruchstücke.“

Mit reinster Freude hatte ihn Grimm's Buch über Goethe erfüllt. „Am dankbarsten bin ich dem Verfasser für seine Darstellung des Verhältnisses zwischen Goethe und Schiller; mir deucht, die grundverschiedenen Naturen unserer beiden großen Dichter sind noch niemals in ihrer tiefsten Eigenthümlichkeit so klar erfaßt und geschildert worden. Hier Schiller, der rastlos strebende, nie sich genugthuende Geist, der, stets das Publikum im Auge haltend, mit dem Bedürfnisse raschen Erfolges seine Stoffe draußen sucht, sie mit dem vulkanischen Feuer seiner Begeisterung bewältigt und, wo ihm augenblicklich einmal die poëtische Fülle ausgeht, diese, ohne sich dadurch aufhalten zu lassen, durch energische Gedankenarbeit zu ersetzen sucht; dort Goethe, der, unbekümmert um das Urteil der Welt, nur in sich wachsen läßt, was seiner Natur gemäß ist, und mit der

Ruhe des Genius geduldig wartet, bis sich ein Stück seines inneren Lebens, zur Dichtung geworden, leise von ihm ablöst; hier der unermüdlich nach dem höchsten Preise ringende Dramatiker; dort der große Lyriker, der auch dann Lyriker bleibt, d. h. das eigene Subject künstlerisch darstellt, wenn er einmal die dramatische Form wählt. Denn Faust und Mephisto, Tasso und Antonio, Clavigo und Carlos, ja Egmont und Alba sprechen nur die verschiedenen Seiten seines Wesens in gesonderten Gestalten aus."

Bemerkenswerth erschien mir das Interesse, mit welchem Geibel die neuere dramatische Litteratur der Franzosen verfolgte. Er glaubte, wie er mir sagte, aus derselben für die Technik des Drama's Anhaltspuncte zu gewinnen. Noch bei einem meiner letzten Besuche zeigte er mir in seiner Bibliothek die lange Reihe der kleinen Hefte und Bändchen, die er allmälich gesammelt. Unter den neueren deutschen Dramatikern hatte Ernst von Wildenbruch seine besondere Theilnahme geweckt, und er setzte große Hoffnungen auf ihn. Ich entsinne mich noch eines Abends, an dem er dies sehr lebhaft aussprach. Von der Fürstin Carolath war ihm an diesem Morgen Wildenbruch's „Harold" zugesandt, und er hatte eben die Lectüre des Stückes beendigt.

Bisweilen lenkte er das Gespräch auf die Theorie des Drama's. Wenn er alsdann „das Geheimniß der dramatischen Entwicklung, die Kunst der langsam anwachsenden, fortwährend sich steigernden Wirkung" aus einander setzte, bekam seine Rede etwas Feierliches, er erhob sich und stand da, den Kopf leicht zurückgeworfen, den Blick emporgerichtet. Gegen eine Einmischung komischer Scenen in die Tragödie in der Weise, wie es Shakespeare gethan, wandte er nichts ein. Dagegen empörte sich sein „Stilgefühl" gegen die Einflechtung „lustspielhafter Motive", wenn sich auch sonst in letzter Zeit, wie er in der Einleitung zu dem Vorspiel der Albigenser bekennt, seine Ansichten über den „Stil des Drama's" in manchen Puncten geändert hatten.

Am Schluß einer solchen Rede konnte er die Klage nicht zurückhalten, daß seine Thätigkeit auf diesem Gebiete, dem steten Ziele seines dichterischen Strebens,[1]) so früh schon durch sein Siechthum in Fesseln geschlagen worden sei, und leise klang auch wohl die wehmüthige Empfindung durch, der er einmal in trüber Stunde in den „Spätherbstblättern“ Ausdruck gegeben:

„Vieles lernt der Dichter tragen,
Doch am schwersten das Entsagen,
Wenn in Wolken, unerreicht,
Ihm sein Ideal entweicht.“

---

[1]) Schon im Jahre 1849 hatte er einer jungen Dame, die ihn, unter Beifügung einiger Gedichte, um ein unpartheiisches Urtheil befragt hatte, geantwortet: „Die Lyrik füllt — selbst bei bedeutenden Talenten — kein Leben aus. Glauben Sie das mir, der es aus schmerzlicher Erfahrung gelernt hat. So lange ich nur die eigene Stimmung, die Empfindungsschauer in Freud' und Leid, die Eindrücke der umgebenden Natur, ja die Höhen und Tiefen der Liebe und Leidenschaft auszusprechen wagte — mit anderen Worten, so lange ich eben allein, oder doch vorzugsweise Lyriker war, habe ich in der Poësie schöne Stunden und selige Augenblicke, aber keine Befriedigung meines innersten Wesens gefunden. Ein ziehender Klang, ein schwellender und verhallender Ton, der durch unsere Brust geht, kann unendlich beglücken, aber er schwindet vorüber, und nur zu oft folgt ihm — wenn das Leben selbst, das wirksam schaffende Leben mit seiner wiederkehrenden Mühe und Arbeit nicht frisch dazwischen tritt — eine blasse, dämmernde Leere, eine nüchterne Ermattung der Seele. — Erst seitdem ich den Muth gewonnen habe, mich in größere objective Arbeiten, in epische und dramatische Darstellungen zu vertiefen — gleichviel ob dieselben einst der Oeffentlichkeit übergeben werden, oder in meinem Schreibtische verschlossen bleiben mögen — erst seitdem ich gelernt habe, mit großen Stoffen künstlerisch zu ringen, und zur Ueberwältigung derselben auch die angestrengteste Arbeit, die scheinbar fernliegendsten Studien in Welt und Wissenschaft nicht zu scheuen, ist mir das eigentliche Schaffen in der Poësie ein frommes Tagewerk geworden, aus welchem eine wohlthuende Heiterkeit in mein jetzt sonst vielfach verschattetes Leben zurückströmt.“ — — (Nach Geibel's Tode im „Hamburger Correspondenten“ veröffentlicht.)

„Wenn er spürt: es ward Dir eben
Nur Dein Maß der Kraft gegeben,
Statt des Zaubers der Gestalt
Nur ein Ton, wie bald verhallt!“

„Dennoch gib Dich, Herz, zufrieden,
Daß Dir dieser Ton beschieden,
Dankbar unter Leid und Lust
Reif' ihn aus in treuer Brust.“

Ich lasse hier mit gütiger Erlaubniß des Empfängers einen Brief folgen, den Geibel im Jahre 1871 an Herrn Th. Renaud (Pseudonym: Th. Vulpinus) in Colmar, Verfasser der „Zeitgedichte für Volk und Heer“, Stuttgart 1871, richtete, weil die Anforderungen, die er in demselben an den Dichter stellt, für sein eigenes dichterisches Schaffen bezeichnend sind. Herr Renaud hatte, ohne Geibel persönlich zu kennen, ihm seine noch ungedruckten Gedichte zugesandt und um ein Urtheil gebeten. Schon nach wenigen Tagen erhielt er die folgende Antwort:

Lübeck den 8. Febr. 71.

— — — — „Die mir von Ihnen freundlich anvertrauten Gedichte habe ich mit lebhafter Theilnahme durchgelesen, und zwar unter so widerstrebenden Empfindungen, daß es mir schwer fällt, Ihnen darüber Rechenschaft abzulegen. Der Eindruck war eben kein vollkommen einiger und ungetrübter. Denn wenn mir einerseits fast überall ein unverkennbares Talent frisch entgegen sprudelte, wenn es Ihren Liedern im Einzelnen weder an ächter Empfindung, noch an wahrhaft dichterischer Anschauung fehlt, so tragen doch wiederum nur wenige unter ihnen jenes Gepräge reifer Vollendung, das allein einen reinen und dauernden Genuß ermöglicht. In den meisten erscheint der ursprünglich schöne poëtische Kern und Keim durch die dilettantische Sorglosigkeit der Ausführung, bald mehr, bald weniger verkümmert. Rasch hingeworfene Improvisationen des bewegten Augenblicks, besitzen diese Gedichte freilich, was der glücklich begabten Natur auf den ersten Wurf zuzufallen pflegt, aber sie lassen dagegen auch fast Alles vermissen, was nur

durch ernste künstlerische Arbeit erreicht wird. Die Verse sind größtentheils holperig, die Reime von einer Unreinheit, wie ich sie von dem Landsmanne Platen's und Rückert's kaum erwartet hätte, und, was schlimmer ist, die schönsten Ihrer Motive werden häufig nicht rein durchgeführt, die eben noch klar geprägte Anschauung zerflattert im Umsehen, oder der Ausdruck sinkt plötzlich zur conventionellen Phrase herab, weil Sie statt des besten Wortes das erste beste ergreifen, das sich gerade Ihrem Reim bequemen will. Tadeln ist ein undankbares Geschäft, und ich würde mich vielleicht gescheut haben, meine Bedenken so bestimmt und unumwunden auszusprechen, wenn ich nicht zu einem wirklichen Dichter zu reden meinte. Ihrer Begabung aber glaubte ich die rückhaltloseste Offenheit schuldig zu sein. Denn der Baum Ihrer Dichtung ist guter Art und geschaffen, die edelsten Früchte zu tragen; nur will edle Frucht mit Hingebung gepflegt, nicht halbreif vom Aste geschüttelt werden. — Ich möchte Ihnen daher vorschlagen, bevor Sie an die Veröffentlichung Ihrer Gedichte gehen, eine Auswahl derselben einer sorgfältigen Ueberarbeitung zu unterwerfen. Gelingt es Ihnen, unter Ausscheidung mancher Schlacken, das bis dahin noch Stockende flüssig zu machen und den überall vorhandenen poëtischen Gehalt in etwas durchsichtigerer Form zur Erscheinung zu bringen, so glaube ich, an einem schönen und nachhaltigen Erfolge nicht zweifeln zu dürfen. Die beiliegenden Notizen, die ich mir während der Lektüre Ihrer Gedichte machte, können vielleicht dazu dienen, das oben allgemein Ausgesprochene im Einzelnen zu motiviren, jedenfalls werden sie Ihnen den Beweis eines mehr als oberflächlichen Interesses für Ihr schönes Talent liefern." — — — — —

Geibel arbeitete selbst langsamer, als man nach seiner vollkommenen Beherrschung der Sprache und seinem hervorragenden Improvisationstalent hätte erwarten sollen. „In Bezug auf das Schreiben", sagte er einmal, „ist das Brüten die Hauptsache, Alles muß klare und bestimmte Form im Kopfe haben, ehe man anfängt, zu schreiben; erst muß es im Geiste

ausreifen, dann erst darf man es festhalten." [1]) Doch kam es vor, daß er die Anfangs- und Endstrophe eines Gedichts früher vollendete, ehe er die Form für die verbindenden Mittelglieder gefunden. Auch feilte er an dem Geschriebenen unermüdlich, bis der Ausdruck seinem entwickelten Schönheitssinn genügte. „Das Merkmal des wahren Dichters", äußerte er, „ist die Fähigkeit, zu corrigiren. Hübsche poëtische Einfälle hat auch der Dilettant, und dieser wird auch in günstiger Stunde um eine leidlich entsprechende Form nicht verlegen sein. Aber nur der Dichter ist im Stande, unabhängig von der vorübergehenden poëtischen Stimmung, den guten Einfall in ein Kunstwerk umzuwandeln. Diese Fähigkeit und dies Bedürfniß, alles unwesentliche Beiwerk auszuscheiden, oder auch durch Hinzufügung einer ursprünglich nicht beabsichtigten Pointe dem ganzen Gedicht die künstlerische Abrundung zu geben, unterscheidet den wirklichen Poëten vom Dilettanten. Und ohne diese strenge, ernste Arbeit am eigenen Werke bleibt auch der Reichstbegabte am letzten Ende in seiner Kunst ein Stümper."

Nur ausnahmsweise scheint Geibel den Gedankengang eines Gedichts vorher in Prosa niedergeschrieben zu haben. Doch zeigte mir seine Schwägerin, Frau Claudius, einen solchen Entwurf, den er ihr einmal, als sie in seinem Hause lebte, geschenkt hatte:

„Hoch vor allen Himmelsboten rühm' ich dich, o Schlaf."

— — — — — — — — — — — — —

„Aus deiner heiligen Welle taucht die Seele jeden Morgen verjüngt und frisch, wie Aphrodite aus dem Meere."

„Ja, Du bist, wie das Meer, das alles Fremde an's Gestade zurückflutet, Trümmer und Leichen und faules Gewächs; so wirfst Du den Gram, den Kummer an's Ufer."

„Ein heilig' Bad bist Du, voll schöpferischer Kraft, voll Ruh' und Erquickung, zwischen Leben und Leben; so ist der Tod auch ein Bad, aber nach ihm legen wir andere Kleider an."

---

[1]) Emanuel Geibel. Ein Gedenkblatt. Lübeck 1884. S. 25.

Dieser Entwurf ist der Keim des schönen Gedichts:

„An den Schlaf“.[1])

„Hoch vor allen
Gaben der Himmlischen
Sei mir gepriesen
Du der Seele
Labendes Wasser,
Gliederlösender
Heiliger Schlaf.“

„Dich segn' ich Abends,
Wenn ich gebeugt,
Erquickung suchend,
Herniedersteige
Zu Deiner Tiefe.“

„Wie Meereswogen
Umfängst Du mich kühlend;
Und wie das Meer
In seinem Schooße
Nichts fremdes herbergt,
Und faules Gewächs,
Trümmer und Leichen
Rastlos wieder
An's Ufer flutet:
Spülst Du die Sorgen
Alle des Tages,
Die kranken Gedanken
Zurück an's Gestad.“

„Dich rühm' ich Morgens,
Wenn mir die Seele
Verjüngt emportaucht
Aus Deinen Wellen,
Frisch und stralend
Wiedergeboren,
Der meerentstiegenen
Göttin gleich.“

„Ein heilig Bad
Bist Du, o Schlummer,

[1]) Juniuslieder. S. 342—44.

Würziger Kraft voll.
Muth und Erneuung
Athmet die Psyche,
Wenn deine Woge
Sanft die bewußtlos
Schwimmende trägt
Von Leben zu Leben,
Von Strand zu Strand.
So ist der Tod
Auch ein Bad nur.
Aber drüben
Am anderen Ufer
Liegt uns bereitet
Ein neu Gewand."

Sonstige Prosa-Entwürfe von Gedichten haben sich unter Geibel's nachgelassenen Papieren nicht gefunden.

Oefter war Hölderlin der Gegenstand unseres Gesprächs. Geibel theilte meine Liebe für diesen Dichter. Hatte er doch schon in seiner Jugend gesungen:

„Und dein Haupt, o Schwan von Hellas, schönheitstrunk'ner Hölderlin,
Sollte statt der Lorbeerkrone nur ein Dornenkranz umziehn."[1])

Ich erzählte ihm von meinem Plane, später einmal vom psychologischen Standpunct aus Hölderlin's Leben zu schildern. Er interessirte sich lebhaft dafür, und fast jedesmal, wenn ich zu ihm kam, fragte er mich: „Nun, wie weit bist Du mit Deinem Hölderlin?" In meiner damaligen Stellung konnte ich jedoch nicht an die Ausführung denken, sondern mußte mich begnügen, in gelegentlichen Mußestunden, wie auf herbstlichen Ferienreisen Material zu sammeln.[2]) Im Stillen aber freute ich mich an der Hoffnung, daß, wenn die Zeit gekommen wäre, wo ich mich freier dieser Aufgabe widmen könnte, des Freundes warme Theilnahme anregend und fördernd meine Arbeit be-

[1]) „Schlußwort der ersten Ausgabe. Spätherbst 1841." Gesammelte Werke Bd. I. S. 215—218.

[2]) S. „Neue Mittheilungen über Hölderlin". Von Carl C. T. Litzmann. Archiv für Litteraturgeschichte. Band XV. Heft 1. S. 61—80.

gleiten werde. Sein Tod hat diese Hoffnung vernichtet. Auch in Geibel's Augen gehörten Hölderlin's Oden zu dem Schönsten und Vollendetsten, was wir auf diesem Gebiete besitzen. In Einem Punkte waren Geibel und Hölderlin unläugbar einander verwandte Naturen. In Beiden lebte eine starke musikalische Empfindung; in Beider Gedichten klingt Musik durch das Metrum durch. Musik regte auch Geibel zu dichterischem Schaffen an, und wohl mehr als eines seiner Gedichte ist unter der Einwirkung äußerer oder innerer Melodien entstanden.

„Der Quellen Wogen
Rührt wie ferne Musik
Mein erwachend Ohr,
Und von den Wipfeln
Der schwarzen Tannen
Auf mich hernieder
Dämmern Gedanken.“[1])

„Ahnungsvoll im Busen klingt mir
Dunkler Melodie'n Gewühl
Und den leichten Schritt beschwingt mir
Ein beglückend Vorgefühl.“

„Was bedeutet dies Empfinden?
Soll ich die Geliebte sehn?
Oder flutet in den Winden,
Muse, deines Odems Wehn?“[2])

Selbst beim Lesen der Gedichte, meinte Geibel, „müsse gewissermaßen immer leise die Melodie durchklingen, etwas wie Musik, und doch müßten sie einfach gelesen werden.“[3])

Der Frühling 1879 brachte Geibel schwere Sorgen. Schon in dem vorhergehenden Winter hatte seine Nichte Bertha, die treue Pflegerin seines Alters, angefangen zu kränkeln. Im März kam sie nach Kiel in meine ärztliche Behandlung. Mehrere Wochen schwebte ihr Leben in der größten Gefahr, doch endlich genas sie. In den letzten Tagen des Juni konnte sie mit ihrer

[1]) „Genesung“ Neue Gedichte S. 3—4.
[2]) „In der Frühe“. Spätherbstblätter S. 25.
[3]) „Emanuel Geibel. Ein Gedenkblatt.“ S. 23.

Wärterin Kiel verlassen, blieb jedoch auf meinen Rath zunächst noch in Schwartau, um sich in der frischen Waldluft völlig zu erholen, und kehrte erst zu Ende August's nach Lübeck in das Haus ihres Onkels zurück. Auf diesen hatten, wie sich erwarten ließ, die andauernden heftigen Gemüthserschütterungen ungünstig eingewirkt. Auch der Tod seines Jugendfreundes Mantels, der in der ersten Woche des Juni starb, hatte ihn tief und schmerzlich bewegt. Bei meinen Besuchen während des folgenden Winters überzeugte ich mich, daß er in der That leidender geworden sei. Er pflegte, nachdem ich einmal seinem Hause als Arzt nahe getreten war, auch über sein eigenes Befinden eingehender mit mir zu reden. So geschah es auf meine Veranlassung, mit Zustimmung seines Hausarztes, daß er im März 1880 in Begleitung seiner Nichte nach Kiel kam, um meinen Collegen, Professor Quincke, zu consultiren. Sie nahmen hier in einem unserer „Privatkrankenhäuser" Wohnung und blieben etwa vierzehn Tage. Die Abende verlebten sie meistens in unserem Hause; bisweilen gesellte sich unser gemeinschaftlicher Freund, Claus Groth, mit welchem Geibel auch sonst viel verkehrte, ihnen zu. Eines Abends begann Geibel uns „Ein Buch Elegien"[1]) vorzulesen. Nur Eine dieser Elegien — die neunte — war bereits unter dem Titel: „Heimathglocken" im ersten Bande von Bodenstedt's „Kunst und Leben" Stuttgart 1877 (S. 63 ff.) gedruckt. Sie sei freilich, hatte er bei ihrer Einsendung an Hemsen, den Mitherausgeber des Almanachs, geschrieben, für einen zusammenhängenden Cyclus ähnlicher Jugenderinnerungen bestimmt gewesen und hätte eigentlich erst in einem solchen ihren richtigen Platz gefunden. Allenfalls scheine sie ihm aber auch für sich allein bestehen zu können, und so stelle er sie zur Verfügung. Eine andere — die vierte — Elegie hatte er ein Jahr später an Cäcilie Wattenbach geschickt. „Ich habe", schrieb er ihr, „beim Durchblättern meiner Papiere eine kleine Elegie gefunden, die Ihnen

[1]) Gesammelte Werke. Bd. V. S. 86—102.

gehört, und von der ich daher eine Abschrift für Sie beilege. Sie stammt aus der Zeit des „Wintertagebuchs". Die Elegien waren Geibel's letzte schöpferische Arbeit. Er hoffte sie fortführen zu können, da seine Kraft, durch das Metrum getragen, bei ermattendem lyrischen Schwunge dazu ausreiche. Die letzte — zehnte — Elegie war eine der frühesten, die zweite und dritte waren erst in diesem Winter entstanden. Nach ihnen hat er nichts mehr geschrieben.

Es war das erste Mal seit beinahe vierzig Jahren, daß ich Geibel wieder vorlesen hörte, und der volle tiefe Klang seiner ausdrucksvollen Stimme weckte in mir tausend Erinnerungen. Unvergeßlich ist mir der Eindruck der achten Elegie geblieben, mit welcher er diesen Abend beschloß, die Schilderung des ersten Frühlingsmorgens im Thal des Ilyssus:

„Aber es drängte mich auch mein Herz, des erlesenen Glückes
Würdig zu sein und bewegt that ich ein ernstes Gelübd,
Muthig im Dienste der Kunst nach dem einfach Schönen zu ringen,
Wahr zu bleiben und klar, wie's mich die Griechen gelehrt,
Und, was immer verwirrend die Brust und die Sinne bestürme,
Stets das geheiligte Maß fromm zu bewahren im Lied.
Also schwur ich mir selbst. Und es rollt' in den Lüften der erste
Donner des Jahrs und der Hain regnete Blüten herab."

Er sprach dies Gelübde, welches er treu gehalten hat, mit so tiefer Bewegung, als ob es zum ersten Mal über seine Lippen käme.

Für den nächsten Abend hatte er die beiden letzten Elegien mitgebracht. Während er die neunte las, hatte ich keine Veränderung an ihm bemerkt. Aber mitten in der zehnten stockte er plötzlich, griff mit der Hand nach der Stirn und sagte nach kurzem Schweigen, er sei unfähig, weiter zu lesen. „Augenflimmern und Unbesinnlichkeit" heißt es in seinem Tagebuch. Wie seine Nichte später mir sagte, waren seit jenem ersten heftigeren Anfall vor funfzehn Jahren in München schwächere, rasch vorübergehende Mahnungen schon öfter wiedergekehrt. Obwohl er sich nach wenigen Augenblicken völlig erholt zu

haben schien, brach er doch bald auf. Ich habe ihn nicht wieder vorlesen gehört. Wir traten am folgenden Nachmittage eine längere Reise an, während er noch einige Tage in Kiel blieb.

Leider ging es mit seiner Gesundheit, wenn auch langsam, bergab. Seine dichterische Kraft ermattete mehr und mehr unter den zunehmenden körperlichen Leiden. In seinem Tagebuche kommt das: „Gesonnen und geschrieben“ kaum noch ein einziges Mal vor; das „Studirt und gelesen“ tritt fast ganz an seine Stelle. „Unruhige, fast schlaflose Nacht“ und „schmerzlich verstörter Tag“ kehren häufiger wieder. Wenn ich zu ihm kam, empfing er mich meist mit einem traurigen, wie Hülfe suchenden Blick, eine wehmüthige Resignation war über sein ganzes Wesen gebreitet; am schwersten drückte ihn seine Unfähigkeit zu dichterischem Schaffen. Uebrigens konnte er in den späteren Abendstunden, wenn die Schmerzen gewichen waren, noch immer angeregt, selbst heiter sich unterhalten.

Im Februar 1881 sah ich ihn zuerst in seiner neuen Wohnung in der Königstraße, die er im vorigen Herbst bezogen. Die Räume waren mir von meiner Primanerzeit her wohlbekannt, in der ich an mancher jugendlichen Tanzgesellschaft hier Theil genommen hatte. Das Gespräch wandte sich an diesem Abend auf Heyse's Tagebuch-Dichtungen nach dem Tode seines Knaben (October 1877 bis Mai 1878). Ich hatte sie mit um so tieferer Bewegung gelesen, als ich vor wenigen Monaten meine jüngste Tochter durch den Tod verloren hatte, nachdem binnen kurzer Frist ihre zwei Kinder ihr vorangegangen waren, an welche die Gestalt dieses Knaben mich erinnerte. Aber wenn mich auch, gleich Geibel, die schmerzliche Schönheit der Dichtung mächtig ergriffen hatte, so mußte ich doch sagen, daß die Grundstimmung der Rückert'schen „Kindertodtenlieder“ mir sympathischer sei, und er stimmte mir zu. Uebrigens sprach Geibel von Heyse's dichterischer Begabung nie anders, als mit der höchsten Anerkennung. „Und wenn wir im Denken auch vielfach auseinandergehen, im künstlerischen Schaffen und in unseren Ueberzeugungen über die Gesetze dieses Schaffens

finden wir uns immer wieder zusammen. Er bleibt doch weitaus das bedeutendste Talent unter allen Jüngeren."

Eine große Freude wurde Geibel in diesem Sommer durch die Geburt der ersten Enkeltochter zu Theil, welche in der Taufe den Namen: Ada erhielt.

Seitdem meine Besuche zum Theil auch ärztliche waren, sah ich Geibel bisweilen schon Vormittags, oder früh am Nachmittage, und es konnte mir nicht verborgen bleiben, daß seine Kräfte allmälich schwanden. Die Abendstunden täuschten. In ihnen verrieth sich kaum eine Abnahme der gewohnten Lebhaftigkeit und Frische. Im September 1882 fand ich ihn zum ersten Mal an einem Abend entschieden angegriffen und in gedrückter Stimmung, so daß ich früher, als sonst aufbrach. Er hatte am Nachmittage die Nachricht von dem plötzlichen Tode eines ihm nahe stehenden Freundes (Richter Pauli) in der Fremde erhalten. Doch war es wohl nicht blos die Wirkung dieser Gemüthsbewegung, die in ihm nachzitterte. Mit dem 31. December dieses Jahres schließen seine Tagebücher.

Indeß bewahrte er sich bis an sein Lebensende die volle Theilnahme an den geistigen Interessen der Nation. Sobald er nur einigermaßen schmerzensfrei war, vertiefte er sich, wie sonst, mit Liebe in die Erzeugnisse der älteren, wie der neueren und neuesten poëtischen Litteratur. Noch um Pfingsten 1883 las er, wie seine Tochter mir erzählt, von seinen Uebersetzungen aus dem Französischen den Seinigen in alter Weise vor, und selbst noch gegen das Ende des Jahres konnte er Abends verhältnißmäßig so frisch erscheinen, daß diejenigen, welche ihn nur in solchen Stunden sahen, kaum glauben mochten, wie schwach er in Wirklichkeit war. Einen Tag vor dem tödtlichen Schlaganfall sprach er mit seiner Tochter noch über die Dichtungen von Conrad Ferdinand Meyer, den er hochverehrte, und empfahl ihr dringend, sie zu lesen. Es war das letzte Gespräch, welches sie mit ihrem Vater führte.

Zuletzt sah ich Geibel an einem Juliabend 1883. Er wohnte damals in einer Villa vor dem Burgthor, in der Nähe

des Kirchhofs, auf dem seine sterbliche Hülle gebettet ist. Eine Lindenallee führt dahin. Das Haus ist von der Straße durch einen mit alten Bäumen, Linden und Tannen, bestandenen Vorgarten getrennt. Ich fand den Freund in der an der Vorderseite des Hauses vorspringenden Veranda auf einem Ruhebette, mit der Correctur eines Bandes seiner gesammelten Werke beschäftigt. Er freute sich, so weit gelangt zu sein, und äußerte schmerzlich lächelnd, daß diese Thätigkeit wohl seine letzte sein werde. Als seine Nichte uns zum Abendessen rief, erhob er sich und folgte uns in das nach hinten gelegene Zimmer, von dem man eine freie Aussicht nach Westen über die Trave hatte. Er sprach wenig, und ich merkte, daß die Unterhaltung ihn anstrengte. Daher verabschiedete ich mich zeitig; er drückte mir mit einem innigen, vielsagenden Blick die Hand. Seine Nichte begleitete mich hinaus, und noch lange gingen wir an dem milden Sommerabend zwischen den Bäumen auf und ab und sprachen von einer Zukunft, die wir raschen Schrittes uns näher rücken sahen.

Als Geibel am Palmsonntag 1884 starb, war ich nicht in der Heimath.



Berichtigungen.

S. 18 Z. 7 v. o. statt „Es betrübt“ l. Er betrübt.
S. 19 Z. 15 v. o. statt „im“ l. zum.
S. 24 Z. 10 v. u. statt „Eichendorf“ l. Eichendorff.
S. 39 Z. 17 v. o. statt „uns“ l. nur.
S. 51 Z. 12 v. u. statt „Neptumus“ l. Neptunus.
S. 54 Z. 1 v. o. statt „Allmälich nahmen“ l. Allmälich aber nahmen.
S. 61 Z. 18 v. o. statt „Und“ l. Denn.
S. 64 Z. 24 v. o. statt „und den thätigsten“ l. und thätigsten.
S. 65 Z. 1 v. o. statt „Uebriggeblieben“ l. Uebriggebliebenen.
S. 67 Z. 18 v. o. statt „Bacherach“ l. Bacharach.
S. 71 Z. 2 v. u. statt „Freiherr“ l. Freiherrn.
S. 74 Z. 17 v. u. statt „sara“ l. sarà
S. 77 Z. 2 v. u. statt „15.“ l. 5.
S. 88 Z. 1 v. o. statt „anschanliche“ l. anschauliche.
S. 96 Z. 12 v. u. statt „das“ l. daß.
S. 106 Z. 3 v. u. statt „Blüthe“ l. Blüte.
S. 114 Z. 14 v. u. statt „Höhe der“ l. Höhe, der.
S. 118 Z. 11 v. u. statt „Bahn“ l. Lahn.
S. 134 Z. 2 v. o. statt „nicht, für“ l. nicht. Für.
S. 191 Z. 7 v. o. statt „wenn“ l. ob.
S. 198 Z. 2 v. o. statt „damit“ l. darin.
S. 208 Z. 6 v. o. statt „gemütlichen“ l. gemüthlicheren.
„ „ Z. 7 v. o. statt „feinen“ l. seinen.
„ „ Z. 11 v. o. statt „Schwester“ l. Schwägerin.
S. 221 Z. 8 v. u. statt „29.“ l. 24.

